Lesebuch

zur

Förderung humaner Bildung

in

Realschulen

und in andern zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen.

Von

Adalbert Stifter und **J. Aprent.**

Pesth, 1854.

Verlag von Gustav Heckenast.

Lesebuch

zur

Förderung humaner Bildung.

Lesebuch

zur

Förderung humaner Bildung

in

Realschulen

und in andern zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen.

Von

Adalbert Stifter und J. Aprent.

Pest, 1854.

Verlag von Gustav Heckenast.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

Goethe.

Vorrede.

Die Verfaßer des vorliegenden Lesebuches haben in Anbetracht der weitauseinanderliegenden Forderungen an ein solches Buch je nach der Reife und dem Lebenszweck der Schüler, und in Anbetracht der Unmöglichkeit allen diesen Forderungen zugleich Genüge leisten zu können, vorzüglich einen Gesichtspunkt im Auge behalten und das Buch nach demselben zusammengestellt, den Gesichtspunkt allgemein menschlicher Bildung, (Humanismus) deren Pflege die neuere Zeit mit Recht den Sachwißenschaften (Realfächern) beigesellt hat, damit der Jüngling, der sich um die Kenntnis des Sachlichen bemüht, also der Schüler der Bürgerschulen, der technischen Schulen u. s. w. auch in die Welt des höhern allgemein menschlichen Denkens und Fühlens eingeführt werde, auf dem bekannt gewordenen Wege fortschreite, und zu dem Nothwendigen seines künftigen Lebens auch den höheren Schmuck desselben lege.

Zu diesem Zwecke haben die Verfaßer einerseits nur sittlich Schönes, Würdiges, Verstandesgemäßes, d. h. künstlerisch Gebildetes zusammen zu stellen sich bestrebt, sie haben

aus der alten Welt der Griechen und Römer Theile in Uebersetzungen aufgenommen, aus alter und neuer Zeit deutscher dichtender und denkender Kunst Beiträge gesammelt, und aus den erhabensten Theilen des alten Testamentes Auszüge gemacht, die nach den Eingeweihten der Schrift zu dem Tiefsten des heiligen Buches gehören. Anderseits haben die Verfaßer jede einzelne Lehre und Wißenschaft als solche bei Seite gelaßen, da denen, die in den oben angeführten Schulen nothwendig sind, ohnehin ein eigener ausschließlicher Vortrag gewidmet ist.

Wenn dem ernsten Willen und der sorgsamen Arbeit der Verfaßer auch der Erfolg zu Theil geworden ist, so dürfte ein Lehrer, der das Buch zu gebrauchen weiß, wohl Edles und Würdiges in dem Herzen seiner Schüler zu schaffen im Stande sein.

Wenn Manches für Einzelne noch schwer Faßbares geboten wird, haben die Zusammensteller es für ein geringeres Uebel gehalten, als dafür leicht Faßliches aber Gemeines zu bieten, das dem Geiste Schaden zufügt, den ein für jetzt Unverstandenes nicht bringt, das nach und nach ein Verstandenes wird, weil ja das Buch auch noch nach der Schule den Schülern lieb bleiben soll.

Die Sprache ist hier als ein Gewordenes angesehen und als solches mit den Schülern zu behandeln, die ja diese Sprache schon längst sprechen, und die Vorstufen, wie sie sich ihnen zusammengebaut hat, im Wesentlichen bereits überwunden haben müßen.

Hinsichtlich der Art, wie die allgemeine Menschlichkeit in der Sprache zum Ausdrucke kommt, haben die Verfaßer gestrebt eine solche Auswahl zu treffen, daß im Einzelnen die Gattung erscheine und so viel möglich alle Gattungen vertreten seien.

Was die Eintheilung betrifft, scheiden die beiden Theile „Von Außen — nach Innen" den Stoff in zwei große Gebiete,

die sich auf die Richtung beziehen, nach welcher überhaupt alle geistige Entwicklung vor sich geht. Zuerst Beschauen des Gegenstandes und Herrschaft desselben, dann Erregtheit des Innern und seine Geltendmachung also dort Beschreibung und Erzählung, hier Gefühlsäußerung (Lyrik) und Denken über die Dinge. (Reflexion.) Zu beiden kömmt im Menschen dann das Wollen, in welchem das thätige Innere sich wieder der Außenwelt zuwendet und die That erzeugt, die den Kreis an seinem Anfangspunkte abschließt. Das Drama hätte also eigentlich das Ende des Buches mit seinem Anfange verbinden sollen, doch mußte darauf verzichtet werden, da der Aufnahme eines ganzen Stückes Verlagsrechte entgegenstehen, und kaum eine Dichtungsart weniger geeignet ist in Bruchstücken gegeben zu werden, als das Drama. Lehrer, die mit dem Lesebuche einverstanden sind, werden leicht eines finden, auf das sie die Schüler verweisen, oder das sie mit ihnen lesen können. Wir deuten unvorgreiflich Göthes Iphigenie an.

Das Buch kann in zwei Jahren (etwa wie die 4. und 5. Klasse österr. Realschulen) durchgenommen werden und bedarf, wie aus dem Gesagten hervorgeht, in vielen Theilen der Vermittlung des Lehrers. Zu zeigen, in welchem Sinne die Verfaßer das Buch gedacht haben, und wie sie es in der Schule anwenden würden, gedenken dieselben im Laufe dieses Jahres ein Handbuch herauszugeben, in welchem die künstlerische und kunstgeschichtliche Würdigung der Schriftsteller und ihrer aufgenommenen Stücke nebst dem Gebrauche des Buches in der Schule abgehandelt werden wird.

Hinsichtlich der Schreibung der Wörter hätten die Verfaßer gerne jeden Schriftsteller in seinem eigenen Gewande erscheinen laßen. Doch schien es Schulzwecke halber angemeßen größere Abweichungen zu tilgen und sich an das allgemeine Uebliche zu halten. Nur die Unterscheidung von ſſ und ß wurde im Innern der Wörter nach der Regel der historischen Gram-

matik durchgeführt, da diese Regel einfach und einer vollständigen Anwendung fähig ist. Sollte hie und da noch ein kleiner Druckfehler stehen geblieben sein, so bitten die Verfaßer dieß mit der großen Entfernung des Druckortes von ihrem Wohnorte zu entschuldigen, die eine nochmalige Durchsicht nicht leicht möglich machte.

Linz, im März 1854.

Die Verfaßer.

Von Außen.

Der heilige Wald der Semnonen.

(Nach Grimm.)

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteste und edelste Volk. Zu gewissen Zeiten hielten sie in einem Walde, heilig durch den Gottesdienst der Vorfahren und durch alten Schauer, Zusammenkünfte, wozu alle aus demselben Blute entsprungene Stämme Abgesandte schickten, und brachten ein öffentliches Menschenopfer. Vor dem Haine tragen sie solche Ehrfurcht, daß niemand hineintritt, der sich nicht vorher in Bande hätte binden lassen zur Anerkennung seiner Schwäche und der göttlichen Allmacht. Fällt er von ungefähr auf die Erde, so ist ihm nicht erlaubt aufzustehen oder aufgehoben zu werden, sondern er wird auf dem Erdboden hinausgeschleift. Dieser Gebrauch weist dahin, wie aus dem Heiligthum das Volk entsprungen, und der allwaltende Gott da gegenwärtig sei, dem alles andere gehorsam sein müsse.

Der heilige See der Hertha.

(Nach Grimm.)

Die Reudigner, Avionen, Angeln, Wariner, Eudosen, Suarthonen und Ruithonen, deutsche Völker, zwischen Flüßen und Wäldern wohnend, verehren insgesammt die Hertha, d. i. Mutter Erde, und glauben, daß sie sich in die menschlichen Dinge mischt und zu den Völkern gefahren kommt. Auf einem Eiland des Meeres liegt ein unentweihter, ihr geheiligter Wald, da steht ihr Wagen, mit Decken umhüllt, nur ein einziger Priester darf ihm nahen. Dieser weiß es, wann die Göttin im heiligen Wagen erscheint, zwei weibliche Rinder ziehen sie fort und jener folgt ehrerbietig nach. Wohin sie zu kommen und zu herbergen würdigt, da ist froher Tag und Hochzeit, da wird kein Krieg gestritten, keine Waffe ergriffen, das Eisen verschlossen. Nur Friede und Ruhe ist dann bekannt und gewünscht; das währt so lange, bis die Göttin genug unter den Menschen gewohnt hat, und der Priester sie wieder in's Heiligthum zurückführt. In einem abgelegenen See wird Wagen, Decke und Göttin selbst gewaschen; die Knechte aber, die dabei dienen, verschlingt der See alsbald. Ein heimlicher Schrecken und eine heilige Unwissenheit sind daher stets über das gebreitet, was nur Diejenigen anschauen, die gleich darauf sterben.

Frau Holla zieht umher.

(Nach Grimm.)

In der Weihnacht fängt Frau Holla an herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnrocken auf's Neue an, winden viel Werg oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holla, so freut sie sich und sagt:

„So manches Haar,
So manches gutes Jahr."

Diesen Umgang hält sie bis zum großen Neujahr, d. h. den heiligen Dreikönigstag, wo sie wieder umkehren muß nach ihrem Horselberg; trifft sie dann unterwegs Flachs auf dem Rocken, zürnt sie und spricht:

„So manches Haar,
So manches böses Jahr."

Daher reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihren Rocken ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts daran bleibe und ihnen übel ausschlage. Noch beßer ist's aber, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werg vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

Frau Holla und der Bauer.

(Nach Grimm.)

Frau Holla zog einmal aus; es begegnete ihr ein Bauer mit der Axt. Da redete sie ihn mit den Worten an, daß er ihr den Wagen verkeilen oder verschlagen sollte. Der Taglöhner that, wie sie ihm hieß und als die Arbeit verrichtet war, sprach sie: Raff' die Späne auf und nimm sie zum Trinkgeld mit; darauf fuhr sie ihres Weges. Dem Manne kamen die Späne vergeblich und unnütz vor, darum ließ er sie meistentheils liegen, blos ein Stück oder drei nahm er für die Langeweile mit. Wie er nach Hause kam und in den Sack griff, waren die Späne eitel Gold, alsbald kehrte er um, noch die anderen zu holen, die er liegen gelassen; so sehr er suchte, so war es doch zu spät und nichts mehr vorhanden.

Der Kobold.

(Nach Grimm.)

An einigen Orten hat fast jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, einen Kobold, der allerlei Hausarbeit verrichtet, in der Küche Wasser trägt, Holz haut, Bier holt, kocht, im Stalle die Pferde striegelt, den Stall mistet und dergleichen. Wo er ist, nimmt das Vieh zu und Alles gedeiht und gelingt. Noch heute sagt man sprichwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht von der Hand geht: „Sie hat den Kobold." Wer ihn aber erzürnt, mag sich vorsehen.

Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich schleppen sie Sägespäne in's Haus, in die Milchge-

fäße aber bringen sie Koth von unterschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerstreut, der Koth in den Gefäßen gelassen und daraus die Milch genoßen wird, so bleibt der Kobold im Haus, so lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben ist.

Die Wichtlein.

(Nach Grimm.)

Die Wichtlein oder Bergmännlein erscheinen gewöhnlich wie die Zwerge, nur etwa dreiviertel Ellen groß. Sie haben die Gestalt eines alten Mannes mit einem langen Bart, sind bekleidet wie Bergleute mit einer weißen Hauptkappe am Hemd und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Sie thun den Arbeitern kein Leid, denn wenn sie bisweilen auch mit kleinen Steinen werfen, so fügen sie ihnen doch selten Schaden zu, es sei denn, daß sie mit Spotten und Fluchen erzürnt und scheltig gemacht werden. Sie laßen sich vornehmlich in den Gängen sehen, welche Erz geben oder wo gute Hoffnung dazu ist. Daher erschrecken die Bergleute nicht vor ihnen, sondern halten es für eine gute Anzeige, wenn sie erscheinen und sind desto fröhlicher und fleißiger. Sie schweifen in den Gruben und Schachten herum, und scheinen gar gewaltig zu arbeiten, aber in Wahrheit thun sie nichts. Bald ist's als durchgrüben sie einen Gang oder eine Ader, bald, als faßten sie das Gegrabene in den Eimer, bald, als arbeiteten sie an der Rolle und wollten etwas hinaufziehen, aber sie necken nur die Bergleute damit und machen sie irre. Bisweilen rufen sie; wenn man hinkommt, ist niemand da.

Am Kuttenberg in Böhmen hat man sie oft in großer Anzahl aus den Gruben heraus und hinein ziehen gesehen. Wenn kein Bergknappe d'runten, besonders wenn großes Unglück oder Schaden bevorstand, (sie klopfen dem Bergmann dreimal den Tod an) hat man die Wichtlein hören scharren, graben, stoßen, stampfen und andere Bergarbeiten mehr vorstellen. Bisweilen auch nach gewisser Maße, wie die Schmiede auf dem Ambos pflegen, das Eisen umkehren und mit Hämmern schmieden. Eben in diesem Bergwerke hörte man sie vielmals klopfen, hämmern und picken, als ob drei oder vier Schmiede etwas stießen, daher sie auch von den Böhmen Hausschmiedlein genannt wurden. In Idria stellen ihnen die Bergleute täglich ein Töpflein mit Speisen an einen besonderen Ort. Auch kaufen sie jährlich zu gewissen Zeiten ein rothes Röcklein, der Länge nach einem Knaben gerecht, und machen ihnen ein Geschenk damit. Unterlaßen sie es, so werden die Kleinen zornig und ungnädig.

Der Abzug des Zwergvolkes über die Brücke.

(Nach Grimm.)

Die kleinen Höhlen in den Felsen, welche man auf der Südseite des Harzes, sonderlich in einigen Gegenden der Grafschaft Hohenstein

findet, und die größtentheils so niedrig sind, daß erwachsene Menschen nur hinein kriechen können, theils aber einen räumigen Aufenthaltsort für größere Gesellschaften darbieten, waren einst von Zwergen bewohnt, und heißen nach ihnen noch jetzt Zwerglöcher. Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend bemerkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich gieng er auf den Rath einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab und schlug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß ihr Volk es sei, welches die Felder der Landesbewohner beraube, wozu aber die äußerste Noth sie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzuges erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen laßen und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Theil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke gesteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als wenn eine sehr große Herde Schafe über die Brücke gieng. — Seit dieser letzten großen Auswanderung des Zwergvolkes laßen sich nur selten einzelne Zwerge sehen. Doch zu den Zeiten der Elternväter stahlen zuweilen einige in den Berghöhlen zurückgebliebene Zwerge aus den Häusern der Landesbewohner kleine kaum geborne Kinder, die sie mit Wechselbälgen vertauschten.

Das Vogelnest.

(Nach Grimm.)

Unter solchem Gespräch sah ich am Schatten oder Gegenschein eines Baumes im Wasser etwas auf der Zwickgabel liegen, das ich gleichwol auf dem Baume selbst nicht sehen konnte, solches wies ich meinem Weib wunderswegen. Als sie solches betrachtet und die Zwickgabel gemerkt, darauf es lag, kletterte sie auf den Baum und holte es herunter, was wir im Wasser gesehen hatten. Ich sah ihr gar eben zu und wurde gewar, daß sie in demselben Augenblicke verschwand, als sie das Ding dessen Schatten (Abbild) wir im Waßer erblickt, in die Hand genom-

men hatte; allein ich sah noch wohl ihre Gestalt im Waßer, wie sie nämlich den Baum wieder abkletterte und ein kleines Vogelnest in der Hand hielt, das sie vom Zwickast herunter genommen. Ich fragte sie: was sie für ein Vogelnest hätte? Sie hingegen fragte mich: ob ich sie denn sähe? Ich antwortete: „Auf dem Baum selbst sehe ich Dich nicht, aber wohl deine Gestalt im Waßer.“ „Es ist gut,“ sagte sie, „wenn ich herunter komme, wirst Du sehen, was ich habe.“ Es kam mir gar verwunderlich vor, daß ich mein Weib sollte reden hören, die ich doch nicht sah, und noch seltsamer, daß ich ihren Schatten an der Sonne wandeln sah und sie selbst nicht. Und da sie sich beßer zu mir in den Schatten näherte, so daß sie selbst keinen Schatten mehr warf, weil sie sich nunmehr außerhalb dem Sonnenschein im Schatten befand, konnte ich gar nichts mehr von ihr merken, außer, daß ich ein kleines Geräusch vernahm, welches sie beides mit ihrem Fußtritt und ihrer Kleidung machte, welches mir vorkam, als ob ein Gespenst um mich her gewesen wäre. Sie setzte sich zu mir und gab mir das Nest in die Hand, sobald ich dasselbige empfangen, sah ich sie wiederum, hingegen sie aber mich nicht; solches probirten wir oft mit einander, und fanden jedesmal, daß Dasjenige, so das Nest in Händen hatte, ganz unsichtbar war. Darauf wickelte sie das Nest in ein Nasentüchel, damit der Stein oder das Kraut oder Wurzel, welches sich im Nest befand und solche Wirkung in sich hatte, nicht heraus fallen sollte und etwa verloren würde, und nachdem sie solches neben sich gelegt, sahen wir einander wiederum wie zuvor, ehe sie auf den Baum gestiegen. Das Nestnastüchel sahen wir nicht, konnten es aber an demjenigen Orte wohl fühlen, wohin sie es gelegt hatte.

Der Hirt auf dem Kyffhäuser.

(Nach Grimm.)

Etliche sprechen, daß bei Frankenhausen in Thüringen ein Berg liege, darin Kaiser Friedrich seine Wohnung habe und vielmal gesehen worden sei. Ein Schafhirt, der auf dem Berge hütete und die Sage gehört hatte, fieng an auf seiner Sackpfeife zu pfeifen und als er meinte, er habe ein gutes Hofrecht gemacht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei Dir geschenkt!“ Da soll sich der Kaiser hervorgethan, dem Schäfer offenbart und zu ihm gesprochen haben: „Gott grüß' Dich, Männlein, wem zu Ehren hast Du gepfiffen?“ „Dem Kaiser Friedrich,“ antwortete der Schäfer. Der Kaiser sprach weiter: „Hast Du das gethan, so komm mit mir, er soll Dir darum lohnen.“ Der Hirt sagte: „Ich darf nicht von den Schafen gehen.“ Der Kaiser aber antwortete: „Folge mir nach, den Schafen soll kein Schaden geschehen.“ Der Hirt folgte ihm, und der Kaiser Friedrich nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen zu einem Loch in den Berg hinein. Sie kamen zu einer eisernen Thür, die alsbald aufging, nun zeigte sich ein schöner großer Saal; darin waren viele Herren und tapf're Diener,

die ihm Ehre erzeigten. Nachfolgends erwies sich der Kaiser auch freundlich gegen ihn und fragte, was er für einen Lohn begehre, daß er ihm gepfiffen? Der Hirt antwortete: Keinen. Da sprach aber der Kaiser: „Geh' hin und nimm von meinem güld'nen Handfaß den Einen Fuß zum Lohn.“ Das that der Schäfer, wie ihm befohlen ward, und wollte darauf von dannen scheiden. Da zeigte ihm der Kaiser noch viel seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen und sprach, er solle den Leuten sagen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde. Hierauf ließ er den Hirt wieder hinaus geleiten, der nahm den Fuß mit, brachte ihn den anderen Tag zu einem Goldschmied, der ihn für echtes Gold anerkannte und ihm abkaufte.

Der getreue Eckhart.

(Nach Grimm.)

Man sagt von dem treuen Eckhart, daß er vor dem Venusberg oder Höfelberg sitze und alle Leute warne, die hineingehen wollen. Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld, seines Alters über achtzig Jahre, erzählte, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wüthende Heer vorübergezogen sei, alle Jahr auf der Fastnacht Dornstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet; nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergegangen, hat sich selbst den treuen Eckhart geheißen. Dieser Mann hatte die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen und es sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, auch der eins Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zwei Füßen. Der Andere ist auf einem Rade gebunden gelegen, und das Rad ist von selbst umgelaufen. Der Dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen. Ein Anderer hat kein Kopf gehabt und der Rück ohn Maßen. In Franken ists noch neulich geschehen und zu Heidelberg am Neckar hat man's oft im Jahr gesehen. Das wüthende Heer erscheint in Einöden, in der Luft und im Finstern, mit Hundegebell, Blasen auf Waldhörnern und Brüllen wilder Thiere, auch siehet man dabei Hasen laufen und höret Schweine grunzen.

Alboin wird dem Audoin tischfähig.

(Nach Grimm.)

Als Alboin, Audoin's Sohn, siegreich vom Feldzug gegen die Gepiden heimkehrte, wollten die Longobarden, daß er auch seines Vaters Tischgenoß würde. Audoin aber verwarf dies, weil nach der Gewohnheit des Volkes der Königssohn nicht eher mit dem Vater speisen dürfe, bis er von einem auswärtigen König gewaffnet worden sei. Sobald

dies Alboin hörte, ritt er, nur von vierzig Jünglingen begleitet, zu Thurisend, dem Gepidenkönig, dessen Sohn Turismod er eben erlegt hatte, und erzählte ihm, aus welcher Ursache er käme. Thurisend nahm ihn freundlich auf, lud ihn zu Gast und setzte ihn zu seiner Rechten an der Mahlzeit, wo sonst sein Sohn zu sitzen pflegte. Als nun Thurisend so saß und seines Sohnes Mörder neben sich erblickte, seufzte er vor Schmerz und sprach: „Der Platz ist mir lieb, aber der Mann leid, der jetzt darauf sitzt." Durch diese Worte gereizt, hub der andere Sohn Thurisends an der Longobarden zu spotten, weil sie unterhalb der Waden weiße Binden trügen; und verglich sie Pferden, deren Füße bis an die Schenkel weiß sind. „Das sind eckelhafte Mären, denen ihr gleicht!" Einer der Longobarden versetzte hierauf: „Komm mit in's Asfeld, da kannst Du sehen, wie gut die, welche Du Mären nennst, mit den Hufen schlagen; da liegen deines Bruders Gebeine, wie die eines elenden Gauls, mitten auf der Wiese." Die Gepiden geriethen dadurch in Wuth und wollten sich rächen; augenblicklich faßten alle Longobarden ihre Degengriffe. Der König aber stand vom Tische auf, warf sich in ihre Mitte und bedrohte den, welcher zuerst den Streit anheben würde: Der Sieg misfalle Gott, wenn man in seinem eigenen Hause den Feind erlege. So beschwichtigte er den Zank, nahm nach vollbrachtem Mahl die Waffen seines Sohnes Turismod und übergab sie dem Alboin. Dieser kehrte in Frieden zu seinem Vater heim und wurde nun dessen Tischgenoße. Er erzählte alles, was ihm bei den Gepiden begegnet war, und die Longobarden lobten mit Bewunderung sowohl Alboin's Wagstück als Turisend's große Treue.

Des Königs Grab.

(Nach Grimm.)

Die Westgothen wollten durch Italien nach Afrika wandern, unterwegs starb plötzlich Alarich, ihr König, den sie über die Maßen liebten. Da huben sie an und leiteten den Fluß Barent, der neben der Stadt Consentina vom Fuße des Berges fließt, aus seinem Bette ab. Mitten in dem Bett ließen sie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, und in den Schoß der Grube bestatteten sie nebst vielen Kostbarkeiten ihren König Alarich. Wie das geschehen war, leiteten sie das Waßer wieder ins alte Bett zurück und tödteten, damit die Stätte von niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

Der eiserne Karl.

(Nach Grimm.)

Zur Zeit, als König Karl den Lombarden-König Desiderius befeindete, lebte an des Letzteren Hofe Ogger (Odger, Antchar), ein edler Franke, der vor Karl's Ungnade das Land hatte räumen müßen. Wie

nun die Nachricht erscholl, Karl rücke mit Heeresmacht heran, standen Desiderius und Ogger auf einem hohen Thurm, von dessen Gipfel man weit und breit in das Reich schauen konnte. Das Gepäck rückte in Haufen an. „Ist Karl unter diesem großen Heer?“ frug König Desiderius. „Noch nicht!“ versetzte Ogger. Nun kam der Landsturm des ganzen fränkischen Reiches. „Hierunter befindet sich Karl aber gewiß,“ sagte Desiderius bestimmt. Ogger antwortete: „Noch nicht, noch nicht.“ Da tobte der König und sagte: „Was sollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ „Wie er kommen wird,“ antwortete jener, „sollst Du gewahr werden; was mit uns geschehe, weiß ich nicht.“ Unter diesen Reden zeigte sich ein neuer Troß. Erstaunt sagte Desiderius: „Darunter ist doch Karl?“ „Immer noch nicht,“ sprach Ogger. Nächstdem erblickte man Bischöfe, Aebte, Kapellane mit ihrer Geistlichkeit. Außer sich stöhnte Desiderius: „O! laß uns niedersteigen, und uns bergen in der Erde vor dem Angesichte dieses grausamen Feindes.“ Da erinnerte sich Ogger der herrlichen unvergleichlichen Macht des König Karls aus beßeren Zeiten her und brach in die Worte aus: „Wenn Du die Saat auf den Feldern wirst starrend sehen, den eisernen Po und Tissino mit dunkeln eisenschwarzen Meereswellen die Stadtmauern überschwemmen, dann gewarte, daß Karl kommt.“ Kaum war dies ausgeredt, als sich im Westen wie eine finstere Wolke zeigte, die den hellen Tag beschattete. Dann sah man den eisernen Karl in einem Eisenhelm, in eisernen Schienen, eisernem Panzer um die breite Brust, eine Eisenstange in der Linken hoch aufreckend. In der Rechten hielt er den Stahl, der Schild war ganz aus Eisen, und auch sein Roß schien eisern an Muth und Farbe. Alle die ihm vorausgiengen, zur Seite waren und ihm nachfolgten, ja das ganze Heer schien auf gleiche Weise ausgerüstet. Einen schnellen Blick darauf werfend, rief Ogger: „Hier hast Du den, nach dem Du so viel fragest, und stürzte halb entseelt zu Boden.

Kaiser Karl im Unterberg.

(Nach Grimm.)

In dem Wunderberg sitzt außer anderen fürstlichen und vornehmen Herren auch Kaiser Karl, mit goldener Krone auf dem Haupt und seinem Szepter in der Hand. Auf dem großen Walserfeld wurde er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt behalten, wie er sie auf der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart ist grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldene Bruststück ganz und gar. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt; einer liegt auf der rechten Seite, der andere auf der linken, mit einem kostbaren Perlenband umwunden. Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Angesicht und er zeigt sich freundlich und gemeinschaftlich gegen alle Untergebenen, die da mit ihm auf einer schönen Wiese hin und her gehen. Warum er sich da aufhält und was seines Thuns ist, weiß niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes.

Franz Sartori erzählt, daß Kaiser Karl der Fünfte, nach Andern aber Friedrich an einem Tisch sitzt, um den sein Bart schon mehr denn zweimal herumgewachsen ist. So wie der Bart zum drittenmal die letzte Ecke desselben erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen.

Abdallah.

(Von Chamisso.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurückzugewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wißen, willfährig einander gesagt,
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend und kenne wohl den Platz,
Und könnte dahin Dich führen, den unermeßlichsten Schatz,
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllet ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nichts nützen, Du machst mich glücklich und reich!"

„Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
Nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und Dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu Deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kameele, mir vierzig, dies ist, was billig mir scheint;
Den Werth der vierzig Thiere empfängst Du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

„Wolan, wolan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn!"

Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah leitet die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließt die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch, am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, sowie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamen Thun und Reden viel kräftige Spezerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinstert schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut,
Es tragen gold'ne Pilaster ein hohes Gewölb von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllet ihn ganz,
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last, und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als was er liegen muß laßen ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kameele, schier über ihre Kraft,
Abdallah sieht mit Staunen, was ferners der Derwisch schafft,
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich wertlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid,
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

D'rauf schreiten hinaus die Beiden und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein Jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zur Quell' der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die Jeder zu nehmen meint.
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust,
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihm eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eig'nen Kameele — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eig'nen Vorteil, ich denk' an Deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen und weißt nicht, welche Last,
Du guter, an vierzig Kameelen Dir aufgebürdet hast."

„Noch kennst Du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, Dir wird's mit vierzig zu schwer,
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr!"

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magst,
Schon dacht' ich bei mir selber, was Du mein Bruder mir sagst.
Nimm, wie Dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von Deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n!"

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.
Er kehrt zurück im Laufe; es muß versuchet sein,
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelaßen sein.

„Mein Bruder, hör' mein Bruder, o traue meinem Wort,
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn Du denkst,
Du machst es Dir bequemer, wenn Du noch zehen mir schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht Du haben magst,
Schon dacht' ich bei mir selber, was Du mein Bruder mir sagst.

Nimm, wie Dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von Deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheu'n,
Noch zehen von den Zwanzig und von den zehen neun.

Das Eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfaßet seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest Du Nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach Dein Herz begehrt,
Es ist, daß trauernd Du scheidest von Deinem Bruder, nicht werth.
Sei fromm und weis' im Reichthum, und beug' vor Allah Dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchslein: Das ist das rechte Geschmeid,
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder! Auf ein Wort,
Was nimmst Du doch das Büchschen, das schlechte, mit Dir fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?"
„So nimm es," spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er noch das Büchschen, das räthselhafte hält;
Er spricht, kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah! die Salbe wunderbar,
Bestreichst Du Dein linkes Auge damit, durchschauest Du klar,
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst Du Dein rechtes Auge, so wirst Du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör' mein Bruder, Du machst es beßer traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun."

Willfährig thut's der Derwisch, da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze, und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör' mein Bruder, zum letzten Mal mich an,
Bestreiche mein rechtes Auge, wie Du das linke gethan,
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre Du mir,
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit Dir!"

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte Dir die Kräfte von Deiner Salbe kund;
Ich will, nach allem Guten, das ich Dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die Dich in's Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben uud brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld,
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind?
Was sehend auf einem Auge, macht auf dem andern nicht blind!
Bestreiche mein rechtes Auge, wie Du das linke gethan,
Und wiße, daß, falls Du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann."

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt,
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht,
— Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, Du doch die Wahrheit sprachst,
Nun heile, kenntnißreicher, was selber Du verbrachst."
„Ich habe nichts verbrochen, Dir ward, was Du gewollt,
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt."

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub,
Der Derwisch abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf.
Noch lag er da, verschmachtend, ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Schneewittchen.

Eine Märchen-Szene. (Von Storm.)

Zwergenwirthschaft. Links eine Thüre zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fensteröffnung. Von außen Wald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüßeln.

Die sieben Zwerge

(kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und stutzen, einer nach dem andern.)

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7

(schaut in die Nebenkammer.)

Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen?

Zwergenältester.

Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2.

Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3.

O weh! Liegt Einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4.

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7.

Laß schau'n, laß seh'n!

Zwerg 7.

Ei Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester.

O weckt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschloßen ist der Aeuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.
Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tausendschön
Den Weg durch Dorn und Moor und See'n?
Zwerg 4.
Ist Alles so gar lieb und fein,
So rosenroth, schneeweiß und rein!
Zwergenältester.
Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schuhlein steh'n,
Laßt leis' das Zünglein ummegeh'n!
Zwerg 4.
Schau, schau! Die Wimper regte sich.
Zwerg 5.
Das Mündlein roth bewegte sich.
Zwerg 6.
Das blonde Köpfchen reckt sich auf,
Zwei blaue Aeuglein schlägt sie auf!
Zwerg 7.
Sie schaut sich um ein stummes Weilchen!
Zwergenältester.
Schweigt nun! Ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein bei Seit',
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut'.
(Die Zwerge treten bis auf den Aeltesten an beiden Seiten zurück.)
Schneewittchen
(erscheint scheu an der Thür.)
Zwergenältester.
Ei, grau' Dich nicht, tritt nur herein;
Du sollst uns fein willkommen sein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen,
Doch sprich, wie heißt Du denn?
Schneewittchen.
Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater ist König über dies Land.
Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo ließest Du die Pagen Dein,
Wo ließest Du die Wagen und die Rosse,
Wie kamst Du von des Königs Schloße?

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schooß;
Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich bat ihn so lange, so lang auf den Knien —
Da schoß er den Eber und ließ mich flieh'n.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandest Du Weg und Steg allein?
Wer zeigte Dir die sieben Berge?
Wie kamst Du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sah'n mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag' auf die blauen Aeugelein,
Laß springen Dein Herzlein wohlgemut;
Sollst bleiben hier in uns'rer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich Euch danken, Ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.

Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst Du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerschein
Fegst Du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,

Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für Dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Geh'n wir zu Walde, hüt'st Du das Stübchen,
Deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönste für Dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau' nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenältester.

Beßerst das Röcklein,
Heftest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist Du allein —
Läßt Du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie Morgens durch's Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein steh'n in hohen Gnaden,
Sind gar tapf're Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Staar, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Aeuglein;
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehen in hohen Gnaden,
Sind gar lust'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie Morgens in's Fensterlein
Durch die grauen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond steigt über die schwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern';
Mond und Sonne und Sternlein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirtschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten.

Zwergenältester.

Rehlein laß um Dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmettern und singen,
Laß Mond- und Sonnenlicht herein;
Nur vor den Menschen hüte Dich fein!

(Zu den Andern.)

Nun kommt, Ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen!

Die sieben Zwerge
(gehen singend ab).

Da ging die Katz' die tripp die trapp,
Da schlug die Thür' die klipp die klapp,
Frau Füchsin, sind Sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!

Schneewittchen
(allein).

Morgens, im Dämmerschein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lock're die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,

Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein
Flattern durch's Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür' herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen!

Wie Rüdiger erschlagen ward.

(Nach Simrock's Uebersetzung des Nibelungen-Liedes.)

Die Heimatlosen hatten am Morgen viel gethan.
Der Gemahl Gottlinden's kam zu Hof heran
Und sah auf beiden Seiten des großen Leid's Beschwer:
Darüber weinte inniglich der vielgetreue Rüdiger.

„O, weh' mir," sprach der Recke, daß ich das Leben gewann,"
Und diesem großen Jammer nun Niemand wehren kann.
So gern ich Frieden schüfe, der König geht's nicht ein,
Da ihm das Leiden stärker, immer stärker bricht herein."

Zu Dietrichen sandte der gute Rüdiger,
Ob sie's noch könnten wenden bei dem König hehr?
Da entbot ihm der von Berne: „Wer möchte widersteh'n?
Es will der König Etzel keine Sühne mehr seh'n."

Da sah ein Heunenrecke Rüdigern da steh'n
Mit weinenden Augen, wie er ihn oft geseh'n.
Er sprach zur Königstochter: „Nun seh't doch, wie er steht,
Den der König Etzel vor allen Andern hat erhöht."

„Und dem doch Alles dienet, die Leute wie das Land.
Wie sind so viel der Burgen an Rüdiger gewandt,
Deren er von dem Könige so manche haben mag!
Er schlug in diesem Sturme noch keinen löblichen Schlag."

„Mich dünkt, ihn kümmert wenig, was uns hier geschieht,
Wenn er nach seinem Willen bei sich die Fülle sieht.
Man rühmt, er wäre kühner als Jemand möge sein:
Das hat uns schlecht bewiesen in dieser Noth der Augenschein."

Mit traurigem Muthe sah der getreue Mann,
Als er die Rede hörte, den Heunen zornig an.
Er dachte: „Das entgiltst Du, Du sagst, ich sei verzagt?
Das hast Du Deine Märe zu laut bei Hofe gesagt."

Er begann die Faust zu ballen, da lief er ihn an,
Und schlug mit solchen Kräften den heunischen Mann,
Daß er ihm vor den Füßen niederstürzte todt.
Da war noch gemehret dem König Etzel die Noth.

„Fahr hin, verzagter Bösewicht," sprach Rüdiger,
„Ich hatte doch des Leides genug und der Beschwer:
Daß ich hier nicht fechte, was tadelst Du mir das?
Wohl trüg' auch ich den Gästen mit Grunde feindlichen Haß,"

„Und Alles, was ich könnte, thät' ich ihnen an,
Hätt' ich nicht hergeführet die in Gunther's Bann;
Doch war ich ihr Geleite in meines Herren Land:
D'rum darf sie nicht bekämpfen meine unsel'ge Hand."

Da sprach zum Markgrafen Etzel der König hehr:
„Wie habt Ihr uns geholfen, viel edler Rüdiger!
Wir hatten doch der Todten so viel in diesem Land,
Daß wir nicht mehr bedurften: mit Unrecht schlug ihn Eure Hand."

Da sprach der edle Ritter: „Er beschwerte mir den Muth,
Und hat mir bescholten die Ehre wie das Gut,
Deß ich so große Gaben aus Deinen Händen nahm,
Was nun dem Lügenbolde übel zu Statten kam."

Da kam die Königstochter, die hatt' es auch geseh'n,
Was von des Helden Zorne dem Heunen war gescheh'n:
Sie weinte sehr darüber, ihre Augen wurden naß.
Sie sprach zu Rüdigern: „Wie verdienten wir das,"

„Daß Ihr mir und dem König noch mehret unser Leid?
Ihr habt uns, edler Rüdiger, gelobet alle Zeit,
Ihr wolltet für uns wagen die Ehre und das Leben;
Auch hört' ich oft die Recken den Preis des Muthes Euch geben."

„Ich mahn' Euch nun der Treue, die mir schwur Eure Hand,
Als Ihr für Etzeln warbet, Ritter auserkannt:
Daß Ihr mir dienen wolltet, bis an unsern Tod:
Das war mir armen Weibe nie so bitterlich Noth."

„Das ist ungelogen, ich schwur Euch, edles Weib,
Ich wolle für Euch wagen die Ehre wie den Leib;
Die Seele zu verlieren hab' ich nicht geschworen:
Zu diesem Hofgelage bracht' ich die Fürsten wohlgeboren."

Sie sprach: „Gedenke, Rüdiger, der hohen Eide Dein,
Von Deiner steten Treue, wie Du den Schaden mein

Immer wolltest rächen und wenden all' mein Leid."
Da sprach der Markgraf: „Ich war Euch immer dienstbereit."

Etzel, der reiche, hub zu flehen an.
Da boten sie sich beide zu Füßen vor den Mann,
Daß man den guten Markgraf in großem Unmuth sah;
Der vielgetreue Recke, jammervoll begann er da:

„O weh' mir Gottverlaß'nen, daß ich erlebt den Tag!
Wo aller meiner Ehren ich mich begeben mag,
Aller Zucht und Treue, die Gott mir angebot;
O weh', Gott vom Himmel, daß mir's nicht wenden will der Tod!"

„Welches ich nun laße, das And're zu begeh'n,
So ist doch immer lästerlich und arg von mir gescheh'n:
Und wenn ich Beides laße, so schilt mich alle Welt.
Nun möge mich erleuchten, der mich dem Leben gesellt!"

Da baten ihn so lange der König und sein Weib,
Daß bald viel Degen mußten verlieren den Leib
Unter Rüdiger's Händen, und selbst der Held erstarb.
Nun mögt ihr bald vernehmen, welchen Jammer er erwarb.

Er wußte, daß nur Schaden und Unheil sein Gewinn.
Er hätt' es auch dem König und der Königin
Gern versagen mögen: der Held besorgte sehr,
Schlüg' er ihr Einen, daß er der Welt ein Greuel wär'.

Da sprach zu dem Könige der hochbeherzte Mann:
„Herr König, nehmet wieder, was ich von Euch gewann,
Das Land mit den Burgen; bei mir soll nichts besteh'n:
Ich will auf meinen Füßen hinaus in das Elend geh'n."

„Ledig alles Gutes, räum' ich Euer Land,
Mein Weib und meine Tochter nehm' ich an die Hand,
Eh' ich so ohne Treue entgegen gieng dem Tod:
Das hieß' auf üble Weise verdienen Euer Gold so roth."

Da sprach der König Etzel: „Wer aber hülfe mir?
Mein Land sammt den Leuten, das Alles geb' ich Dir,
Daß Du mich rächest, Rüdiger, an den Feinden mein:
Du sollst an meiner Seiten ein gewaltiger König sein."

Da sprach wieder Rüdiger: „Wie darf ich ihnen schaden?
Heim zu meinem Hause hab' ich sie geladen;
Pflege, Trank und Speise ich ihnen gütlich bot,
Und schenkt' ihnen meine Gabe; dazu soll ich sie schlagen todt."

„Die Leute mögen wähnen, ich sei zu verzagt.
Keiner meiner Dienste war ihnen je versagt,
Den Fürsten wohlgeboren und ihrem ganzen Bann:
Nun reuet mich die Freundschaft, die ich an ihnen gewann."

„Geiselher, dem Degen, gab ich die Tochter mein.
Sie konnt' auf Erden nimmer beßer verwendet sein,
Seh' ich auf Zucht und Ehre, auf Treue oder Gut:
Nie war ein junger König von so tugendreichem Muth."

Da sprach wieder Kriemhild: „Viel edler Rüdiger,
Nun laß Dich erbarmen uns'res Leid's Beschwer,
Mein und auch des Königs: gedenke wohl daran,
Daß kein Wirth auf Erden so leide Gäste noch gewann."

Da sprach der Markgraf zu der Königin hehr:
„Heute muß entgelten mit dem Leben Rüdiger,
Was Ihr und auch der König mir Liebes habt gethan.
Dafür muß ich nun sterben: es steht nicht länger mehr an."

„Ich weiß wohl, daß noch heute meine Burgen und mein Land
Euch ledig werden müßen von dieser Helden Hand:
So befehl ich Eurer Gnade mein Weib und auch mein Kind,
Und all' die Heimatlosen, die dort zu Bechlaren sind."

„Nun lohne Gott Dir, Rüdiger!" der König sprach da so;
Er und auch die Königin, sie wurden beide froh.
„Uns sollen Deine Leute wohl befohlen sein;
Auch trau' ich meinem Heile, Du werdest selber glücklich sein."

Da setzt' er auf die Wage die Seele wie den Leib:
Da begann zu weinen König Etzel's Weib.
Er sprach: „Ich muß Euch leisten den Eid, den ich gethan:
O weh' meiner Freunde; gar ungern greif' ich sie an."

Man sah' ihn tiefbekümmert von dem König geh'n.
Da fand er in der Nähe seine Recken steh'n:
Er sprach; „Ihr sollt Euch waffnen, Ihr All' in meinem Leh'n:"
Die kühnen Burgonden, die muß ich leider besteh'n."

Sie geboten hin zu eilen, wo man die Waffen fand:
Da wurden ihre Helme und mancher Schildesrand
Von dem Ingesinde alsbald herbeigetragen:
Bald hörten leide Märe die stolzen Fremdlinge sagen.

Gewaffnet ward da Rüdiger mit fünfhundert Mann;
Zwölf Recken noch darüber zogen mit ihm heran.

Sie wollten Preis erwerben in des Sturmes Noth:
Sie wußten nicht die Märe, daß ihnen nahe der Tod.

Man sah den Markgrafen unterm Helme geh'n,
Scharfe Schwerter trugen Die in Rüd'gers Leh'n,
Dazu vor ihren Händen die lichten Schilde breit:
Das sah der Fidelspieler, dem war es unsäglich leid.

Da sah der junge Geiselher seinen Schwäher geh'n
Mit aufgebund'nem Helme. Wie mocht er da versteh'n,
Wie er es damit meine, es sei denn treu und gut?
Da gewann der edle König einen fröhlichen Muth.

„Nun wohl mir solcher Freunde!" sprach da Geiselher,
„Wie wir gewonnen haben auf der Fahrt hieher.
Meines Weibes Willen ist uns Hilfe nah':
Lieb ist mir, meiner Treue, daß diese Heirat geschah."

„Weiß nicht, weß Ihr Euch tröstet," sprach der Fidelmann,
Wann sah't Ihr wohl zur Sühne so viel der Helden nah'n
Mit aufgebund'nem Helme, die Schwerter in der Hand?
Er will an uns verdienen seine Burgen und sein Land."

Bevor der Fidelspieler das Wort gesprochen gar,
Rüdiger, der edle, schon vor dem Hause war.
Seinen Schild, den guten, setzt' er vor den Fuß:
Da muß er seinen Freunden versagen dienstbereiten Gruß.

Da rief der edle Markgraf hinüber in den Saal:
„Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt Euch allzumal.
Ihr solltet mein genießen, Ihr entgeltet mein;
Einst waren wir befreundet: der Treue will ich ledig sein."

Da erschracken dieser Märe die Nothbedrängten sehr.
Es war davon der Freude bei Niemanden mehr,
Daß sie bestreiten wollte, dem Jeder Liebe trug:
Sie hatten von den Feinden schon Leid erfahren genug.

„Das verhüte Gott vom Himmel!" sprach Gunther, der Degen,
„Daß Ihr Eurer Freundschaft also thut entgegen,
Und der großen Treue, worauf uns sann der Muth:
Ich will Euch wohl vertrauen, daß Ihr das nimmermehr thut."

„Es ist nicht mehr zu wenden," sprach der kühne Mann,
„Ich muß mit Euch streiten, wie ich den Schwur gethan.
Nun wehrt Euch, kühne Helden, so lieb Euch sei der Leib:
Mir wollt' es nicht erlaßen des Königes Etzel Weib."

„Ihr widersagt uns allzuspät," sprach der König hehr.
„Nun mög' Euch Gott vergelten, viel edler Rüdiger,
Die Treue und die Liebe, die Ihr an uns geübt,
Wenn Ihr bis an das Ende uns so gewogen auch bliebt."

„Wir wollten's immer danken, was Ihr uns gegeben,
Ich und meine Freunde, ließet Ihr uns leben:
Ihr gabt uns hehre Gaben, als Ihr uns führtet her
In's Heunenland zu Etzeln: bedenkt das, edler Rüdiger."

„Wie gern ich Euch das gönne!" sprach Rüdiger, der Degen,
„Wenn ich Euch meiner Gabe die Fülle dürfte wägen
Nach meinem Wohlgefallen, wie gerne thät' ich das,
So es mir nicht erwürbe der edeln Königin Haß!"

„Laßt ab, edler Rüdiger," sprach da Gernot,
„Nie ward ein Wirth gefunden, der es den Gästen bot
So freundlich und so gütlich, als uns von Euch gescheh'n:
Deß sollt ihr auch genießen, so wir lebendig entgeh'n."

„Das wollte Gott," sprach Rüdiger, „viel edler Gernot,
Daß Ihr am Rheine wäret, und ich wäre todt:
So rettet' ich die Ehre, da ich Euch soll besteh'n;
Es ist an fremden Degen von Fremden nie so arg gescheh'n."

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Rüdiger," sprach da Gernot,
„Eure reiche Gabe. Mich reuet Euer Tod,
Soll an Euch verderben so tugendlicher Muth.
Hier trag' ich Eure Waffe, die Ihr mir gabet, Degen gut."

„Die hat mir nie versaget in aller dieser Noth;
Es fiel vor ihrer Schärfe so mancher Ritter todt;
Sie ist stark und lauter, herrlich und gut:
Gewiß, so reiche Gabe nie wieder ein Recke thut."

„Und ist Euch nicht zu rathen, und wollt' Ihr uns besteh'n,
Erschlagt Ihr mir die Freunde, die hier noch bei mir steh'n,
Mit Euerm Schwerte nehm' ich Leben Euch und Leib:
So reuet Ihr mich, Rüdiger, und Euer herrliches Weib."

„Das wolle Gott, Herr Gernot, und möchte das gescheh'n,
Daß hier Alles könnte nach Eurem Willen geh'n,
Und daß gerettet würde Eurer Freunde Leib:
Euch sollten wohl vertrauen meine Tochter und mein Weib."

Da sprach von Burgonden der schönen Ute Kind:
„Wie thut Ihr so, Herr Rüdiger? Die mit mir kommen sind,

Die sind Euch all' gewogen; Ihr greifet übel zu:
Eure schöne Tochter wollt Ihr verwittwen allzu fruh."

Wenn Ihr und Eure Recken mich wollt im Streit besteh'n,
Wie wäre das unfreundlich, wie wenig ließ' es sehen,
Daß ich Euch vertraute vor jedem andern Mann,
Als ich zu einem Weibe Eure Tochter mir gewann."

„Gedenkt Eurer Treue, viel edler König hehr,
Und schickt Euch Gott von hinnen," so sprach Rüdiger,
„So soll es nicht entgelten die liebe Tochter mein:
Bei aller Fürsten Tugend, geruht ihr gnädig zu sein."

„So sollt' ich's billig halten," sprach Geiselher das Kind,
„Doch meine hohen Freunde, die noch im Saale sind,
Wenn die vor Euch ersterben, so muß geschieden sein
Diese stete Freundschaft zu Dir und der Tochter Dein."

„Nun möge Gott uns gnaden," sprach der kühne Mann.
Da hoben sie die Schilde, als wollten sie hinan
Zu streiten mit den Gästen in Kriemhilden's Saal;
Ueberlaut rief Hagen da von der Stiege zu Thal:

„Noch harret eine Weile, viel edler Rüdiger."
Also sprach da Hagen: „Wir reden erst noch mehr,
Ich und meine Herren, uns zwingt dazu die Noth.
Was hilft es Etzeln, finden wir in der Fremde den Tod?"

„Ich steh' in großer Sorge," sprach wieder Hagen,
„Den Schild, den Frau Gottlinde mir gab zu tragen,
Den haben mir die Heunen zerhauen von der Hand:
Ich bracht' ihn doch mit Treue her in König Etzel's Land."

„Daß es Gott vom Himmel vergönnen wollte,
Daß ich so guten Schildes genießen sollte,
Als Du hast vor den Händen, viel edler Rüdiger:
So bedurft ich in dem Sturme keiner Halsbergen mehr."

„Gern wollt' ich Dir dienen mit meinem Schilde,
Dürft' ich Dir ihn bieten vor Kriemhilde.
Doch nimm ihn immer, Hagen, und trag' ihn an der Hand:
Hei! dürftest Du ihn führen heim in der Burgonden Land!"

Als er den Schild zu geben so willig sich erbot,
Da wurden Mancher Augen von heißen Thränen roth.
Es war die letzte Gabe: Es durfte nimmermehr
Einem Degen Gabe bieten von Bechlaren Rüdiger.

Wie grimmig auch Hagen, wie zornig war sein Muth,
Ihn erbarmte doch die Gabe, die der Degen gut
So nahe seinem Ende noch an ihm gethan.
Mancher edle Ritter mit ihm zu trauern begann.

„Nun lohn' Euch Gott vom Himmel, viel edler Rüdiger!
Es gibt Eures Gleichen auf Erden nimmermehr,
Der heimatlosen Degen so milde Gabe gebe:
So möge Gott gebieten, daß Eure Tugend immer lebe."

„O weh' mir dieser Märe!" sprach wieder Hagen,
„Wir hatten Herzensschwere genug zu tragen:
Da müße Gott erbarmen, gilt's uns mit Freunden Streit!"
Da sprach der Markgraf wieder: „Das ist mir inniglich leid."

„Nun lohn' ich Euch die Gabe, viel edler Rüdiger.
Was immer widerfahre diesen Recken hehr,
Es soll Euch nicht berühren im Stteite meine Hand,
Ob Ihr sie All' erschlüget, die von der Burgonden Land."

Da neigte sich, ihm dankend, der gute Rüdiger.
Sie weinten allenthalben: daß nicht zu wenden mehr
Dieser Herzensjammer, das war eine große Noth,
Der Vater aller Tugend fand an Rüdiger den Tod.

Da sprach von der Stiege Volker, der Fidelmann:
„Da mein Geselle Hagen Euch bot den Frieden an,
So biet' ich auch so steten Euch von meiner Hand;
Das habt Ihr wohl verdienet, da wir kamen in das Land."

„Ihr sollt, viel edler Markgraf, mein Bote werden hier:
Diese rothen Spangen gab Frau Gottlinde mir,
Daß ich sie tragen sollte bei dieser Lustbarkeit:
Ihr mögt sie selber schauen, daß Ihr deß mein Zeuge seid."

„Wollt' es Gott der Reiche," sprach da Rüdiger,
„Daß die Markgräfin Euch geben dürfte mehr.
Die Märe sag' ich gerne lieben Trauten mein,
Seh' ich gesund sie wieder; deß sollt Ihr außer Zweifel sein."

Nach diesem Angeloben den Schild hob Rüdiger,
Sein Muth begann zu toben: nicht länger säumt' er mehr;
Auf lief er zu den Gästen, wohl einem Helden gleich,
Viel kraftvolle Schläge schlug da dieser Markgraf reich.

Da wichen ihm die Beiden, Volker und Hagen weit,
Wie ihm verheißen hatten die Recken, kühn im Streit;

Noch traf er bei der Thüre so manchen Kühnen an,
Daß Rüdiger die Feindschaft mit großen Sorgen begann.

Aus Mordbegierde ließen in das Haus ihn ein
Gernot und Gunther, das mochten Helden sein.
Zurück wich da Geiselher; fürwahr, es war ihm leid:
Er hoffte noch zu leben, d'rum mied er Rüdigern im Streit.

Da sprangen zu den Feinden, die in Rüd'gers Leh'n,
Man sah sie frohen Muthes nach ihrem Herren geh'n.
Schneidende Waffen trugen sie an der Hand:
Da brachen viel der Helme und mancher schöne Schildesrand.

Da schlugen auch die Müden manchen starken Schlag
Auf die von Bechlaren, der tief und eben brach
Durch die festen Panzer und drang bis auf das Blut:
Sie thaten in dem Sturme viel Wunder herrlich und gut.

Das edle Heergesinde war nun in dem Saal;
Volker und Hagen, die sprangen hin zumal:
Sie gaben Niemand Frieden als dem Einen Mann;
Das Blut von ihren Hieben von den Helmen nieder rann.

Wie da der Schwerter Tosen so furchtbar erklang,
Daß unter ihren Schlägen das Schildgespäng zersprang:
Die Schildsteine rieselten nieder in das Blut;
Da fochten sie so grimmig, wie man es nie wieder thut.

Der Vogt von Bechlaren schuf hin und her sich Bahn,
Wie Einer, der mit Kräften im Sturme werben kann;
Deß Tages ward an Rüdiger herrlich offenbar,
Daß er ein Recke wäre, kühn und ohne Tadel gar.

Da standen diese Degen, Gunther und Gerenot,
Sie schlugen in dem Streite viel der Helden todt;
Geiselhern und Dankwart am Heile wenig lag,
Da brachten sie gar Manche hin zu ihrem jüngsten Tag.

Wohl erwies da Rüdiger, daß er stark genug,
Kühn und wohlgewaffnet; hei! was er Helden schlug!
Das sah ein Burgonde, dem schuf es Zorn und Noth:
Davon begann zu nahen des edeln Rüdigers Tod.

Gernot, der starke, rief den Helden an.
Er sprach zum Markgrafen: „Ihr wollt von unserm Bann
Niemand leben lassen, viel edler Rüdiger:
Das schmerzt mich ohne Maßen; ich ertrag' es länger nicht mehr."

„Nun mag Euch Eure Gabe zu Unstatten kommen,
Da Ihr mir der Freunde habt so viel benommen.
Nun bietet mir die Stirne, ihr edler, kühner Mann;
Eure Gabe wird verdienet, so gut ich immer nur kann.“

Bevor da der Markgraf zu ihm gedrungen war,
Ward noch getrübt vom Blute manch' lichter Harnisch klar.
Da liefen sich einander die Ehrbegierigen an:
Jedweder sich zu schirmen vor starken Wunden begann.

Ihre Schwerter waren schneidig, es schirmte nichts dagegen.
Da schlug Gerenoten Rüdiger der Degen,
Durch den steinharten Helm, daß niederfloß das Blut;
Das vergalt ihm balde dieser Ritter kühn und gut.

Da schwang er Rüd'gers Gabe, die ihm in Händen lag:
Wie wund er war zum Tode, er schlug ihm einen Schlag
Durch des Helmes Bänder und durch den festen Schild,
Davon ersterben mußte der gute Rüdiger mild.

Nie ward so reicher Gabe so schlimm gelohnet mehr.
Da fielen, Beid' erschlagen, Gernot und Rüdiger,
Im Sturme gleichermaßen von beider Kämpfer Hand;
Da erst ergrimmte Hagen, als er den großen Schaden fand.

Da sprach der Held von Tronje: „Es ist uns schlimm bekommen:
So großen Schaden haben wir an den Zwei'n genommen,
Daß wir ihn nie verwinden, noch auch ihr Volk und Land.
Uns Heimatlosen bleiben nun Rüd'gers Helden zu Pfand.

Da wollte Keiner weiter von dem Andern was ertragen;
Mancher ward darnieder unverletzt geschlagen,
Der wohl noch wär' genesen: ob ihm war solcher Drang,
Wie heil er sonst gewesen, daß er im Blute doch ertrank.

Weh' mir um den Bruder! der fiel hier in den Tod:
Was mir zu allen Stunden für leide Märe droht!
Auch muß mich immer reuen der gute Rüdiger:
Der Schad' ist beidenthalben und großen Jammers Beschwer.“

Als der junge Geiselher sah seinen Bruder todt,
Die da im Saale waren, die mußten leiden Noth.
Der Tod warb um Beute unter Rüd'gers Heer;
Deren von Bechlaren entging kein Einziger mehr.

Gunther und Hagen und auch Geiselher,
Dankewart und Volker, die guten Degen hehr,

Die gingen zu der Stelle, wo man die Todten fand.
Wie jämmerlich da weinten diese Helden auserkannt!

„Uns raubt der Tod die Besten," sprach Geiselher das Kind.
„Nun lasset ab mit Weinen und geh'n wir an den Wind,
Daß sich die Panzer kühlen uns streitmüden Degen,
Es will nicht Gott vom Himmel, daß wir länger leben mögen!"

Den sitzen, den sich lehnen, sah man manchen Mann.
Sie waren wieder müßig; die in Rüd'gers Bann
Waren all' erlegen; verhallt war Drang und Stoß.
Die Stille währte lange, bis es Etzeln verdroß.

„O weh' dieser Dienste!" sprach des Königs Weib,
„Er ist nicht so getreue, daß uns'rer Feinde Leib
Deß entgelten müßte von Rüdiger's Hand:
Er will sie wiederbringen in der Burgonden Land."

„Was hilft uns, König Etzel, daß wir an ihm verthan,
Was er nur begehrte? Er hat nicht wohlgethan:
Der uns rächen sollte, will der Sühne pflegen."
Da gab ihr Volker Antwort, dieser zierliche Degen:

„Dem ist nicht also leider, viel edles Königsweib;
Und dürft' ich Lügen strafen ein so hehres Weib,
So hättet Ihr recht teuflisch auf Rüdiger gelogen:
Er und seine Degen sind um die Sühne gar betrogen."

„So williglich vollbracht er, was der König ihm gebot,
Daß er und sein Gesinde hier fielen in den Tod.
Nun seh't Euch um, Kriemhilde, wem Ihr gebieten wollt:
Euch war bis an sein Ende Rüdiger getreu und hold."

„Wollt Ihr das nicht glauben, so schaut es selber an."
Zu ihrem Herzeleide ward es dargethan:
Man trug den Held erschlagen hin, wo ihn der König sah.
König Etzels Degen so leid wohl nimmer geschah.

Als sie den Markgrafen todt sahen vor sich tragen,
Da vermöcht Euch kein Schreiber zu deuten noch zu sagen
Die ungeberd'ge Klage so von Weib als Mann,
Die sich aus jammernden Herzen da zu zeigen begann.

König Etzel's Jammer war so stark und voll,
Wie eines Löwen Stimme des reichen Königs scholl
Der Wehruf der Klage und auch dem Königsweib:
Sie weinten übermäßig um des guten Rüdiger Leib.

Aus der Ilias von Homer.

(Nach der Uebersetzung von Voß.)

Einleitung. Die Griechen (Achaier) belagerten wegen des von dem trojanischen Königssohn Paris verübten Raubes der Helena, Gattin des Sparterkönigs Menelaos, schon im neunten Jahre die Stadt Troja (Ilios). Der größte Held der Griechen war Achilleus. Wegen Entziehung einer Gefangenen, die der griechische Feldherr Agamemnon dem Achilleus genommen hatte, zürnte dieser und nahm keinen Theil am Gefechte mehr. Dadurch brachte der größte Held der Troer Hektor, des Königs Priamus Sohn, die Griechen in die übelste Lage, er erstürmte ihr Lager und drang so weit vor, daß er selbst einige Schiffe in Brand setzte. Nun nahm zwar nicht Achilleus selbst aber doch dessen Freund Patrokles in Achilleus Rüstung wieder an dem Gefechte Theil. Patrokles fiel durch die Hand Hektors, der ihm Achilleus Rüstung auszog und sich selbst in dieselbe hüllte. Nun nahm Achill im höchsten Schmerze um seinen Freund wieder Theil an dem Kampfe. Hephästos, der Gott des Feuers, hatte ihm selber hierzu eine Rüstung gemacht. Er wüthete im Kampfe fürchterlich und trieb die Troer bis an ihre Stadt. Hier nahm Phöbos Apollon, der Sonnengott, die Gestalt des Troers Agenor an, floh vor Achilleus, reizte ihn zur Verfolgung, ohne sich jedoch erreichen zu lassen, und gab so den Troern Zeit, sich in die Stadt zu flüchten. Nur Hektor blieb außer den Mauern, weil er sich schämte, den Troern den Rath gegeben zu haben, über Nacht vor dem Lager der Griechen zu bleiben und am Morgen sie anzugreifen, wodurch der Kampf mit Achilleus hervorgerufen wurde, der nun so unglücklich für die Troer endete. Er wollte nicht, daß ihm ein schlechterer Mann vorwerfe, er habe auf eigene Stärke vertrauend das Volk verderbt. So blieb er vor der Mauer, Achilleus erwartend.

Also rings in der Stadt, angstvoll, wie die Jungen der Hindin,
Kühleten jene den Schweiß, und tranken, den Durst sich zu löschen,
Längs der Mauer gestreckt an der Brustwehr. Doch die Achaier
Wandelten dicht zur Mauer, die Schilde gelehnt an die Schultern.
Hektor'n zwang zu beharren das schreckenvolle Verhängniß,
Außerhalb vor Ilios Stadt und dem skäischen Thore.
Aber zum Peleionen begann itzt Phöbos Apollon:
„Warum doch, o Peleide, verfolgst du mich eilenden Laufes,
Selbst ein Sterblicher du den Unsterblichen? Schwerlich indeß wohl
Hast du als Gott mich erkannt, daß sonder Rast du dich abmüh'st.
Traun, nichts kümmert der Troer Gefecht dich, welche du scheuchtest:
Jene floh'n in die Veste gedrängt; du aber verirrst hier.
Nie doch tödtest du mich, dem durchaus kein Schicksal verhängt ist."
Unmuthsvoll antwortete d'rauf der schnelle Achilleus:
„O, des Betrugs, Ferntreffer, du grausamster unter den Göttern,

Daß du hinweg von der Mauer mich wendetest! Viele fürwahr noch
Hätten geknirscht in den Staub, eh' Ilios Stadt sie erreichet!
Doch mir raubtest du jetzt Sieg'sruhm, und rettetest jene,
Sonder Müh'; denn du hast nicht Rache zu scheu'n in der Zukunft!
Traun ich rächte mich gern, wenn genug der Stärke mir wäre!"
Sprach's, und gegen die Stadt gieng trotzigen Sinnes der Held an,
Ungestüm, wie ein Roß, zum Siege gewöhnt, mit dem Wagen,
Welches behend' und gestreckt einhersprengt durch das Gefilde:
So der Peleid', eilfertig die Knie' und die Schenkel bewegt' er.
Priamos aber, der Greis, ersah ihn zuerst mit den Augen,
Ganz umstrahlt, wie den Stern, da er herflog durch das Gefilde,
Welcher im Herbst aufgeht, und überschwenglich an Klarheit
Scheint' vor vielen Gestirnen in dämmernder Stunde des Melkens!
Welcher Orions Hund genannt wird unter den Menschen;
Hell zwar glänzt er hervor, doch zum schädlichen Zeichen geordnet,
Denn viel dörrende Gluth den bekümmerten Sterblichen bringt er:
Also strahlte das Erz um die Brust des laufenden Herrschers,
Laut wehklagte der Greis und schlug sein Haupt mit den Händen,
Hoch empor sie erhebend, und rief wehklagend hinunter,
Flehend dem lieben Sohn, der außerhalb vor dem Thore
Stand, voll heißer Begier, mit dem Peleionen zu kämpfen;
Diesem rief lautjammernd der Greis und streckte die Händ' aus:
„Hektor, erwarte mir nicht, mein theurer Sohn den Verderber,
Einsam, getrennt von den Andern, daß nicht dich ereile das Schicksal
Unter Achilleus Hand, der weit an Stärke dir vorgeht!
Ha der Grausame! möcht' er den Ewigen also geliebt sein,
Wie mir selbst! bald läg' er, ein Raub den Hunden und Geiern
Dargestreckt; dann schwände der Gram, der das Herz mir belastet!
Ach, der Söhne so viel' und so tapfere raubte mir jener,
Mordend theils und verkaufend in fremdentlegene Inseln!
Jetzt auch zween der Geliebten, Lykaon sammt Polydoros,
Schau' ich nirgend im Volke der eingeschloßenen Troer,
Die mir Laothoe beide gebar, die Fürstin der Weiber.
Wenn sie jedoch nur leben im Danaerheere, so könnt' ich
Wieder mit Erz' und Gold' sie befrei'n, denn ich habe daheim ja:
Vieles gab ja der Tochter der graue gepriesene Altes.
Sind sie aber schon todt, und in Aides Schattenbehausung;
Wehe mir selbst und der Mutter, denen zum Gram sie geboren.
Doch das andere Volk wird weniger jene betrauern,
Wenn nur du nicht stirbst, von Achilleus Stärke gebändigt.
Komm' denn herein in die Stadt, mein Trautester, daß Du errettest
Troja's Männer und Frau'n, daß nicht mit Ruhm du verherrlichst
Peleus Sohn, und selber dein süßes Leben verlierest!
Auch erbarme dich mein, des Elenden, weil ich noch athme,
Ach, des Jammervollen, den Zeus an der Schwelle des Alters

Straft zu schwinden in Gram, und unendliches Weh zu erblicken:
Meine Söhne erwürgt und hinweggerißen die Töchter,
Ausgeplündert die Kammern der Burg, und die stammelnden Kinder
All' auf den Boden geschmettert, in schreckenvoller Entscheidung,
Auch die Schnüre geschleppt von grausamer Hand der Achaier!
Selber zuletzt wohl lieg' ich zerfleischt am Thor' des Palastes
Von blutgierigen Hunden, nachdem ein mordendes Erz mir,
Zuckend oder geschnellt, den Geist aus den Gliedern hinwegnahm,
Die ich im Hause genährt am Tisch', zu Hütern des Thores;
Sie dann lecken mein Blut, und wild von rasendem Wahnsinn
Liegen sie vor'n am Thor'! Dem Jünglinge stehet es wohl an,
Wenn er im Streit' erschlagen, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,
Daliegt; schön ist Alles im Tode noch, was auch erscheinet.
Aber wird das grauende Haupt und der grauende Bart nun,
Und der Leib von Hunden entstellt dem ermordeten Greise,
Nichts ist kläglicher traun den unglückseligen Menschen!"
  Also der Greis, und raufte sich graues Haar mit den Händen
Rings von dem Haupt'; doch nicht war Hektors Geist zu bewegen.
Auch die Mutter zunächst wehklagete, Thränen vergießend,
Trennte das Busengewand und erhob die Brust mit der Linken;
So, von Thränen benetzt, die geflügelten Worte begann sie:
  „Hektor! Scheue, mein Sohn, den Anblick, ach und erbarm' dich
Meiner selbst! wo ich je die stillende Brust dir geboten,
Denke mir deß', mein Kind, und wehre dem schrecklichen Manne
Hier in die Mauer gerettet; nur nicht vorkämpfend besteh' ihn!
Rasender! Wenn er sogar dich mordete; nimmer bewein' ich
Dich auf Leichengewanden, du trautester Sprößling des Schooßes,
Noch die reiche Gemahlin; getrennt, o so fern! von uns beiden,
Dort an der Danaer Schiffen, zerfleischen dich hurtige Hunde!"
  Also weineten beide, den trautesten Sohn anflehend
Laut mit Geschrei; doch nicht war Hektors Geist zu bewegen;
Nein er erharrt' Achilleus, des ungeheuern, Herannah'n.
So wie ein Drach' im Gebirge den Mann erharrt an der Felskluft:
Satt des giftigen Krauts und erfüllt von heftigem Zorne;
Gräßlich schaut er umher, in Ringel gedreht um die Felskluft:
So unbändigen Muthes verweilt auch Hektor, und wich nicht,
Lehnend den hellen Schild an des Thurmes vorragende Mauer;
Unmuthsvoll nun sprach er zu seiner erhabenen Seele:
  „Wehe mir! Wollt' ich anjetzt in Thor und Mauer hineingeh'n;
Würde Polydamas gleich mit kränkendem Hohn mich belasten,
Welcher mir rieth in die Veste das Heer der Troer zu führen
Vor der verderblichen Nacht, da erstand der edle Achilleus.
Aber ich hörete nicht; wie heilsam, hätt' ich gehöret!
Jetzo nachdem ich verderbte das Volk durch meine Bethörung,
Scheu' ich Troja's Männer und saumnachschleppende Weiber,

Daß nicht einst mir sage der Schlechteren einer umher wo:
Hektor verderbte das Volk, auf eigene Stärke vertrauend!
Also spricht man hinfort; doch mir weit heilsamer wär' es:
Muthig entweder mit Sieg' von Achilleus Morde zu kehren,
Oder ihm selbst zu fallen in rühmlichem Kampf' vor der Mauer.
Aber legt' ich zur Erde den Schild von gerundeter Wölbung,
Samt dem gewichtigen Helm, und, den Speer an die Mauer gelehnet,
Eilt' ich entgegen zu geh'n dem tadellosen Achilleus,
Und verhieß ihm Helena selbst, und ihre Besitzung
Alle, so viel' Alexandros daher in geräumigen Schiffen
Einst gen Troja geführt, was unseres Streites Beginn war,
Daß er zu Atreus Söhnen es führt'; auch dem Volke von Argos
Anderes auszutheilen, wie viel auch heget die Stadt hier;
Und ich nähme darauf von Troja's Fürsten den Eidschwur,
Nichts ingeheim zu entzieh'n, nein zwiefach Alles zu theilen,
Was auch die liebliche Stadt an Gut in den Wohnungen einschließt: —
Aber warum doch bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Laß' mich ja nicht flehend ihm nah'n! Nein sonder Erbarmung
Würd' er, und sonder Scheu, mich niederhau'n, den Entblößten,
G'rad' hinweg, wie ein Weib, sobald ich der Wehr mich enthüllet.
Jetzo fürwahr nicht gilt es, vom Eichbaum' oder vom Felsen
Lange mit ihm zu schwatzen, wie Jünglinge pflegen mit Mädchen,
Sondern zu feindlichem Kampfe hinangerannt! daß wir eilig
Seh'n, wem etwa von uns der Olympier gönne den Sieg'sruhm!"
Also erwog' er, und blieb. Doch nah' ihm wandelt' Achilleus,
Ares gleich an Gestalt, dem helmerschütternden Streiter,
Welchem Pelions Esch' auf der rechten Schulter entsetzlich
Bebete; aber das Erz umleuchtet' ihn, ähnlich dem Schimmer
Lodernder Feuersbrunst, und der hell aufgehenden Sonne.
Hektor, sobald er ihn sah, erzitterte; nicht auch vermocht' er
Dort zu besteh'n, und er wandte vom Thore sich, ängstlich entfliehend.
Hinter ihm flog der Peleide, den hurtigen Füßen vertrauend.
So wie ein Falk des Gebirg's, der behendeste aller Gevögel,
Leicht mit gewaltigem Schwung nachstürmt der schüchternen Taube;
Seitwärts schlüpfet sie oft; doch nah' mit hellem Getön ihr
Schießet er häufig daher, voll heißer Begier zu erhaschen:
So drang jener im Flug g'radan; doch es flüchtete Hektor
Längs der troischen Mauer, die hurtigen Kniee bewegend.
Beid' an der Warte vorbei und dem wehenden Feigenhügel,
Immer hinweg von der Mauer, entflogen sie über den Fahrweg.
Und sie erreichten die zwo schönsprudelnden Quellen, woher sich
Beide Bäch' ergießen des wirbelvollen Skamandros.
Eine rinnt beständig mit warmer Fluth, und umher ihr
Wallt aufsteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andere fließt im Sommer auch kalt wie der Hagel,

Oder des Winters Schnee und gefrorene Schollen des Eises.
Dort sind nahe den Quellen geräumige Gruben der Wäsche,
Schön aus Steine gehau'n, wo die stattlichen Feiergewande
Troja's Weiber vordem und liebliche Töchter sich wuschen,
Als noch blüh'te der Fried', eh' die Macht der Achaier daher kam.
Hier nun rannten vorbei der Fliehende und der Verfolger.
Voran floh ein Starker, jedoch ein Stärkerer folgte,
Stürmenden Lauf's: denn nicht um ein Weihvieh oder ein Stierfell
Strebten sie, welches man stellt zum Kampfpreis laufender Männer;
Sondern es galt das Leben des gaulbezähmenden Hektor.
Also kreiseten sie dreimal um Priamos Veste
Rings mit geflügeltem Fuß; die Ewigen schaueten Alle.
Jetzo begann das Gespräch der Menschen und Ewigen Vater:
„Wehe doch! einen Geliebten, umher gejagt um die Mauer,
Seh' ich dort mit den Augen; und ach, sein jammert mich herzlich,
Hektors, welcher so oft mir Schenkel der Stier' auf dem Altar
Zündete, bald auf den Höhen des vielgewundenen Ida,
Bald in der oberen Burg! Nun drängt ihn der edle Achilleus,
Rings um Priamos Stadt mit hurtigen Füßen verfolgend.
Aber wohlan, ihr Götter, erwägt im Herzen den Rathschluß:
Ob er der Todesgefahr noch entflieh'n soll oder anitzo
Fallen, wie tapfer er ist, dem Peleionen Achilleus."
D'rauf antwortete Zeus blauäugige Tochter Athene:
„Vater mit blendendem Strahl', schwarzwolkiger, welcherlei Rede!
Einen sterblichen Mann, längst auserseh'n dem Verhängniß,
Denk'st du anitzt von des Tod's grau'nvoller Gewalt zu erlösen?
Thu's; doch nimmer gefällt es dem Rath der anderen Götter!"
Ihr antwortete d'rauf der Herrscher im Donnergewölk' Zeus:
„Faße dich, Tritogeneia, mein Töchterchen! Nicht mit des Herzens
Meinung sprach ich das Wort: Ich will dir freundlich gesinnt sein.
Thue, wie dir's im Herzen genehm ist; nicht so gezaudert."
Also Zeus, und erregte die schon verlangende Göttin;
Stürmenden Schwung's entflog sie den Felsenhöh'n des Olympos.
Hektorn drängt in der Flucht rastlos der Verfolger Achilleus.
Wie wenn den Sohn des Hirsches der Hund im Gebirge verfolget,
Aufgejagt aus dem Lager durch windende Thal' und Gebüsche;
Ob auch jener sich berg' und niederduck' in dem Reisig,
Stets doch läuft er umher, der spürende, bis er gefunden:
So barg Hektor sich nicht dem muthigen Renner Achilleus.
Wenn er auch oft ansetzte, zum hohen dardanischen Thore
Hinzuwenden den Lauf, und den festgebauten Thürmen,
Ob vielleicht von oben der Freunde Geschoß ihn beschützte;
Eben so oft flog jener zuvor, und wendet' ihn abwärts
Nach dem Gefild', er selbst an der Seite der Stadt hinfliegend.
Wie man im Traum' umsonst den Fliehenden strebt zu verfolgen;

Nicht hat dieser die Macht zu entflieh'n noch der zu verfolgen:
Also ergriff nicht dieser im Lauf', noch enteilete jener.
Doch wie wär' itzt Hektor entfloh'n vor den Keren des Todes,
Wenn nicht Einmal noch und zuletzt ihm Phöbos Apollon
Nahete, welcher ihm Kraft aufregt' und hurtige Schenkel?
Aber dem Volke verbot mit winkendem Haupt der Peleide,
Nicht ihm daher zu schnellen auf Hektor herbe Geschoße;
Daß kein Treffender raubte den Ruhm, er der zweite dann käme.
Als sie nunmehr zum vierten die sprudelnden Quellen erreichet;
Jetzo streckte der Vater hervor die goldene Wage,
Legt' in die Schalen hinein zwei finstere Todesloose,
Dieses dem Peleionen, und das dem reisigen Hektor,
Faßte die Mitt' und wog: Da lastete Hektors Schicksal
Schwer zum Aides hin; es verließ ihn Phöbus Apollon.
Doch zu Achilleus kam die Herrscherin Pallas Athene;
Nahe trat sie hinan und sprach die geflügelten Worte:
„Jetzt doch, hoff' ich gewiß, Zeus Liebling, edler Achilleus,
Bringen wir großen Ruhm dem Danaervolk zu den Schiffen,
Hektors Kraft austilgend, des unersättlichen Kriegers.
Nun nicht länger vermag er aus unserer Hand zu entrinnen,
Nein wie sehr auch sich härme der treffende Phöbos Apollon,
Hingewälzt vor die Kniee des ägiserschütternden Vaters.
Aber wohlan, nun steh' und erhole dich; während ich selber
Jenem genah't zurede, dir kühn entgegen zu kämpfen.
Also Pallas Athene; er gehorcht ihr, freudigen Herzens,
Stand, und ruhte gelehnt auf die erzgerüstete Esche.
Jene verließ ihn dort, und erreichte den göttlichen Hektor,
Ganz dem Deiphobos gleich an Wuchs und gewaltiger Stimme;
Nahe trat sie hinan, und sprach die geflügelten Worte:
„Ach mein älterer Bruder, wie drängt dich der schnelle Achilleus,
Rings um Priamos Stadt mit hurtigen Füßen verfolgend!
Aber wohlan, hier steh'n wir in fest ausharrender Abwehr!"
Ihm antwortete d'rauf der helmumflatterte Hektor:
„Stets', Deiphobos, warst du zuvor mein trautester Bruder,
Aller von Priamos Kindern und Hekabe unserer Mutter.
Doch nun denk' ich noch mehr im Innersten Dich zu ehren,
Daß du um meinetwillen, sobald dein Auge mich wahrnahm,
Dich aus der Mauer gewagt, da Andere d'rinnen beharren."
Ihm antwortete Zeus blauäugige Tochter Athene:
„Bruder, mich hat der Vater mit Fleh'n und die würdige Mutter,
Die um einander die Kniee mir rühreten, auch die Genoßen
Fleheten, dort zu bleiben: so sehr sind alle voll Schreckens.
Doch mein Herz im Busen durchdrang tiefschmerzender Kummer.
Nun g'rad an mit Begierde zum Kampf! nun länger hinfort nicht
Unserer Lanzen geschont! damit wir seh'n, ob Achilleus

Uns in den Staub ausstreckt und blutige Waffen hinabträgt
Zu den gebogenen Schiffen; ob deiner Lanz' er dahinsinkt!"
Dieses gesagt, ging jene voran, die täuschende Göttin.
Als sie nunmehr sich genaht, die Eilenden gegen einander;
Jetzo begann anredend der helmumflatterte Hektor:
„Nicht fortan, o Peleid', entflieh ich dir, so wie bis jetzo!
Dreimal umlief ich die Veste des Priamos, nimmer es wagend,
Deiner Gewalt zu beharren; allein nun treibt mich das Herz an,
Fest dir entgegen zu steh'n, ich tödte dich, oder ich falle!
Laß' uns jetzt zu den Göttern emporschau'n, welche die stärksten
Zeugen des Eidschwurs sind, und jeglichen Bundes Bewahrer.
Denn ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleih't mir
Zeus, als Sieger zu steh'n, und dir die Seele zu rauben;
Sondern nachdem ich entwandt dein schönes Geschmeid' o Achilleus;
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Thue mir gleiches."
Finster schaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
„Hektor, du Unsinnbarer, mir nicht von Verträgen geplaudert!
Wie kein Bund die Löwen und Menschenkinder befreundet,
Auch nicht Wölf' und Lämmer in Eintracht je sich gesellen,
Sondern bitterer Haß sie ewig trennt von einander:
So ist nimmer für uns Vereinigung oder ein Bündniß,
Mich zu befreunden und dich, bis einer zuvor in dem Staube
Ares mit Blut getränkt, den unaufhaltsamen Krieger!
Jeglicher Kampfeskund erinn're Dich! Jetzo gebührt Dir,
Lanzenschwinger zu sein, und unerschrockener Krieger!
Länger enntrinst du nicht mehr; durch meine Lanze bezähmt dich
Pallas Athene sofort! Nun büßest du Alles auf einmal,
Aller der Meinigen Weh', die du Rasender schlugst mit der Lanze!"
Sprach's, und im Schwung' entsandt' er die weithinschattende Lanze!
Diese jedoch vorschauend vermied der strahlende Hektor;
Denn er sank in die Knie'; und es flog der eherne Wurfspieß
Ueber ihn weg in die Erd': ihn ergriff' und reichte die Göttin
Schnell dem Peleiden zurück, unbemerkt von dem streitbaren Hektor.
Hektor aber begann zu dem tadellosen Achilleus:
„Weit gefehlt! Nein schwerlich, o göttergleicher Achilleus,
Offenbarte Zeus mein Geschick dir, wie du geredet;
Sondern du warst ein gewandter und hinterlistiger Schwätzer,
Daß ich, vor dir hinbebend, des Muths und der Stärke vergäße.
Nicht mir Fliehenden soll dein Speer den Rücken durchbohren;
Sondern vorn, dem gerad' Anstürmenden stoß' in die Brust ihn,
Wenn dir ein Gott es verlieh! Doch jetzt vermeide die Schärfe
Dieses Speer's! O möchte Dein Leib doch ganz ihn empfangen!
Leichter wäre sodann der Kampf für die Männer von Troja,
Wenn du sänk'st in den Staub; du bist ihr größestes Unheil!"
Sprach's, und im Schwung' entsandt' er die weithinschattende Lanze,

Traf, und verfehlte nicht, grad' auf den Schild des Peleiden,
Doch weit prallte vom Schilde der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß sein schnelles Geschoß umsonst aus der Hand ihm entfloh'n war;
Stand, und schaute bestürzt; denn es war kein anderer Wurfspieß.
Laut zu Deiphobos d'rauf, dem weißgeschildeten ruft' er,
Fordernd den ragenden Speer; allein nicht nahe war jener.
Hektor erkannt' es anitzt in seinem Geist, und begann so:
„Wehe mir doch! Nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter!
Denn ich dachte, der Held Deiphobos wolle mir beisteh'n!
Aber er ist in der Stadt, und es täuschte mich Pallas Athene.
Nun ist nahe der Tod, der schreckliche, nicht mir entfernt noch;
Auch kein Rath zu entflieh'n! Denn ehmals' gönnete solches
Zeus, und des Donnerers Sohn, der treffende, welcher zuvor mich
Stets willfährig geschirmt; nun aber erhascht mich das Schicksal!
Daß nicht arbeitlos in den Staub ich sinke, noch ruhmlos,
Nein erst Großes vollendend, wovon auch künftige hören!"
Also redete jener, und zog das geschliffene Schwert aus,
Welches ihm längs der Hüfte herabhing, groß und gewaltig;
An nun stürmt' er gefaßt, wie ein hochherfliegender Adler,
Welcher herab auf die Eb'ne gesenkt aus nächtlichen Wolken
Raubt den Hasen im Busch', wo er hinduckt, oder ein Lämmlein:
Also stürmete Hektor, das hauende Schwert in der Rechten.
Gegen ihn drang der Peleid' und Wuth durchtobte das Herz ihm
Ungestüm: er streckte der Brust den gerundeten Schild vor,
Schön und prangend an Kunst; und der Helm, viergipflich und strahlend,
Nickte vom Haupt; und die Mähne des schöngesponnenen Goldes
Flatterte, welche der Gott auf dem Kegel ihm häufig geordnet.
Hell wie der Stern vorstrahlet in dämmernder Stunde des Melkens,
Hesperos, der am schönsten erscheint vor den Sternen des Himmels,
Also strahlt es vom Speer, dem geschliffenen, welchen Achilleus
Schwenkt' in der rechten Hand, wuthvoll dem erhabenen Hektor,
Spähend den schönen Leib, wo die Wund' am leichtesten hafte.
Rings zwar sonst umhüllt' ihm den Leib die eherne Rüstung,
Blank und schön, die er raubte, die Kraft des Patroklos ermordend;
Nur wo das Schlüßelbein den Hals und die Achsel begränzet,
Schien die Kehl' ihm entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens:
Dort mit dem Speer anstürmend durchstach ihn der edle Achilleus,
Daß ihm grad' aus dem zarten Genick die Spitze hervordrang.
Doch nicht völlig durchschnitt der eherne Speer ihm die Gurgel,
Daß er noch zu reden vermocht' im Wechselgespräche;
Und er sank in den Staub, da rief frohlockend Achilleus:
„Hektor, du glaubtest gewiß, da Patroklos Wehr' Du geraubet,
Sicher zu sein, und achtetest nicht des entfernten Achilleus.
Thörichter! fern war jenem ein weit machtvollerer Rächer
Bei den gebogenen Schiffen, ich selbst, zurück ihm geblieben,

Der dir die Kniee gelöst! Dich zieh'n nun Hund' und Gevögel
Schmählich umher; ihn aber bestatten mit Ruhm die Achaier."
Wieder begann schwach athmend der helmumflatterte Hektor:
Dich bei dem Leben beschwör' ich, bei deinen Knieen und den Aeltern,
Laß' mich nicht an den Schiffen der Danaer Hunde zerreißen:
Sondern nimm des Erzes genug und des köstlichen Goldes
Dir zum Geschenk', das der Vater dir beut' und die würdige Mutter.
Aber den Leib entsende gen Ilios, daß in der Heimat
Troja's Männer und Frauen des Feuers Ehre mir geben."
Finster schaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
„Nicht beschwöre mich, Hund, bei meinen Knieen und den Aeltern!
Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir brachtest!
Niemand sei, der die Hunde von deinem Haupt dir verscheuche!
Wenn sie auch zehnmal so viel und zwanzigfältige Sühnung
Hergebracht darwögen, und mehreres noch mir verhießen!
Ja wenn selber mit Golde dich aufzuwägen geböte
Priamos, Dardanos Sohn; auch so nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand', und wehklagt, den sie geboren;
Sondern Hund' und Gevögel zerreißen dich, ohne Verschonung!"
Wieder begann, schon sterbend, der helmumflatterte Hektor:
„Ach ich kenne dich wohl, und ahndete, nicht zu erweichen
Wärest du mir; du trägst ja ein eisernes Herz in dem Busen.
Denke nunmehr, daß nicht dir Götterzorn ich erwecke,
Jenes Tags, wann Paris dich dort und Phöbos Apollon
Tödten, wie tapfer du bist am hohen skäischen Thore!"
Als er solches geredet, umschloß der endende Tod ihn;
Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Ais,
Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft.
Auch dem Gestorbenen noch rief jetzt der edle Achilleus:
„Stirb! Mein eigenes Loos, das empfah' ich, wann es auch immer
Zeus zu vollenden beschließt, und die andern unsterblichen Götter!"
Also sprach er, und zog die eherne Lanz' aus dem Leichnam;
Diese legt er bei Seit', und die blutige Wehr von den Schultern
Nahm er zum Raub. Da umliefen ihn andere Männer Achaia's,
Welche sehr anstaunten den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektors, und nicht naht' ihm ein einziger ohne Verwundung.
Also redete mancher, gewandt zum anderen Nachbar:
„Wunder doch! Viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Gluth er verbrannte!"
Also redete mancher, und nah'te sich, ihn zu verwunden.
Aber nachdem ihn entwaffnet der muthige Renner Achilleus,
Stand er in Argos Volk, und sprach die geflügelten Worte:
„Freund', ihr Helden des Danaerstamm's, o Genoßen des Ares,
Jetzo da diesen Mann mir zu bändigen gaben die Götter,

Der viel Böses gethan, weit mehr denn die Anderen alle;
Auf denn, laßt uns die Stadt in Rüstungen rings versuchen,
Bis wir ein wenig erkannt, wo der Sinn der Troer hinausgeht:
Ob sie vielleicht uns räumen die Burg, weil dieser dahinsank;
Oder zu steh'n sich erkühnen, wiewohl nicht Hektor begleitet.
Aber warum doch bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Liegt doch todt bei den Schiffen, und ohne Klag' und Bestattung,
Unser Freund Patroklos, den nie ich werde vergeßen,
Weil ich mit Lebenden geh', und Kraft in den Knieen sich reget!
Wenn man auch der Todten vergißt in Aides Wohnung,
Dennoch werd' ich auch dort des trautesten Freundes gedenken!
Jetzo wohlan, im Gesang des Päeon, Männer Achaia's,
Kehren wir, Hektor führend, hinab zu den räumigen Schiffen!
Groß ist der Ruhm des Triumph's; uns sank der göttliche Hektor,
Welchem die Troer der Stadt, wie einem Gott sich vertrauten!"
Sprach's, und schmähliche Thaten ersann er dem göttlichen Hektor.
Beiden Füßen nunmehr durchbohret er hinten die Sehnen,
Zwischen Knöchel und Ferf', und durchzog sie mit Riemen von Stierhaut,
Band am Seßel sie fest, und ließ nachschleppen den Scheitel;
Selbst dann trat er hinein, und erhob die prangende Rüstung;
Treibend schwang er die Geißel, und rasch hinflogen die Rosse.
Staubgewölk umwallte den Schleppenden; rings auch zerrüttet
Rollte das finstere Haar, da ganz sein Haupt in dem Staube
Lag, so lieblich zuvor! Allein nun hatt' es den Feinden
Zeus zu entstellen verlieh'n in seiner Väter Gefilde.
Also bestäubt ward jenem das Haupt ganz. Aber die Mutter
Rauft' ihr Haar, und warf den glänzenden Schleier des Hauptes
Weit hinweg, und blickte mit Jammergeschrei nach dem Sohne.
Kläglich weint' auch der Vater und jammerte; doch von den Völkern
Tönte Geheul ringsum und Angstgeschrei durch die Veste.
Weniger nicht scholl jetzo die Wehklag', als wenn die ganze
Ilios hoch vom Gipfel in Gluth hinsänke verlodernd.

Aus der Odyssee.

(Nach der Uebersetzung von Voß.)

Also steurten wir fürder hinweg, schwermüthigen Herzens.
Und an das Land der Kyklopen, der Freveler, wild und gesetzlos,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf
Alles, Weizen und Gerst' und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern All' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,

Rings in gewölbten Grotten; und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein, und Niemand achtet des andern.
Eine mäßige Insel auch breitet sich außer der Bucht hin,
Gegen das Land der Kyklopen, so wenig nah', wie entfernet,
Wälderreich; und der Ziegen unendliche Menge durchstreift sie,
Wildes Geschlechts: weil nimmer ein Pfad der Menschen sie scheuchet,
Noch auch spürende Jäger hineingehn, welche die Waldung
Mühsam hindurch arbeiten, die Höh'n der Gebirge durchspähend.
Auch kein weidender Hirt durchschaltet sie, oder ein Pflüger;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer immer und ewig
Wildert sie menschenleer, und nährt nur meckernde Ziegen.
Denn es gebricht den Kyklopen an roth geschnäbelten Schiffen;
Auch sind dort nicht Meister des Schiffbau's, wohl zu bereiten
Schöngebordete Schiffe, die, mancherlei Werke vollendend,
Rings zu den Städten der Welt hinsteuerten, so wie gewöhnlich
Männer sonst zu einander im Schiff die Wogen durchfahren;
Welche bald auch die Insel zum blühenden Lande sich schüfen.
Denn nicht karg ist der Boden, und fruchtete jeglicher Jahrszeit.
Dort verbreiten sich Wiesen am Strand des graulichen Meeres,
Feuchtend und schwellend von Gras; wo der fröhlichste Wein sich erhübe.
Dort ist lockerer Acker; und wuchernde Saaten beständig
Reiften zur Erntezeit; denn fett ist unten der Boden.
Dort auch ein schirmender Hafen, wo nie der Feßel man brauchet,
Weder Anker zu werfen, noch Seil' am Gestade zu binden;
Sondern Gelandete weilen ein Weniges, bis es den Schiffern
Selbst zu fahren gefällt und günstige Winde sich heben.
Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Waßer
Quellend aus Felsengeklüft; und umher sind grünende Pappeln.
Dorthin kamen die Schiff', und ein Gott war unser Geleiter
Durch die finstere Nacht, denn nichts erschien vor dem Anblick.
Dicht um die Schiffe gedrängt war Dunkelheit; selber der Mond nicht
Schien vom Himmel herab, denn tief verbarg das Gewölb ihn.
Keiner daher erblickte das Eiland dort mit den Augen.
Nicht auch das lange Gewog' hingewälzt zum Gestade
Schauten wir, ehe gelandet die schöngebordeten Schiffe.
Als nun die Schiffe gelandet, da zogen wir nieder die Segel;
Selbst dann stiegen wir aus am wogenden Strande des Meeres,
Schlummerten dort ein wenig und harrten der heiligen Frühe.
Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Jetzt durchwanderten wir das Eiland rings mit Bewundrung.
Und es erregten die Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter,
Kletternde Ziegen der Berge, zum stärkenden Mahl der Genoßen.
Schnell die krummen Bogen und ragenden Jägerspieße
Holeten wir aus den Schiffen, und dreifach umhergeordnet
Schoßen wir; bald erfreut uns ein Gott mit reichlichem Wildpret.

Zwölf leichtsegelnde Schiffe gehorchten mir, Jedem ertheilte
Neun der Ziegen das Loos; und zehn erkor ich mir selber.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Saßen wir, reichlich mit Fleisch und lieblichem Wein uns erquickend.
Denn noch nicht versiegte der röthliche Wein in den Schiffen;
Noch war genug: denn viel in alle gehenkelten Krüge
Schöpfeten wir, die heilige Stadt der Kikonen beraubend.
Aber das Land der Kyklopen erkannten wir, nahe von dannen,
Wallenden Rauch und Stimmen des Volks und der Ziegen und Schafe.
Als die Sonne nunmehr hinsank und das Dunkel heraufzog,
Jetzo ruheten wir am wogenden Strande des Meeres.
Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg
Jetzo berief ich die Freund', und redete vor der Versammlung:
Bleibt ihr Anderen nun, ihr werth geachteten Freunde!
Aber ich selbst mit dem eigenen Schiff und meinen Genoßen
Gehe, die Männer dort zu erkundigen, welche da wohnen:
Jene sei'n nun Horden der Freveler, wild und gesetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen sie Furcht vor den Göttern
Dieses gesagt, betrat ich das Schiff und befahl den Genoßen,
Selbst auch einzusteigen und abzulösen die Seile.
Alle nun stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.
Als wir nunmehr am Gestade anlandeten, nahe von dannen;
Sah'n wir ein Felsengeklüft am äußersten Rande des Meeres;
Hochgewölbt, umschattet mit Lorbergebüsch: wo am Abend
Viel Schaf' und Ziegen sich lagerten; aber umher war
Hoch ein Gehäg' erbaut von eingegrabenen Steinen,
Von aufstrebenden Fichten und hochgewipfelten Eichen.
D'rinnen haust' auch ein Mann von Riesengestalt, der die Heerde
Einsam auf fernere Weiden umhertrieb, nie auch mit Andern
Umgieng, sondern allein auf frevele Tücke bedacht war.
Denn zum Entsetzen erhub sich das Ungeheuer, nicht ähnlich
Männern vom Halme genährt, vielmehr dem bewaldeten Gipfel
Hoher Felsengebirge, der einsam ragt vor den Andern.
Eilend darauf befahl ich den anderen lieben Genoßen,
Dort beim Schiff zu bleiben am Meer und das Schiff zu bewahren.
Aber ich selbst, von den Freunden mir zwölf der tapfersten wählend,
Wandelte mit geisledernem Schlauch voll dunkeles Weines,
Liebliches, den mir Maron geschenkt, der Sohn Euanthes,
Jener Priester Apollons, der Ismaros Höhen umwaltet:
Weil wir ihn und die Kinder verschoneten und die Genoßin;
Ehrfurchtsvoll; denn er wohnt in des Königes Phöbos Apollon
Heiligem Schattenhain; und er schenkte mir köstliche Gaben:
Schenkte mir sieben Talente des schöngebildeten Goldes;
Schenkte mir einen Krug von lauterem Silber; und endlich

Schöpft er mir jenen Wein in zwölf gehenkelte Eimer,
Süß und unverfälscht, ein Göttergetränk. Auch niemand
Wußte darum der Knechte noch eine der Mägd' in der Wohnung;
Nur er selbst und das liebende Weib, und die Schaffnerin einzig!
Aber tranken sie einst des rothen balsamischen Weines;
Einen Becher gefüllt in zwanzig Maße des Waßers
Goß er; und süß umhauchten den schäumenden Krug die Gerüche,
Göttlicher Kraft; dann war es gewiß nicht Freude zu dursten!
Deß nun trug ich gefüllt den großen Schlauch, und im Korbe
Reisekost; denn ich ahnete schon in der muthigen Seele,
Einen Mann zu besuchen, mit mächtiger Stärke gerüstet,
Ungezähmt, nicht kundig der Billigkeit noch des Gesetzes.
Eilend wanderten wir zu der Felskluft; aber ihn selbst nicht
Fanden wir, sondern er pflegte der weidenden Heerd' auf der Weide.
Wir in die Höhl' eingehend umsah'n mit Bewunderung Alles.
Ringsher strozten die Körbe von Käs' und gedrängt in den Ställen
War's von Lämmern und Ziklein; und jegliche Gattung besonders
Eingesperrt: die Frühling' allein, allein auch die Mittlern,
Dann auch die Spätling' allein; es schwamm das Geschirr von der Molke,
Butten und Kübel umher und geglättete Eimer des Melkens.
Anfangs flebeten mir mit dringenden Worten die Freunde,
Daß wir der Käs' uns nehmend enteileten; jezo von neuem,
Daß wir schnell zum hurtigen Schiff die Lämmer und Ziklein
Aus dem Geheg' hintreibend die salzige Woge durchsteurten.
Aber ich hörete nicht: (wie heilsam, hätt' ich gehöret!)
Um ihn selber zu schaun und ein Gastgeschenk zu erwarten.
Ach er ward den Genoßen ein unerfreulicher Anblick!
Wir nun zündeten Feuer und opferten; nahmen dann selber
Uns der Käs' und aßen; dann harrten wir d'rinnen uns setzend,
Bis er die Heerd' heimtrieb. Er trug die gewaltige Ladung,
Trockenes Scheiterholz, das zur Abendkost er gespaltet,
Innerhalb der Höhle nun schmettert er's laut mit Gekrach hin;
Aber wir selbst erschrocken entfloh'n in den Winkel der Felskluft.
Jener trieb in die Kluft die wohlgeweidete Heerde
Alle, so viel er melkt'; und die männliche ließ er daraußen,
Widder und Böcke zugleich; in des Vorhofs tiefem Gehege.
Hoch nun schwang er empor den gewaltigen Fels vor den Eingang,
Fürchterlich groß, nicht hätten ihn zwei und zwanzig der Wagen,
Starkgebaut, vierrädrig, vom Boden hinweg gewälzet:
Solchen Fels, unermeßlicher Last erhub er zum Eingang.
Jezo saß er und melkte die Schaf' und mekernden Ziegen,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt er an's Euter.
Als er darauf die Hälfte der weißen Milch sich gelabet,
Stellt er sie eingedrängt in geflochtene Körben zum trocknen.
Dann verwahrt er die Hälft' in weitem Geschirr, daß er hätte,

Sich zum Trunk zu nehmen, und wenn er schmauste den Abend.
Aber nachdem er geeilt zu fertigen seine Geschäfte,
Jetzo zündet er Feuer, erblickt uns d'rauf und begann so:
„Fremdlinge, sagt! wer seid ihr? woher durchschifft ihr die Woge?
Ist es vielleicht um Gewerb', ist's ohne Wahl, daß ihr umirrt,
Gleichwie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
Selbst darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend?"
So der Kyklop; da brach uns allen das Herz vor Entsetzen,
Ueber das rauhe Gebrüll und das gräßliche Ungeheuer.
Aber ich faßte mich doch, und redete, Solches erwiedernd:
„Wir von Troja's Ufern umhergeirrte Achaier,
Ueber die Fluthen des Meeres von mancherlei Stürmen geschleudert
Strebten in's Vaterland; doch andere Fahrten und Wege
Kamen wir: Also beschloß es vielleicht Zeus waltende Vorsicht.
Völker preisen wir uns von Atreus Sohn Agamemnon,
Den jetzt Ruhm vor Allen verherrlichet unter dem Himmel:
Solch ein Reich zerstört' er mit Macht, und vernichtete Völker
Viel umher. Wir aber zu deinen Knieen genahet
Fleh'n, ob ein Gastgeschenk du darreichst, oder auch sonst uns
Eine Gabe gewährst, wie Fremdlingen etwa gebühret.
Scheue doch, bester, die Götter. Wir nah'n dir jetzo in Demuth;
Aber Zeus ist Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
Gastbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.
Also ich selbst; doch jener erwiederte grausamen Herzens:
„Thöricht bist du, o Fremdling, wo nicht von ferne du herkamst;
Daß Du die Götter zu scheu'n mich ermahnst und die Rache der Götter!
Nichts ja gilt den Kyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter; denn weit vortrefflicher sind wir!
Nicht fürwahr aus Scheu vor Kronions Rache verschon' ich,
Weder dein noch der Freunde, wo nicht mein Herz mir gebietet.
Sage mir jetzt, wohin dein treffliches Schiff du gesteuert;
Sei's an dem ferneren Strand; sei's nahe wo; daß ich es wiße."
Jener sprach's arglistig, umsonst mich Kundigen täuschend.
Wieder begann ich dagegen die schlau ersonnenen Worte:
„Ach mein Schiff zerbrach mir der Erderschütt'rer Poseidon,
Der an die Klippen es warf, um die Gegenden eures Gestades,
Treibend zum Vorgebirg'; und der Wind aus dem Meere verfolgt' es!
Ich allein mit diesen entrann dem grausen Verderben!
Also ich selbst; doch nichts antwortet' er grausames Herzens;
Sondern er streckt auffahrend die Händ' aus gegen die Freunde,
Deren er zween anpackt' und wie junge Hund' auf den Boden
Schlug, daß Blut und Gehirn umherfloß, netzend den Boden.
D'rauf zerschnitt er alle Gelenk', und bestellte die Nachtkost,
Fraß dann darein, wie ein Löwe des Waldgebirgs; und er ließ nicht
Eingeweide, noch Fleisch, noch selbst die markichten Knochen.

Laut nun jammerten wir, die Händ' erhöht zu Kronion,
Schauend die Freventhat, und es starrte das Herz in Betäubung.
Aber nachdem der Kyklop den mächtigen Wanst sich gefüllet,
Freßend das Menschenfleisch, und gelöscht von lauterem Milchtrunk;
Lag er im Felsengeklüft, weithingestreckt durch die Heerde.
Jetzt erwog ich den Rath in meiner erhabenen Seele,
Näher zu geh'n, und das schneidende Schwert von der Hüfte mir reißend,
Jenem die Brust zu durchbohren, wo Zwerchfell grenzet und Leber,
Mit nachdrängender Hand; doch hielt mich ein anderer Gedanke.
Denn dort wären wir alle des schrecklichen Todes gestorben:
Wir vermochten ja nicht vom hochgeöffneten Eingang
Weg mit den Händen zu rücken den mächtigen Fels, den er vorhob.
So mit Seufzen erwarteten wir die heilige Frühe.
Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg;
Jetzo zündet er Feuer und melkte die stattliche Heerde,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt er an's Euter.
Aber nachdem er geeilt zu fertigen seine Geschäfte,
Packt' er abermal zween mit Gewalt, und bestellte die Frühkost.
Als er geschmaust, dann trieb er die feiste Heerd' aus der Höhle
Sonder Müh' abhebend den mächtigen Fels; und von neuem
Setzte er ihn vor, wie einer den Deckel setzt auf den Köcher.
Fort nun trieb der Kyklop mit gellendem Pfeifen die Heerde
Bergwärts; aber ich blieb, mein Herz voll arges Entwurfes,
Ob ich vergelten möcht', und Ruhm mir Athene gewährte.
Dieser Gedank erschien dem Zweifelnden endlich der beste.
D'rinnen lag des Kyklopen gewaltige Keul' an dem Stalle,
Grün, von Olivenholz; er hatte sie, künftig zu tragen,
Wann sie gedorrt; uns aber erschien sie etwa von Ansehn
Gleich dem erhabenen Maste des zwanzigrudrigen Schiffes,
Welches breit und belastet dahinfährt durch die Gewäßer:
Gleich ihm schien sie an Läng' und gleich an Dicke von Anseh'n.
Nahend haut' ich davon, so viel die Klafter umspannet,
Reichte den Freunden den Pfahl und gebot ihn glatt mir zu schaben.
Jene glätteten ihn; dann naht' ich selber und schärft' ihn
Oben, und brannt ihn vor, in lodernder Flamme gewendet.
Diesen darauf verbarg ich mit Sorgfalt unter dem Miste,
Welcher rings durch die Höhl' in unendlicher Menge gestreut war.
Aber die Freund' ermahnt ich, das Loos mit einander zu werfen,
Wer sich wagen sollte, mit mir den erhabenen Oelbrand
Jenem in's Auge zu drehen, wenn süßer Schlaf ihn befiele.
Und es traf, die ich selbst mir auszuwählen gewünschet,
Vier der Freund'; und der fünfte war ich mit ihnen erkoren.
Jetzt am Abende kam er, der Hirt schönvließiger Heerden;
Trieb dann schnell in's weite Geklüft die Ziegen und Schafe
Alle zugleich, nichts laßend im hochummauerten Vorhof,

Weil er vielleicht argwöhnte; vielleicht auch fügt' es ein Gott so.
Hoch nun schwang er empor den gewaltigen Fels vor den Eingang,
Setzte sich dann, und melkte die Schaf' und meckernden Ziegen,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt er an's Euter.
Aber nachdem er geeilet zu fertigen seine Geschäfte,
Packt er abermal zween mit Gewalt und bestellte die Nachtkost.
Jetzo begann ich selber, und sprach, dem Kyklopen genahet,
Eine hölzerne Kanne des dunkelen Weins in den Händen:
„Nimm, o Kyklop, und trink! auf Menschenfleisch ist der Wein gut.
Daß Du lernst, wie ein köstlicher Trunk in dem Schiffe gehegt ward,
Welches uns trug. Dir bracht' ich zur Sprenge nur, wenn Du erbarmend
Heim mich zu senden gewährt. Doch du wüthest ja ganz unerträglich!
Böser Mann! wie mag dich ein Anderer künftig besuchen,
Unter dem Menschengeschlecht? Du hast nicht billig gehandelt!"
Also ich selbst; da nahm er und leerete, voller Entzückung
Trinkend das süße Getränk; dann bat er mich wieder von neuem:
„Gieb mir noch eins willfährig, und sage mir auch wie du heißest
Jetzo gleich, daß ich wieder mit Gastgeschenk Dich erfreue.
Denn auch uns Kyklopen gebiert die fruchtbare Erde
Viel großtraubigen Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Doch der ist vom Ambrosia selbst und Nektar entfloßen!"
Jener sprach's, da reicht' ich annoch des funkelnden Weines.
Dreimal schenkt ich ihm voll und dreimal leert er in Dummheit.
Aber sobald dem Kyklopen der Wein die Besinnung umwölkte,
Jetzo begann ich wieder und sprach mit schmeichelnden Worten:
„Meinen Namen, Kyklop, den gepriesenen? Siehe du sollst ihn
Wißen, nur du gewähre das Gastgeschenk, wie du sagtest.
Niemand ist mein Name; denn Niemand nennen mich Alle,
Mutter zugleich und Vater, und andere meine Genoßen,
Also ich selbst, und sogleich antwortet er grausames Herzens:
„Niemand, den verzehr' ich zuletzt nach seinen Genoßen,
Alle die andern zuvor; das soll dein gastlich Geschenk sein."
Sprach's und zurückgelehnt hintaumelt er; jetzo sich dehnend
Lag' er mit feistem Nacken gekrümmt, ihn faßte des Schlummers
Allgewaltige Kraft, und dem Schlund entstürzten mit Weine
Stücke von Menschenfleisch, die der schnarchende Trunkbold ausbrach.
Schnell nun steckt ich den Pfahl in den Haufen der glimmenden Asche,
Bis er des Feuers fing und redete meinen Genoßen
Herzhaft zu, daß keiner geschreckt vor Angst sich entzöge.
Aber da gleich nunmehr der Olivenpfahl in dem Feuer
Brennen wollt', auch grün wie er war, und Funken umherwarf;
Rafft' ich ihn aus dem Feuer und nahete; meine Genoßen
Standen umher, und es haucht' uns Muth in die Seelen ein Dämon.
Jene den abgeschärften Olivenpfahl aufhebend,
Stießen in's Auge ihn hinab; und ich, in die Höhe gerichtet,

Drehete. Wie mit dem Bohrer ein Mann den Balken des Schiffes
Bohrt, und jene von unten herum ihn drehn mit dem Riemen,
Faßend an jeglicher Seit' und stetiges Laufs er hineindringt:
Also fest in das Auge den glühenden Pfahl ihm haltend,
Dreheten wir, daß Blut ihn heiß umquoll, wie er eindrang.
Alle Wimpern umher und die Brauen ihm sengte die Lohe
Seines entflammten Sternes; und es prasselten brennend die Wurzeln.
Wie wenn ein Meister in Erz die Holzart oder das Schlichtbeil,
Taucht in kühlendes Wasser, das laut mit Gesprudel emporbraust,
Härtend durch Kunst, denn Solches ersetzt die Kräfte des Eisens:
Also zischt' ihm das Aug' um die feurige Spitze des Oelbrands,
Graunvoll brüllt er mit lautem Geheul, daß umher das Geklüft scholl;
Aber hinweg vor Schrecken entflohen wir. Jener nun riß sich
Schnell aus dem Auge den Pfahl vom triefenden Blute besudelt,
Welchen er ferne von sich fortschleuderte, tobend vor Unsinn;
Rief alsdann den Kyklopen mit Zetergebrüll, die umher ihm
Wohnten im Felsengeklüft der stürmischen Vordergebirge.
Jene vernahmen den Ruf und wandelten dorther und daher,
Und um die Höhle gestellt erforschten sie, was ihn betrübte:
„Welch' ein Leid, Polifemos geschah dir, daß du so brülltest
Durch die ambrosische Nacht und uns vom Schlummer erwecktest?
Ob dir vielleicht die Heerden ein Sterblicher raubend hinwegführt,
Oder dich selbst auch tödtet, durch Arglist oder gewaltsam?"
Wieder begann aus der Höhle das Ungeheuer Polifemos:
„Niemand tödtet mich, Freunde, durch Arglist; keiner gewaltsam."
D'rauf antworteten Jen' und schrieen die geflügelten Worte:
„Nun wofern mit Gewalt dich Einsamen keiner beleidigt;
Krankheit von Zeus dem Erhab'nen vermag kein Mittel zu wenden.
Aber flehe zum Vater, dem Meerbeherrscher Poseidon!"
Jene schrien's und enteilten; doch innerlich lachte das Herz mir,
Daß mein Name getäuscht, und der wohlersonnene Rathschluß.
Aber der blinde Kyklop, aufstöhnend vor Qual und winselnd,
Tappt umher mit den Händen und nahm den Fels vor dem Eingang;
Setzte dann in die Pforte sich selbst, und die Hände verbreitend
Tastet er, Einen zu fah'n, der hinausgieng unter den Schafen:
Denn so gar vermuthet' er mich einfältigen Geistes.
Aber ich selbst rathschlagte, wie doch am besten zu thun sei,
Ob ich die Genoßen vom Jammertod' und mich selber
Rettete. Tausend Entwürf' und verschlungene Listen entwarf ich;
Denn es galt das Leben, und fürchterlich drang die Entscheidung,
Dieser Gedank erschien dem Zweifelnden endlich der beste.
Widder waren daselbst dichtbuschiger Vließ und gemästet,
Groß und stattlich an Wuchs, mit bräunlicher Wolle bekleidet.
Diese verband ich geheim mit wohlgeflochtenen Ruthen,
Wo der Kyklop auch schlief, das Ungeheuer voll Bosheit,

Drei und drei: Der Mittlere trug mir einen der Männer
Und zween Andere gingen beiher, die Freunde beschirmend.
Jeglichen trugen demnach drei Böcke mir; aber ich selber
Wählte den stattlichsten Bock, der weit vorragte vor Allen:
Diesen faßt ich am Rücken, und unter den wolligen Bauch hin
Lag ich gewälzt, und darauf im herrlichen Flockengekräusel
Hielt ich fest die Hände gedreht, ausdauerndes Herzens.
So mit Seufzen erwarteten wir die heilige Frühe.
Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Jetzt nacheinander entsprang die männliche Heerd' auf die Weide;
Nur die Mütter blöckten noch ungemelkt um die Ställe,
Strotzten die Euter von Milch. Ihr Herr, von schrecklichen Qualen
Abgehärmt, betastete dort die Rücken der Widder
Aller, die aufwärts stiegen, und ahnete nicht in der Dummheit,
Daß ich sie unter die Brust der wolligen Böcke gebunden.
Langsam wandelte nun mein Bock zur Pforte des Felsens.
Schwer mit Wolle beladen, und mir, der mancherlei dachte.
Ihn auch betastend sprach das Ungeheuer Polifemos:
„Böckchen, mein Freund, wie trabst du so hinter der Heerd' aus dem Felsen?
Nie ja duldest du sonst, daß andere Schafe vorangehn;
Sondern zuerst ereilst du die Flur voll Gräschen und Blümlein
Mächtiges Schritts; auch kommst du zuerst an die Fluthen des Baches;
Auch zuerst in den Stall verlangest du wiederzukehren
Abends! Und nun nach Allen der äußerste? Ob dich das Auge
Deines Herrn so betrübt? das der Bösewicht mir geblendet
Samt dem losen Gesindel, mit Wein mir die Seele betäubend,
Niemand, der wohl schwerlich bereits dem Verderben entflohn ist!
Wenn du nur so dächtest wie ich und Sprache verständest,
Mir zu sagen, wo jener vor meiner Gewalt sich verbirget;
Traun! dann sollte sein Hirn durch die Höhle mir hiehin und dorthin
Aus dem Zerschmetterten spritzen am Grund; dann sollte mein Herz sich
Wieder erlaben des Weh's, das der Taugenichts brachte, der Niemand!"
Also sprach der Kyklop und ließ den Widder hinausgehn.
Jetzt ein wenig entfernt von der Felsenkluft und dem Vorhof,
Macht' ich zuerst vom Widder mich los und löste die Freunde.
Eilend darauf die feisten und hochgeschenkelten Böcke
Trieben wir viel umwendend in Krümmungen, bis wir zum Meerschiff
Kamen. Mit herzlicher Freud' ersahn uns die lieben Genoßen,
Die wir dem Tode entflohn und jammerten laut um die andern.
Aber ich duldet' es nicht, und wehrete Jeglichem winkend
Daß er weint'; und gebot, die Trift schönvließiger Böcke
Hurtig in's Schiff einwerfend, die salzige Fluth zu durchsteuern.
Alle nun stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.

Jetzo so weit entfernt, wie erschallt des Rufenden Stimme,
Rief ich laut dem Kyklopen mit herzempörenden Worten:
„Ha Kyklop, doch keines verächtlichen Mannes Genoßen
Fraßest du dort im hohlen Geklüft mit gewaltiger Stärke!
Endlich mußten ja wohl des Frevels Thaten dich treffen!
Grausamer! weil Du die Gäste so ungescheut in der Wohnung
Eingeschluckt; d'rum strafte Dich Zeus und die anderen Götter!"
Also ich selbst; da entbrannte noch ungestümer das Herz ihm;
Und er entsandt abreißend das Haupt des großen Gebirges.
Aber er warf jenseits des schwarzgeschnäbelten Meerschiffs
Wenig, und kaum verfehlt er des Steuers Ende zu treffen.
Hoch aufschwoll das Gewäßer vom niederstürzenden Felsen;
Und schnell rafft an's Gestade die rückwärts wogende Brandung
Fluthend das Schiff aus dem Meer, und strudelt es nahe zum Ufer.
Aber ich selbst mit den Händen ergriff die mächtige Stange,
Stieß vom Land', und ermahnte mit dringendem Ernst die Genoßen,
Anzustrengen die Ruder, damit wir entflöhn aus dem Unglück
Mit zuwinkendem Haupt; und sie stürzten sich rasch auf die Ruder.
Als nun doppelt so weit fortschiffend in's Meer wir gekommen,
Jetzo rief ich von neuem dem Wütherich. Aber die Freunde
Hemmten mich, Andere anderswoher, mit freundlichen Worten:
„Unglückseliger, strebst du den grausamen Mann zu erbittern,
Der nur eben in's Meer hinwarf sein Geschoß, und das Schiff uns
Rückwärts rafft' an's Gestade, wo gleich zu verderben wir dachten?
Hätt' er ein einziges Wort, ja nur die Stimme gehöret;
Wahrlich zerschellt hätt' er Allen das Haupt, und die Balken des Schiffes,
Unter dem zackigen Felsengeschoß! So weiß er zu schleudern!"
Also die Freund', umsonst das erhabene Herz mir beredend.
Wiederum begann ich, und rief mit ereiferter Seele:
„Höre Kyklop, wofern dich ein sterblicher Erdenbewohner
Jemals fragt um des Auges erbarmungswürdige Blendung;
Sag' ihm: der Städteverwüster Odysseus hat mich geblendet,
Er des Laertes Sohn, der Ithaka's Fluren bewohnet!"
Also ich selbst; doch laut mit Geheul antwortete Jener:
„Wehe, gewiß nun trifft mich ein längstverkündetes Schicksal!
Hier war einst ein erleuchteter Mann, so groß und gewaltig,
Telemos, Eurymos Sohn, der kundigste Seher der Zukunft,
Welcher allhier weissagend im Volk der Kyklopen gealtert.
Dieser sprach, mir nahe das Alles hinfort zur Vollendung,
Durch Odysseus Hände beraubt zu sein des Gesichtes.
Doch ein großer und stattlicher Mann, erwartet ich immer
Sollte daher einst kommen mit Kraft und Stärke gerüstet;
Und nun hat so ein Ding, so ein elender Wicht, so ein Weichling
Mir das Auge geblendet, nachdem er mit Wein mich bezwungen!

Komm' doch heran! Odysseus! Damit ich als Gast dich bewirthe
Und ein Geleit' dir erflehe vom mächtigen Ländererschüttrer,
Denn ihm bin ich ein Sohn, dem finstergelockten Poseidon.
Auch wird er mich heilen, gefällt es ihm; keiner der Andern,
Weder ein seliger Gott, noch ein sterblicher Erdebewohner."
Jener sprach's und ich selbst antwortete, Solches erwiedernd:
„Könnt ich nur so sicher der Lebenskraft und des Geistes
Abgethan dich entsenden in Aides Schattenbehausung,
Als dein Auge gewiß nicht heilt auch der Ländererschüttrer."
Also ich selbst; doch jetzo dem Meerbeherrscher Poseidon
Flehet er, streckend die Hände zum sternumleuchteten Himmel:
„Höre mich Poseidon, Umuferer, Finstergelockter!
Gib, daß nicht heimkehre der Städteverwüster Odysseus,
Er, des Laertes Sohn, der Ithaka's Fluren bewohnet!
Aber ward ihm geordnet, die Freunde zu schau'n und zu
Kommen in das erhabene Haus und seiner Väter Gefilde;
Laß' ihn spät, unglücklich, entblößt von allen Genoßen,
Kehren auf fremden Schiff, und Elend finden im Hause!"
Also sprach er flehend; es hört ihn der Finstergelockte.
Wieder darauf erhob er ein noch viel größeres Felsstück,
Sandt es daher umschwingend, und strengt unermeßliche Kraft an.
Aber er warf dießseits des schwarzgeschnäbelten Meerschiff's,
Wenig, und kaum verfehlt er des Steuers Ende zu treffen.
Hoch aufschwoll das Gewäßer vom niederstürzenden Felsen,
Vorwärts wogend das Schiff, und strudelt es nahe zum Ufer.
Als wir nunmehr zur Insel gelangten, dort wo die andern
Schöngebordeten Schiffe gedrängt verweilten, und ringsum
Trauernd saßen die Freund' und uns beständig erwartend;
Schoben wir, dort anlandend, das Schiff an's sandige Ufer;
Aus dann stiegen wir selbst am wogenden Strande des Meeres.
Auch des Kyklopen Heerd', aus dem räumigen Schiffe genommen,
Theilten wir gleich, daß keiner mir leer der Beute hinweggieng.
Doch mir gaben den Widder die hellumschienten Genoßen
Von der getheilten Beute voraus. Ihn bracht' ich am Ufer
Kronos Sohne, dem Donnerer Zeus, der Alles beherrschet,
Weihend und brannte die Schenkel. Allein er verschmähte das Opfer,
Unversöhnt, und beschloß, daß untergingen mir alle
Schöngebordeten Schiff' und werthgeachteten Freunde;
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Saßen wir, reichlich mit Fleisch und lieblichem Wein uns erquickend.
Als die Sonne nunmehr hinsank und Dunkel heraufzog,
Jetzo ruhten wir am wogenden Strande des Meeres.
Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Siehe, nunmehr ermahnt' ich mit dringendem Ernst die Genoßen,
Selber einzusteigen, und abzulösen die Seile.

Alle nun stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.
Also steurten wir fürder hinweg, schwermüthiges Herzens,
Froh aus der Todesgefahr, doch beraubt der lieben Genossen.

Aus dem „Cid.“

(Von Herder.)

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Unwißend, was werden solle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen;
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel
Heiß=erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr Ximene,
Ist so schwach denn uns're Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?
Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig;
Undankbaren schenkt man sie.“

„Muth und Sinn ist euer Erbtheil;
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So Ximene, laß' ich Euch.“

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.“

„Zu Vergnügungen verlaß' ich
Euch die Sorge für die Heerden,

Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie seid müßig:
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell."

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau."

„Junge Mädchen, fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt."

„Zeigt den Hausgenoßen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig;
Gegen Freunde seid bescheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und fest.
Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Ehgenoßen
Ist ein zart vertraulich Band."

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wißen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht."

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer:

So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen
Schweigen, weiß ich, sie gewiß."

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt was Ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz."

„Zwei und zwanzig Maravedi's
Laß' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laßet
Keinen als nur Mich es wißen;
Keinen Eurer Leute jetzet
Je zum Pfande; suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort."

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieses, wie des Himmels Veste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für And're schlage,
Glaubt, so werden sich auch And're
Froh bemüh'n für mich und Euch."

„Lebet wohl! Und Einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier Dein Bräutigam."

Tausend hundert zwei und dreißig,
Am dreizehnten Tag des Maimond's
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.

Tages d'rauf, als ihm San Pedro
Prophezeihend war erschienen,
Ließ er seine Freunde kommen,
Und Ximenen ihm zur Seite,
Sprach er seinen letzten Willen
Ernst und ruhig also aus:

„Zu San Pedro de Cordonna,
Wie Du mir versprachst, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt;
Jedem meiner edlen Männer
Gib fünfhundert Maravedi's:
Denn sie waren treu ergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod.
Alvar Fannez von Minaya,
Du, mein Freund, wirst sie vertheilen;
Was Dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für Deine Güt' und Liebe
Habe meinen treusten Dank.
In das Kloster zu Cordonna
Wirst Du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrautester, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Alvar Fannez, und Bermudes,
Meine treugeliebten Alle,
Werden Dir und mir gefällig,
Wohl mit Dir die Reise thun."

So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abschied von seinen Freunden,
Und empfieng das Sakrament.

* * *

Tages noch vor seinem Tode
Ließ Cid seine Freunde kommen,
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn."

„Und die kostbar'n Spezereien,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß;
San Jago wird Euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich."

„Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Laßet die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeschrei zur nahen Schlacht.“

„Und wenn Ihr dann nach Kastiljen
Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiß' es ja kein Mohren=Seewolf,
Alle laßet hier zurück.
Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und so setzt mich auf mein Roß.
Neben mir geht dann Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof;
Und mein tapf'rer Freund Bermudes;
Ihr Alvar Fannez Minaya,
Ziehet stracks hin auf Bukar;
Daß Euch Gott den Sieg verleihn wird,
Sagte mir San Pedro selbst.“

Also sprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalsam
War gesandt ihm zum Triumph.

* * *

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet,
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muth's;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden,
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund;

Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez,
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das off'ne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

* * *

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte;
Zu vollbringen seinen Willen,
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam,
Frisch und schön als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen;
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf seinem Stuhle,
Sitzt er da der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieça
G'rad' und fest den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit gold'nen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hieng sein Schild.
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der rechten die Tizona. —

Neben ihm zu Einer Seite
Gieng Jeronymo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Kastiljen führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhob'ner Fahne Cid's,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cid's Leiche,
Hundert Ritter um sie her;

Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend gieng der Zug und langsam,
Leis' als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wüthig stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türk'schem Bogen
Giftige Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dies geseh'n, erschracken alle,
Sechs und dreyßig Mohrenkön'ge;
Furcht-erblaßet stand Bukar.
Wohl sechshundert tausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der schrecklichste vor Allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand eine weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbig' Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich in's Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm vorangieng,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten, nach dem Willen
Cid's, die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reise fort.

* * *

Boten sandte jetzt Ximene
Auf der Reise nach Kastiljen,
Boten an Cid's Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter,
Und an ihre Schwiegersöhne,
Zwei gekrönte Könige;
Daß sie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fannez war der Meinung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Diesen dann mit Purpur deckte,
Und mit gold'nen Nägeln schlöße;
Doch Ximene Gormaz sprach:

„Cid mit seinem schönen Antlitz,
Mit den hellen, offnen Augen,
Soll er in den Trauerkasten,
In den fest verschloß'nen Sarg?
Nein! es sollen meine Töchter,
Meine Schwiegersöhn' ihn sehen,
Wie er noch im Tode lebt."

Angenommen ward die Meinung;
Eine Stunde weit von Osma
Sammlete sich die Versammlung
Und der Ehrenzug begann.
Arragoniens König Sancho
Kam mit seinen braven Rittern;

Ihre rückgekehrten Schilde
Hiengen an dem Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeschlitzte Trauerkappen,
Nach Kastilj'schem Gebrauch.
In der tiefsten Trauer waren
Donna Sol und ihre Damen,
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Fast erhob sich schon ein Weinen:
Aber schnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
Weil der Cid es untersagt:
Ihres Vaters Hand zu küssen,
Nahten still verehrend beide,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
Trat hinzu mit Donna Elvira,
Küssend ihres Vaters Hand;
Viele stille Thränen floßen,
Bis sie zu San Pedro kamen
Wohin sich der Cid gewünscht.

Selbst der König von Kastiljen
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt' er Boten ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte selbst hin nach Cordonna,
Und als er den Todten sah,

Wundert' er sich seiner Schönheit.
Ordnete, daß statt im Grabe
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße neben dem Altar.
Aufgerichtet, reich vergoldet,
Ward ihm schnell ein Tabernackel.
Länger als zehn Jahre saß er
Da in seiner vollen Rüstung,
Als ob er noch leibt' und lebte
Den Tizona in der Hand.

Sancho, König in Navarra,
Zugenamt der Heldenmüth'ge,
Er, des großen Cid's Urenkel,
Den ganz Spanien noch verehrt;
Mit Alfonso von Kastiljen
Führet er siegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Ueberall gewinnend Beute,
Bis mit solcher reichbeladen
Er hinwegzog, voll des Wahnes,
Niemand könnt' ihm widersteh'n.

So kam er auf seinem Rückzug
In das Kloster de Cordonna;
Wo begraben lag der Cid,
Hochverehrt: denn Niemand glich ihm
Seit der Zeit an Muth und Stärke,
Wie an Güt' und Redlichkeit.

Vorgesetzter dieses Klosters
War ein Abt, ein Mann von Jahren,
Der als Ritter einst in Waffen
Ehre sich und Ruhm erworben,
An Gestalt ein Mann von Anseh'n,
Voll Gemüths; es drückt ihn schmerzlich
Daß der König von Navarra
Mit dem Schimpfe von Kastiljen
So viel Leute mit sich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd seine Fahne,
Deren gleich' er in ganz Spanjen
Keine nirgend je geseh'n,
Riß der Abt' sie vom Altare,
Und erhob die Fahne — Cid's.

„Wiße," sprach er, „großer König,
Wiß', in diesem heiligen Kloster,
Das mir anvertrauet ist,
Liegt ein Held, mit dessen Fahne,
Unter ihr, darf ich mich meßen,
Großer König selbst mit Dir.
Denn hier ist die Leichenstätte
Cid's, genannt Campeador."

„Eine Gunst von Dir zu bitten,
Herr, ergriff ich seine Fahne
Kühn, und trage meine Bitte
Dir in tiefster Demuth vor.
Laß den Raub zurück, o König,
Den Du unserm Land entziehest;
Dir gereicht's zu höherem Ruhme,
Wenn Du ihn der Heldenfahne
Weihest und dem Grabe Cid's."

Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend stand der König,
Ueber dieses Abtes Muth;
Dann sprach er: „Aus mehreren Gründen
Thu' ich, Vater, was Ihr bittet,
Und laß meine Beute hier."

„Erstens, weil ich aus dem Blute
Des Campeadors entsproßen,
Der Urenkel bin vom Cid.
Seine Tochter Donna Elvira,
Die Gemahlin Don Garzia's,
Rühm' ich, ist Großmutter mir."

„Zweitens laß ich aus Verehrung
Gegen diese Heldenfahne
Und des hier Begrabnen Ruhm,
Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier;"

„Die ich dann auch, recht gesaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wohl nicht mit mir nehmen dürfte;
Nie wär' ich so weit gekommen,
Hätte nie sie mir erworben,
Nie ließ er vor seinen Augen
Sie hinzieh'n aus seinem Lande,
Lebte noch der tapf're Cid.
Also laß ich sie dem Todten,
Euch zu frommem Brauch zurück."

Er befahl — und alle Beute
Blieb dem Kloster von Cordonna;
Sie ward eine fromme Stiftung.

Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlaß'nen
Ward der Cid auch in der Gruft.

Aus „Hermann und Dorothea."

(Von Goethe.)

Schicksal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie zieh'n, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlaßend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Eßen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue, bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth vom goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches beßere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergeh'n.
Wirst du mir aber verzeih'n? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Aecht ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer geh'n im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit geseh'n; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch' ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon:
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gaßen, denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da, und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der and're,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch' ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was Ihr geseh'n; denn das begehrt ich zu wißen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich sobald mich freu'n nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannichfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens!
Traurig war es zu seh'n, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig

Jahren auch wohl geseh'n, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fäßer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren, der eine,
Wünschte langsam zu fahren, ein and'rer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf den schweren
Ueberpackten Wagen und Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hilflos die Menschen;
Denn die übrigen giengen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerißen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus' und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint die Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie giengen dahin und freuten sich alle der Kühlung.

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines
In geschliffener Flasche auf blankem zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch; er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Da versetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschloßen vor Euch, am Altare, sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freude ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust sich unter Leuten zu zeigen;

Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Die Heinzelmännchen.

(Von Kopisch.)

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein, und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten;
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht
War all' sein Tagewerk . . . bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war,
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'.
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken.
Eh' sich's der Zimmermann versah,
Klapp! stand das ganze Haus . . . schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer,

Und kneteten tüchtig
Und wogen richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten,
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot ... das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu;
Gesell' und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell' die Augen auf,
Wapp! hieng die Wurst da ... schon zum Ausverkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Faße schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und goßen und panschten
Und mengten und manschten;
Und eh' der Küfer noch erwacht
War schon der Wein geschönt und ... fein gemacht.

Einst hatt' ein Schneider große Pein;
Ein Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich.
Da hüpften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten

Und faßten
Und paßten
Und strichen und kuckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War's Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib
Und machte sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht,
Die Heinzelmännchen kamen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt herunter auf den Schall
Mit Licht! — Husch, husch, husch, husch! — verschwinden All'.

O weh', nun sind sie Alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es doch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Der getreue Eckart.

(Von Goethe.)

O, wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Und trinken das mühsam geholte Bier,
Und laßen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt, so gescheh'n! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saus't es und braus't es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell':
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich bis auf's Blut. —
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundersmann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Aeltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht,
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Die wandelnde Glocke.

(Von Goethe.)

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kömmt und wird dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt, als wie ein Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Hochzeitslied.

(Von Goethe.)

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schloße gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.

Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlößelein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beßer gemacht.
D'rum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, sie raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen=Licht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaßen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlößern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigem Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt;
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein.
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter gescheh'n,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen geseh'n,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute.
So gieng es und geht es noch heute.

Der Todtentanz.

(Von Goethe.)

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab, und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich,
Doch hindern die Schleppen am Tanze.

Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
So schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrackte;
Dann klipperts und klapperts mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, in's Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt,
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gothischen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Thürmer gethan!
Er rückt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häckelt, — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Der Zauberlehrling.

(Von Goethe.)

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waßer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm' du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Fluße
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Guße
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeßen! —
Ach ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeßen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güße
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüße
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's laßen;
Will ihn faßen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Waßerströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht laßen?
Will Dich faßen,
Will Dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewäßer!
Herr und Meister! hör' mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft Euch nur, zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Erlkönig.

(Von Goethe.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Sieh'st, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leides gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Edward.

(Aus Herder's „Stimmen der Völker.“)

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt.
Und 's war so stolz und treu — O!

Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein and'rer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

Und was für Buße willst du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willst du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruh'n,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruh'n,
Will geh'n fern über's Meer — O!

Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich laß' es steh'n, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß' es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wiedersehn — O!

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln d'rinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln d'rinn,
Ich seh' sie nimmermehr — O!

Und was willst du laßen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willst du laßen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich Euch laßen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch laßen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!

Die Mutter und das Kind.

(Von Chamisso.)

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde fallend
Auf den versenkten Sarg
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,
Hat Thränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind,
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann And'rer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finst'rer Klaus' und weint;
Wann And'rer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Thränen bitt're Fluth.

Wie einst sie unter Thränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarer Weise,
Das Kindlein sie sich nah'n,
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an.

O Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Rast,
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Thränen fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen
Sie sind davon so naß. —

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab in's feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus,
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblüh'n es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

O weine nicht, sei munter!
Was helfen Thränen dir?
Komm' lieber doch hinunter,
Und lege dich zu mir;
Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein.

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinab gegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

Die Rache.

(Von Uhland.)

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die gold'nen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm', mit Füß' er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Klein Roland.

(Von Uhland.)

Frau Berta saß in der Felsenkluft
Sie klagt ihr bitt'res Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Buder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Fluth verschlang mir dich;
Die ich um Liebe alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm' herein geschwind!
Mein Trost kommt all' von dir.

Klein Roland, geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab'
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zu Tafel saß
Im gold'nen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüßel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die off'ne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar
Vierfarb zusammengestrickt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Hinauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüßel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich seh'n?
Das ist ein sonder Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
So laßen's die Andern auch.

Es stand nun an eine kleine Weil'
Klein Roland kehrt in den Saal,
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt er bald.
„Du trittst in die gold'ne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüßel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemt Wildpret und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

Sag an, wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an, wer ist ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß
Meine linke, die ist ihr Schenk.“

„Sag an, wer ist ihr Wächter treu?“
„Mein' Augen blau allstund.“
„Sag an, wer ist ihr Sänger frei?“
„Der ist mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wack're Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau'n,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die off'ne Tafel hält.

„So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohl auf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein.“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil’,
Der König schaut in die Fern’,
Da kehren schon zurück mit Eil’
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! seh ich recht?
Ich hab’ verspottet im off’nen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild,
Da regt sich plötzlich der alte Grimm
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da spricht der König mit mildem Ton:
„Steh’ auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudenvoll
„Lieb’ Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll
Was du mir Guts gethan.

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb’ von manchem Reich
In seinem Banner und Schild;

Soll greifen in manchen Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Der Graf von Habsburg.

(Von Schiller.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren!"

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.

„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“ —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein alter Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.“

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg

Im Strudel der Wellen gerißen.
D'rum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
Will ich das Wäßerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der And're die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ein ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell

In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Die Kraniche des Ibykus.

(Von Schiller.)

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich. —
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leyer zarte Saiten
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;

Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaßen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr seh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine and're Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker fluthenden Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,

Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich d'reist in jene Menschenwelle
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeß'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,

Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang
Er s allt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:

„Sieh da, sieh da, Thimotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well’ auf Well’,
So läuft’s von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist’s mit dem, was kann er meinen?
Was ist’s mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt’s mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen
Und ihn, an den’s gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht’ er’s im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Wanderer.

(Von Goethe.)

Wanderer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruh’n.

Frau.

Welch' Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
D'raus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf.

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter Fremdling!

Wanderer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrab'ne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?

Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.

Wanderer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wanderer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du, einsame Schwester, dort,
Wie ihr,
Düst'res Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!

Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln d'rein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruh'n,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waßer schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wanderer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wanderer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt.

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wanderer.
Ihr wohnet hier?
Frau.
Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!
Wanderer.
Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den gold'nen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhab'nen Trümmern
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern!
Leb' wohl, du glücklich Weib!
Frau.
Du willst nicht bleiben?
Wanderer.
Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!
Frau.
Glück auf den Weg!
Wanderer.
Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?
Frau.
Nach Cuma.
Wanderer.
Wie weit ist's hin?
Frau.
Drei Meilen gut.

Wanderer.

Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm.

Der Gast.

(Von Leopold Schefer.)

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
Einmal niederschaut' auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen,
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt' auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunte zu werden;
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segn' uns, und was du bescheret hast!"
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie es auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht an seinem Stabe fort
Nach dem fast nahgeleg'nen Ort,
Und kommt an eines Reichen Haus; —
War grad' ein Fest und großer Schmaus;
Dort stellt er still sich vor den Saal. —
Nach ihm fragt Niemand allzumal.
Er hört d'rin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Herde Spatzen,

Hört reden, was Keines Gemüthe beßert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert:
Und haben's geredt, es gemahnet ihn so,
Als drüschen die Drescher nur leeres Stroh.

Da er verwundert lange gestanden,
Spricht er zu Einem, ihm beihanden:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
Nun komm' ich armer Bettler getreten,
Und führ' euch seine Worte an:
Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!"
Da scheint's, sie werden ihn erst gewar:
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!"
Und trieben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja einer thät die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm gescheh'n,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgeh'n:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder laßen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aergers thun,
Als ihn im Bösen laßen beruh'n;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kommt er an eines Armen Haus,
Da sieht's gar klein und freundlich aus;
Aeltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesott'nen Fisch,
Der heut' dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit langen;
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand,
Zu ihrem Tisch heißt sie ihn setzen,
Weil sie sich jetzt an was Selt'nem letzen.
Und Aeltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt';
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speise finde.

D'rauf setzt sich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib knieet zu ihm hin,
Stellt' ihm sein Kleinstes auf den Schooß,
Und läßt ihm zeigen „wie groß? — so groß!"
Und lehrt's lieb haben den guten Mann,
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben:
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonne seine Brust.
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.

Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf seinen Knien ihm vor es;
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld,
Dann, wie ihm das Kind in der Krippe gefällt.
Die heiligen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun leget die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das Vaterunser ihm lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh',
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein:
Es scheint der Mond ihm hell herein.

Und als der Morgen begunte zu tagen,
Steht er auf, sich hinweg zu tragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
Den Armen ist Gott nimmer weit.
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüt,
Wie selten das Herz dem Reichen glüht;
Und dulden sie Manches auf Erden gleich:
Den Armen ist das Himmelreich."

Tödten und Lebendigmachen.

(Von Herder.)

„Ertödten will ich diesen wilden Stier,
Mit Einem Wort, das leise ich in's Ohr
Ihm sage." Also sprach der Zaub'rer Jambres
Vor einem Heidenrichter; dieses sei
Beweis für meinen Glauben, gegen jenen,
Der mir vorübersteht.

Er holte muthig
Den wilden Stier herbei, der bäumte sich
Und stieß mit seinen Hörnern. Leise sprach
Der Zauberer sein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen sank das Thier darnieder.

Ihm gegenüber stand der Christ und sprach:
„Ertödten konntest du mit gift'gem Hauch;
Doch kannst du auch, was todt ist, auferwecken?
Denn also steht geschrieben: „Der bin Ich,
Der tödten und lebendig machen kann!"
Noch mehr als dies; er kann das Wilde zähmen" —

Danieder fiel er betend: „Höre, Herr,
Nicht Wunder fleh' ich: Deine heilige
Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete, um das inn're Zeichen,
Wozu sie ist? Ertheil' es gnädig mir."

Auf stand er froh, getrost und heiter, sprach
Den heil'gen Namen laut hin über'm Todten;
Der regte sich. Geschwind ergoß der Strom
Des Lebens sich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Er stand gezähmt und schaute mild umher,
Er nahte sich dem Christen, seinem Herrn,
Ihm willig folgend.

Nicht ertödten soll
Religion; das Todte neu beleben,
Das Wilde zähmen, soll und kann nur sie.
Dies ist das innere, fortwährende,
Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

Adams Tod.

(Von Herder.)

Neunhundert dreißig Jahre war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: du sollst des Todes sterben.

„Laß' alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur weinenden Eva, daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch, sprach Adam, will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebensbaume." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreut, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß' ihn Erbarmung finden, Barmherziger, so flehete er, und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum."

Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier; denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!"

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier."

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich.

Er roch an ihm den Geruch des Paradieses; da erhob sich seine Seele: „Kinder," sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach.

Aber an diesen Blättern athme ich den Hauch einer anderen Welt, Erquickung!" — Da brach sein Auge, — sein Geist entfloh.

Adam's Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn 30 Tage lang; Seth aber weinte nicht.

Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten, und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adam's stärkten sich an ihm mit Trost des anderen Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfieng; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüten unter andere Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Abrahams Kindheit.

(Von Herder.)

In einer Höhle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunklen Höhle war das Licht Gottes in ihm; er dachte nach und sprach zu sich: „Wer ist mein Schöpfer?"

Nach sechszehn Jahren trat er hinaus und als er zum erstenmale Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freute sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist Euer Schöpfer?"

Auf ging die Sonne; er fiel nieder auf's Angesicht. „Das," sprach er, „ist der Schöpfer: denn seine Gestalt ist schön!" —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und gieng am Abend unter. Da gieng der Mond hinauf und Abraham sprach zu sich: „Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels, vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient."

Aber auch Mond und Sterne giengen unter und Abraham stand allein.

Er gieng zu seinem Vater und fragte ihn: „Wer ist der Gott des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigete ihm seine Götzenbilder.

„Ich will sie prüfen," sprach er bei sich selbst, und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seid, so nehmet euer Opfer." Aber die Götzen standen da und regeten sich nicht.

„Und diese," sprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn." Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater," sprach er, „dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet."

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?" „O zürne nicht, mein Vater," sprach Abraham, „und laß' dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu, daß er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?" — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollst du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen sei dein Lohn." Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget, daß er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgte der König ihn. —

„Wer ist dein Gott, o König?" sprach der unerschrockene Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott," antwortete er, „das Mächtigste der Wesen."

„Das Feuer," sprach der Knabe, „wird vom Waßer ausgelöscht; das Waßer wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolke und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das Mächtigste der Wesen." —

„Und ich der Mächtigste der Menschen," sprach der König. „Bete mich an; oder der glühende Ofen ist dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheid'nes Auge auf und sprach: „Ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend untergeh'n; befiehl, o König, daß sie heut' am Abend auf- und am Morgen untergehe, so will ich dich anbeten."

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht; ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Liliendust. Schöner gieng der Knabe vom Feuer hinaus und bald erschien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward der Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

(Von Herder.)

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen' Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer? —

„Mein Sohn," sprach Abraham, „Gott hat sich selbst ersehen ein Opferlamm!" So giengen die beiden schweigend miteinander. —

Und als sie an die Opferstätte kamen, und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und faßte das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinenden Augen zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!" rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: „Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück und hieß die schrecklich frohe Stätte: „Jehovah schaut!" Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: Er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist Eines als das Andere.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefällt ihm wohl; er hört's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über Alles ist die Thräne des Verlaßenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

(Von Herder.)

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm einst geoffenbaret hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah, da war sein Herz voll Freude; denn Jehovah hatte ihm jetzt seinen Freundesbund auf's neue bestätiget.

Bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entgieng, und sie nun sahe, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen, küßete das Kind, nannte seinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen," und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: „Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden ihnen beistehe, und ihre Thränen lind're."

„Dreimal soll dir dein Wunsch gewährt sein, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder siehst, doch lindern kannst du ihre Thränen nicht."

Sie gieng zum ersten hinab, und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauern. Joseph's blutiges Kleid lag neben ihm: „Mein graues Haar," rief er, „wird in die Grube fahren; mit Leide werd' ich zu den Todten wandern, denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf, bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne als Abgeschiedene, selbst zu ihr kamen und freudig ihr erzähleten, wie schön sich all' ihr Leid in Freud' verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen, und stieg lange nach diesem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da sah sie ihre Kinder in's Elend treiben, wie man die Herde treibt. Alles fand sie verwüstet und auch ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine zeitlang blieb sie auf dem öden Grabe und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Aechzen.

Sie stieg zum drittenmal hernieder; da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten, und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut: „Sie sind, sie sind nicht mehr." Man hörte lange am Grabe das weinende Aechzen: „Sie sind nicht mehr."

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „Ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Lei-

den. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertraue mir deine Kinder an, sie sind auch meine Kinder; dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebornen Schicksal zu tragen und zu lindern."

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt und Rahel freuet sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

Die Morgenröthe.

(Von Herder.)

Hast du die schöne Morgenröthe gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Strahl des unvergänglichen Lichtes, die Trösterin der Menschen.

* * *

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge saß, den trauervollsten seiner Psalmen spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich seh' keinen Helfer!"

Siehe, da gieng die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm, wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlaßen seiest? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen."

Getröstet hieng an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufgieng mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesanges, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstand; und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenröthe in seine düst're Seele.

* * *

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt — weih täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

Die Gesänge der Nacht.

(Von Herder.)

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß, da kam der Geist Jehova's über ihn, und seine Sinne wurden aufgethan, zu

hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre, und traten in ein Chor; der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, und zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehova's," sprach die untergehende Sonne, und die Abendröthe antwortete ihr: „Ich bin der Saum seines Kleides."

Die Wolken über derselben thürmeten sich und sprachen: „Wir sind sein Nachtgezelt," und die Waßer der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehova's gehet auf Wolken, der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch."

„Er schwebet auf meinen Fittigen," sprach der säuselnde Wind; und die stille Luft antwortete ihm: „Ich bin der Athem Gottes, das Weben seiner erquickenden Gegenwart."

„Wir hören Lobgesänge," sprach die verlechzte Erde, „und ich bin still und stumm?" Der fallende Thau antwortete ihr: „Ich will dich laben, daß deine Kinder neu erquicket jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Rose."

„Wir blühen fröhlich," sprach die erquickte Au; die vollen Aehren rauschten drein und sprachen: „Wir sind der Segen Gottes! die Heere Gottes gegen des Hungers Noth."

„Wir segnen euch von oben," sprach der Mond: „Wir segnen euch," antworteten die Sterne. Die Heuschreck' girrete und sprach: „Er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau." „Und tränkte meinen Durst," antwortete die Hindin. „Er erquickte mich," sprach das aufspringende Reh. „Und gibt uns unsere Speise," träumete das Wild. „Und kleidet unsere Lämmer," blöckete die Heerde." „Er erhörete mich," so krächzete der Rabe, „als ich verlaßen war." Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel sprachen schlummernd nach: „Wir haben unsere Nester gefunden, uns're Häuser; wir wohnen auf Gottes Altar. Und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel in stiller Ruh'."

„In stiller Ruh," antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da."

Auf gieng die Sonne, und David erwachte aus seinem psalmreichen Traume; so lang' er lebte, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung, und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

Die Sterne.

(Von Herder.)

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schaudern erfüllt hatten; als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Theil am Ende der Tage."

Gelaßen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zum Manne im leinenen Kleide, der neben ihm stand: „Meinst du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?“ Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele,“ sprach er, „so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.“ Er sprach's, und berührte ihn mit seiner Rechten; und Daniel entschlief unter dem Anblick des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

Das Kind der Barmherzigkeit.

(Von Herder.)

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechtes wird seinen Bruder morden.“

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Siegel auf sein Antlitz prägtest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Knie umfaßte. „Bild' ihn,“ sprach sie „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlaßen, will ich ihn suchen und ihm liebend beisteh'n und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe beßern.“

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbar schwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer beßernd. —

* * *

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte die Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

Der Tag vor dem Tode.

(Von Herder.)

Ein Weiser spricht: „Thue Buße Einen Tag vor deinem Tode." Welcher ist dieser Tag, und wer weiß, wann er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde, wann die Mahlzeit sein würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich, denn sie sprachen: „Es gebricht nichts in des Königs Hause, jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit sein, daß wir gerufen werden."

Die Narren aber unter den Knechten zerstreuten sich und sagten: „Es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug, uns zuzuschicken und anzukleiden." Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten giengen zum Feste; die Narren wurden zurückgewiesen; sie hatten die Ehre sich selbst geraubet.

* * *

Salomo sagt: „Laß deine Kleider weiß immer sein!" Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich und kleide dich in sie täglich. Sei weise Einen Tag vor deinem Tode.

Drei Freunde.

(Von Herder.)

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's mehr derselben als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart angeklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und gieng zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, gieng hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

* * *

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und

kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Der Greis und der Tod.

(Nach Aesop.)

Ein Greis, der sich sein Holz für den Winter in dem Walde holen mußte, trug einmal ein schweres Bündel auf seinen Schultern nach Hause. Da er dasselbe abgelegt hatte und rastete, sagte er: „Wenn doch endlich einmal der Tod käme, da ich auf Erden so viele Mühsale und Qualen zu erdulden habe." Der Tod erschien, und fragte: „Was begehrest du von mir?" „Daß du mir das Bündel auf die Schultern heben helfest," antwortete der Greis.

Der Esel und der Fuchs.

(Nach Aesop.)

Der Esel fand ein Mal eine Löwenhaut, und er that sie um, die Thiere damit zu schrecken. Alle fürchteten sich sehr, und liefen davon. Nur der Fuchs blieb stehen und sah den Esel an. Dieser sprach: „Fürchtest du dich nicht?" Der Fuchs antwortete: „Ich hätte mich gefürchtet, wenn ich nicht deine Ohren hätte hervorstehen gesehen und wenn ich nicht deine Stimme gehört hätte."

Es hilft das Brüsten vor dem Klugen nicht, er sieht doch die schwachen Stellen, die dahinter stecken.

Die Alte und der Wolf.

(Nach Aesop.)

Ein Wolf, der auf Raub ausgieng, kam zufällig an einem Hause vorüber, in welchem er ein Kind aus allen Kräften schreien, eine Alte aber zu demselben sagen hörte: „Warum schreist du so sehr; wenn du nicht aufhörst, so will ich dich dem Wolfe zum Fraße geben." Der Wolf bildete sich ein, daß die Frau im Ernste geredet habe und nahete sich der Thür. Als er aber sehr lange und mit großer Geduld gewartet hatte, hörte er endlich daß die Alte dem Kinde, welches nicht mehr schrie, wieder gute Worte gab, und sagte: „Wenn nun der Wolf kömmt, wollen wir ihn mit diesem Spieße erstechen." Der Wolf floh davon, und sagte zu sich: „In diesem Hause ändert man die Meinung alle Augenblicke."

Der urtheilt thöricht, welcher die Worte ohne Verbindung mit den Handlungen betrachtet.

Der Frosch und der Ochs.

(Nach Aesop.)

Ein Frosch saß bei seinen Kindern in dem Sumpfe, und sah daneben einen Ochsen weiden. Er wollte so groß sein wie dieser, blies die Runzeln seiner Haut auf, und fragte die Kinder: „Bin ich nun schon so groß wie der Ochse?" Die Kinder antworteten: „Nein." Der Frosch blies sich noch stärker auf und fragte wieder: „Bin ich jetzt schon so groß?" Die Kinder antworteten: „Noch immer nicht." Er blies sich nun mit aller Gewalt auf, so daß die Haut nicht mehr hielt, und er bersten mußte.

Wenn man es ohne Kräfte den Großen und Mächtigen gleich thun will, so endet man kläglich.

Der Löwe und die Maus.

(Nach Aesop.)

Einige Mäuse sprangen im Muthwillen um einen schlafenden Löwen. Da er sich nicht regte, tanzten sie gar im Vorwitze auf seinem Körper. Da erwachte er, und haschte eine. „Ich bitte dich," sagte sie, „schone mein Leben, ich will dir es erkennen und mit einem Gegendienste vergelten." Der Löwe lachte und ließ sie los. Nach einiger Zeit aber geriet er in die Netze von Jägern, und konnte sich mit größter Kraft von den hemmenden Schlingen nicht befreien. Da lief die Maus hinzu, und nagte mit emsigem Zahne nur eine einzige Schleife entzwei, worauf auch die anderen aufgiengen, und der Löwe die Bande zerreißen konnte.

Keiner ist so gering, er kann auch einem Mächtigen helfen.

Der Bock und der Fuchs.

(Nach Aesop.)

Ein Bock und ein Fuchs stiegen in einen Brunnen, weil sie von großem Durste getrieben waren. Als sie getrunken hatten, suchten sie wieder heraus zu kommen. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Daher sagte der Fuchs zu dem Bocke: „Stütze dich mit deinen Vorderfüßen an der Mauer in die Höhe, ich werde über deine Schultern leicht hinausspringen, und sobald ich im Freien bin, werde ich dich ebenfalls hinaus ziehen." Der Bock that, wie ihm vorgeschlagen wurde. Als der Fuchs befreit war, tanzte und sprang er um den Brunnen, seine Freude zu bezeugen. Er machte aber keine Anstalt, den Bock heraus zu ziehen. Da ihn nun der Bock einen Betrüger und Wortbrüchigen schalt, antwortete ihm der Fuchs: „O Bock, o Bock, wenn du so viel Gehirn in

deinem Haupte hättest als Haare in deinem Barte, so würdest du in keinen Brunnen steigen, ehe du vorher wohl überlegt hättest, wie du wieder herauskommen könntest."

Der Kluge überdenkt seine Handlungen sehr wohl, und schließt keine thörichten Bündnisse.

Das alte und das junge Reh.

(Nach Aesop.)

Ein junges Reh kam eines Tages mit seinem Vater zu sprechen, und sagte: „O Vater, du bist viel größer als die Hunde, du hast starke Hörner, mit welchen du dich vertheidigen kannst, und du besitzest obendrein viele Geschwindigkeit, um im Kampfe behend zu sein; warum läufst du denn immer davon, wenn die Hunde kommen?" Der Vater antwortete: „Es ist wahr, was du sagst, und ich besitze alle die nützlichen Dinge; aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich jedes Mal fliehen muß, wenn ich die Hunde bellen höre."

Durch Zureden und Gründe werden die Furchtsamen nicht muthig.

Der Ackersmann und seine Kinder.

(Nach Aesop.)

Ein Ackersmann hatte zwei Kinder, die in großer Uneinigkeit lebten, und alle Tage mit einander stritten. Da ließ er einmal ein Bündel Reisigstäbe bringen, und befahl ihnen, das Bündel abzubrechen. Sie konnten es nicht zu Stande bringen. Darauf lösete er das Bündel, reichte ihnen die einzelnen Stäbe, und sagte: „Seht zu, ob ihr es nun könnet." Sie brachen die Stäbe mit leichter Mühe, und so war auch das Bündel gebrochen. Da sagte der Vater: „Ihr Kinder gleichet dem Bündel; so lange ihr vereinigt seid, seid ihr stark, wenn ihr getrennt werdet, seid ihr schwach."

Der Löwe und der Fuchs.

(Nach Aesop.)

Ein alter Löwe, der nicht mehr kräftig zur Jagd war, stellte sich krank und hinfällig, und legte sich in seiner Höhle nieder. Da kamen die Thiere, und giengen aus Neugierde zu ihm, um ihn sterben zu sehen. Der Fuchs aber blieb in der Ferne stehen, und schaute gegen die Höhle. Da sagte der Löwe zu ihm: „Was stehst du dort, und kommst nicht näher, wie die anderen Thiere?" Der Fuchs antwortete: „Weil ich lauter Fußspuren in die Höhle hinein, und keine heraus gehen sehe."

Der Kluge beachtet alle Zeichen der Dinge.

Der Wolf und das Lamm.

(Nach Aesop.)

Ein Wolf kam zu einem Bache, um zu trinken. Da sah er auch ein Lamm, welches unterhalb ihm aus demselben Bache trank. Er sprach zu dem Lamme: „Warum trübst du mir das Waßer, welches ich trinke?“ Das Lamm antwortete: „Wie kann ich das, da das Waßer von dir zu mir herabfließt?“ Der Wolf sprach wieder: „Ich weiß, daß du vor fünf Monaten übel von mir geredet hast.“ Das Lamm entgegnete: „Damals war ich gar noch nicht geboren.“ „So war es dein Vater,“ erwiederte der Wolf, und zerriß das Lamm.

Der Böse nimmt zu seinen Handlungen die beliebigsten Ursachen.

Das Roß und der Stier.

(Von Lessing.)

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! von einem Knaben ließe ich mich nicht regieren.“

„Aber ich;“ versetzte das Roß. „Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?“

Der Besitzer des Bogens.

(Von Lessing.)

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen!“ fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen laßen.“ Er gieng hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich beßer auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Blau-Veilchen.

(Von Friedrich Förster.)

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach,
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:

„Daß ich hier unten blüh,
Lohnet sich kaum der Müh,
Muß mich überall bücken
Und drücken,
Bin so in's Nied're gestellt
Sehe gar nichts von der Welt;
Drum wär' es ganz gescheidt gethan
Ich stieg ein bischen höher hinan!"

Und wie gesagt, so gethan!
Aus dem Wiesenland
Mit eigener Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich auf's Wandern.
D'rüben der Hügel wär' mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht,
Könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n,
Dahin will ich geh'n."

Und so, im behenden Lauf
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick.
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort
Wo ich wohl möchte steh'n,
Um in die weite Welt zu seh'n.
Drum wär' es noch gescheidter gethan
Ich stieg ein bischen höher hinan!"

Und wie gesagt, so gethan!
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigener Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf;
Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n,
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn
Kommt's Veilchen oben an,

Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön!
Aber alles kann man doch nicht seh'n;
So ein Berg
Ist doch nur ein Zwerg.
Auf der Alp' da d'roben
Das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Englein musiciren
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!"

Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigener Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begibt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht dießmal viel Beschwer;
Kein Weg, kein Steg war ringsumher;
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick;
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück.
Da setzt es die letzte Kraft noch d'ran;
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein;
Der Wind, der bläs't so hart;
Das Veilchen vor Frost erstarrt;
Es zappelt mit allen Würzlein
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäckchen werden weiß;
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis:
„Ach wär' ich geblieben im Thale dort,"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
Und blieb stumm.

„Hast du im Thal' ein sich'res Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus."

Strenge Barmherzigkeit.

(Von Fröhlich.)

Das Thal schreit auf zum Föhn;
„Was wirfst dein wild Gestöhn,
Lavinen ab den Höh'n,
Die Bäche zu empören
Die Matten zu zerstören!
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zerthauen?"

„Nein!" ruft der Frühlingswind,
„Tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land;
Groß ist der Widerstand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen
Und sollte nur gemach,
Tropfweise nach und nach
Der Schnee geschmolzen werden,
Würd's maien nicht auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
Deck' ich mit grünen Fluren."

Fabellied.

(Aus Herder's „Stimmen der Völker.")

Einmal in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigall
Eine Wett' thäten anschlagen,
Zu singen um das Meisterstück:
Wer's gewänn' aus Kunst oder aus Glück;
Dank sollt' er davon tragen.

Der Kukuk sprach: „So dir's gefällt,
Hab' der Sach' einen Richter erwählt."
Und thät' den Esel nennen.
„Denn weil der hat zwei Ohren groß,
So kann er hören desto baß,
Und was recht ist, erkennen!"

Als ihm die Sach' nun ward erzählt,
Und er zu richten hat Gewalt,

Schuf er: sie sollten singen!
Die Nachtigall sang lieblich aus:
Der Esel sprach: „Du machst mir's kraus
Ich kann's in Kopf nicht bringen."

Der Kukuk fieng auch an und sang,
Wie er denn pflegt zu singen!
Kukuk, Kukuk! lacht fein darein,
Das gefiel dem Esel im Sinne sein,
Er sprach: „In allen Rechten
Will ich ein Urtheil sprechen.

Hast wohl gesungen Nachtigall!
Aber Kukuk singt gut Choral,
Und hält den Takt fein innen.
Das sprech' ich nach meinem hohen Verstand,
Und ob es gält ein ganzes Land,
So laß ich's dich gewinnen."

Der Tanzbär.

(Von Gellert.)

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müßen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen,
Fort, schrien Alle, fort mit dir!

Du Narr, willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig haßen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend seh'n zu laßen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen:
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Der Esel.

(Von Claudius.)

Hab' Nichts, mich d'ran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohn' Muth und ohn' Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm noch kalt.

Hab' Nichts, mich d'ran zu freuen;
Bin dumm und ungestalt;
Muß Stroh und Disteln kauen;
Werd' unter Säcken alt —
Ach! die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir Nichts, als eine schöne Stimme.

Adler und Taube.

(Von Goethe.)

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sehnkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrthenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.

Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrthenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar:
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber gold'nen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerst," liebelt er,
„Sei gutes Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst du dich nicht des gold'nen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug."
„O Weise!" sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
„O Weisheit! du redst, wie eine Taube!"

Fuchs und Kranich.

(Von Goethe.)

Zwei Personen, ganz verschieden
Luden sich bei mir zu Tafel;
Dießmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte,
Legte bei geschwoll'ne Trauben.

Langgehälstes Glasgefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold= und Silberfischlein regen.

Hättet Ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüßel hausen,
Neidisch müßtet ihr gestehen:
Welch' ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuen sie beim Wandern
Sich der Trauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des Andern
Als genährt am Katzentischchen.

* *
*

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn du Leute willst gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

Der arme Schiffer.

(Von Gellert.)

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr!" sprach er, „leiht mir hundert Gulden;

Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit;
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr."

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann,
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen."

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht:
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich,
„Herr!" fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann,
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wack'rer Mann."

„O," spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld gelieh'n.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe zieh'n;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt, mit voller Hand zurücke.
„Hier," spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder fünfzig Gulden."

„Hier," spricht Philet, „hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen;
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.

Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern sein."

Mensch! mache dich verdient um And're Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist?
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist.

Die Geschichte von dem Hute.

(Von Gellert.)

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anseh'n gab.
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt und wagt es, kurz und gut,
Er wagt's, zwei Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn.
Das Volk bleibt vor Verwund'rung stehn,
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt,
„Ich," spricht er, „sehe wohl was fehlt."
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O!" rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht was ein Sterblicher erfand!
Er, er echöht sein Vaterland!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.

Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah Keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
„Was sehen wir? Sind das Zaubereien?
Ein neuer Hut! o glücklich Land,
Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand."
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergeßen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit gold'nen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
„Ihm," schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfund'ne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und daß ich's kurz zusammenzieh':
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

Seltsamer Spazierritt.

(Von Hebel.)

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus, und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder." Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und läßest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine." Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand: zwei Kerle auf einem schwachen Thier! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide herabjagen?" Da stiegen beide ab und giengen selb dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen, ist's nicht genug, wenn Zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? „Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hinteren Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim. — So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Einträglicher Räthselhandel.

(Von Hebel.)

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiffe, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war nur noch ein Dreibatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Waßer wird sich auch wohl noch etwas erwerben laßen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirthshaus „zum Kopf" weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack auf der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht, und versündigt sich dran.

Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Kloß und St. Veit vorbei, wurde Einer nach dem Andern stille, und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder Einer anfieng. „Mausche," fieng er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müs-

sen doch auf Allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheren, und schlug vor, man sollte in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte Jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: „Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern eßen?" Alle sagten, das sei nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ißt das Zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart', Jude, ich will dich aus dem neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?" Der Jude sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt er's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fieng er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zur rechten Zeit fertig?" Der Jude sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der Vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht." Der Jude sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorfe, und Einer sagte: „Das ist Bamlach." Da fragte der Fünfte: „In welchem Monate eßen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jude sagte: „Im Hornung, denn er hat nur achtundzwanzig Tage."

Der Sechste sagte: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter?" Der Jude sagte: „Der Vetter ist euers Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen:" Der Jude sagte: „Die kleinsten."

Der Achte fragte; „Wie kann Einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jude sagte: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen."

Fragt der Neunte: „Wenn Einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergeßen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jude sagte: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fäßer?" Der Jude sagte: „Wenn die Fäßer Thüren hätten, so könnte er aufrecht hineingehn."

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß Jeder eins bekommt und doch eins in der Schüßel bleibe?" Der Jude sagte: „Der Letzte muß die Schüßel samt dem Ei nehmen, dann kann er es drin liegen laßen, so lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege?" Das brachte abermals Keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wandte er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd," sagte er endlich. Die Andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel!" — „Nichts für ungut!" war die Antwort, „daß ich gar ein armer Jüd' bin." Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer."

Als das die Anderen hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiffe getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopfe ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiffe getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, elf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Kannitverstan.

(Von Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den

Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieß wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan;" und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: „Ich kann euch nicht verstehn." Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß' aus, Gaß' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon stunden ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der

Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm aufeinmal schwer und wieder leicht um's Herz. „Armer Kannitverstan," rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme, ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstund, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Brief an Andres, wegen der Geburtstage.

(Von Claudius.)

Mein lieber Andres!

Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe vieles nicht, aber'n Geburtstag hab ich doch, und der ist gefei'rt worden. Mein Vetter stellte vier Gevattern und Freunden, die alle im August geboren sind, zu Ehren 'n Fest an, und da war er so gratiös, meinen Geburtstag mit einzuschließen. Denn, sagt er, Ihr seid doch mein lieber Vetter. Wir feierten also die fünf Geburtstage. Merk' aber, wie wir ihm thäten.

Des Morgens, vor Sonnenaufgang, las ich 'n Kapitel in der Bibel, legte d'rauf meine rothe Weste an, die ich in Japan bei der Audienz anhatte, und sah darin die Sonne aufgehen, und weckte dann alle Leut' im Hause. Eine Stunde d'rauf feur't ich 'n Pistolenschuß los. Ich habe die Pistole noch von meinen Reisen mitbracht, und sie knallt

gut, wenn sie recht geladen ist; diesmal war aber durch 'n Versehen das meiste auf die Pfanne gekommen. Nachdem nun solchermaßen dem Publiko war kund gethan worden, was den Tag werden sollte, waren wir einige Stunden ganz stille, den Effekt davon abzuwarten; doch wuschen wir uns während der Zeit alle im klaren Bach das Gesicht, damit es recht fröhlich aussehe, und giengen 'n kleines am Bach auf und nieder.

Um sieben Uhr ward 'n Signal gegeben, daß das Frühstück parat sei; und wir züngelten 'n wenig, und nach dem Frühstück gieng's Glückwünschen an. Die fünf Geburtstagsleute waren H— am —l, — r in W—, —y in —g, —n in —r, und ich. Die beiden letzten, als nämlich —n und ich, waren gegenwärtig, die drei ersten aber nicht. Wir beide empfiengen also von der ganzen Gesellschaft einen Glückwunsch und Handschlag; die abwesenden aber wurden mit Kreide auf den Tisch gemalt, und 'n jeder von der Gesellschaft machte 'n Strich zu Füßen. Weiter wurden nun allerhand Gespräche von Geburtstagen geführt, und wie Personen bei dieser Gelegenheit in Excessu oder in Defectu pecciren, Geschichten erzählt, Fragen aufgegeben, z. Ex. warum 'n Geburtstag nur alle Jahre einmal kömmt u. s. w.

Um zwölf Uhr ward zur Tafel geblasen, und weil gerade keine Trompeten und Pauken zur Hand waren, mußte ich's auf'm Triangel thun. Die Tafel war von acht Couverts, und drei Gängen. Zuerst Reisbrei in einer großen Schale mitten auf dem Tisch, und nach kurzer Weile auch auf acht Tellern rund um die Schale; dann kam Butter und Kalbfleisch, und zuletzt Kuchen. Du siehst d'raus, daß wir hoch schmausten; zugleich kannst du aber d'raus sehen, daß der Luxus seit Abrahams Zeit um ein Drittel gestiegen ist. Mein Vetter spendirte auch einige Flaschen guten Wein, die denn gewaltig wirkten, und vor Gesundheiten, die aus dem Munde herauskamen, kaum hineinkommen konnten, und die Pistole brummte immer d'rein und zerarbeitete sich recht.

Es ist mir lieb, daß deinem Jost die Knollen am Halse wieder vergangen sind; 's ist im ganzen menschlichen Leben so, Andres. Es werfen sich von Zeit zu Zeit Knollen auf; ich hab' aber bemerkt, daß sie meistens auch wieder vergehen, wenn man nur Geduld hat. Und dann so kommt 'nmal so 'n Geburtstag oder sonst etwas, und macht einen auf lange Zeit alle Knollen vergeßen.

Nach der Tafel ward von Jung und Alt eine große Promenade in den Wald vorgenommen. Die Schapoos machten bei der Gelegenheit allerhand Sprünge wie die Ziegenböcke und die Weibsleute kramten mit Blumen. —

Hätt's bald vergessen, Dir zu melden. Ich habe mir seitdem eine Kanone angeschafft, die gar vortreffliche Dienste thut, und viel Metall in der Stimme hat. Wenn du nun Geburtstag, Kindstaufe, oder sonst was zu kanoniren hast, lieber Andres, 's sei was es wolle; so schreib's

mir nur, soll so gut besorgt werden, als wenn's meine eigene Sache wäre. —

Um fünf Uhr kamen wir wieder zu Hause an, und ward gleich Ordre gegeben, daß die Oper angehen sollte. Sie war von meinem Vetter, und führte den Titel: „Ahasverus und Mardochai." Es war eigentlich eine Wandoper, die so mit einem Stock an der Wand vorgestellt wird, und erhielt allgemeinen Beifall.

Nach der Oper wurden Bäume gepflanzt, damit die Kinder und Kindeskinder sich dabei dieses Tages erinnerten, und sich dabei von den vier Gevattern und der Pistole und der Oper: „Ahasverus und Mardochai," besprächen.

Abends war wieder Grand Souper von Kartoffeln und Kaltenhöfer Bier; und damit war's alle, wirst Du denken. Das dacht' ich auch; aber höre weiter. Es hatte schon den ganzen Tag gemunkelt, daß 'n Feuerwerk abgebrannt werden sollte; nun ward es aber hautement deklarirt, und die ganze Gesellschaft begab sich in Prozeßion hinten in meines Vetters Garten neben dem Echafaut, das Feuerwerk anzusehen. Es bestand aus einem Petermännchen von anderthalb Zoll und reussirte ungemein. Weil so 'n Ding gar zu herrlich anzusehen ist, hab' ich mir von meinem Vetter das Rezept ausgebeten, und will's Dir hier kommunizíren. „Man nimmt 2 Loth Pulver, reibt es klein und thut Brunnenwasser dazu quantum satis; dann wird's 'n Teig, und man formt es, entweder kegelförmig wie 'n Kirchthurm, oder viereckig, wie die Pyramiden in Egypten waren, thut oben darauf einige Körner trockenes Pulver, und zündet's an." Du mußt aber alles Pulver, wenn Du noch welches hast, vorher auf die Seite thun, auch Dich überhaupt mit dem Pulver in Acht nehmen, sonst kannst Du Dir die Nase verbrennen. Um 10 Uhr 8 Minuten gieng das Feuerwerk an, und währte bis 10 Uhr 8⅓ Minute. —

Du lachst, Andres? Hör' das Groß und Viel thut's nicht immer; und ich schwöre Dir, daß der Groß-Sultan, wenn er an seinem Geburtstag ein Feuerwerk von 20,000 Löwenthaler abbrennen läßt, nicht vergnügter sein kann, als wir bei dem Petermännchen von anderthalb Zoll waren. Der Mensch ist Gottlob so gebaut, daß er mit anderthalb Zoll recht glücklich sein kann; und wenn das die Leute nur recht wüßten, so würde ein großer Theil Ach und Weh weniger in der Welt sein. Da mischen sich aber gleich Eitelkeit und Stolz ein, und die hemmen allen Genuß, und das ist ein großes Unglück.

Um eilf Uhr giengen wir zu Bett, und schliefen flugs und fröhlich ein. Dein ꝛc. ꝛc.

Legende vom Rübezahl.

(Von Musäus.)

Einleitung. In der vorhergehenden Legende von Rübezahl erzählte der Verfaßer, wie Rübezahl einem Manne zu Wohlstand und behaglichem Leben verholfen habe.

So sehr sich's auch des Gnomen Günstling hatte angelegen sein laßen, den wahren Ursprung seines Glückes zu verhelen, um nicht ungestüme Sollicitanten anzureizen, den gebirgischen Patron um ähnliche Spenden mit dreister Zudringlichkeit zu überlaufen, so wurde die Sache doch endlich ruchbar; denn wenn das Geheimnis des Mannes der Frau zwischen den Lippen schwebt, weht es das kleinste Lüftchen fort, wie eine Seifenblase vom Strohhalm. Veitens Frau vertrauts einer verschwiegenen Nachbarin, diese ihrer Gevatterin, diese ihrem Herrn Pathen, dem Dorfbarbier, und der allen seinen Bartkunden, so kam's im Dorfe und hernach im ganzen Kirchspiel herum. Da spitzten die verdorbenen Hauswirthe, die Lungerer und Müßiggänger das Ohr, zogen schaarenweise in's Gebirge, insultirten den Gnomen, hoben an ihn zu zitiren und zu beschwören; zu ihnen gesellten sich Schatzgräber und Landfahrer, die das Gebirge durchkreuzten, allenthalben einschlugen und den Schatz in der Braupfanne zu heben vermeinten. Rübezahl ließ sie eine zeitlang ihr Wesen treiben wie sie Lust hatten, achtets der Mühe nicht werth sich über die Gauche zu erzürnen, trieb nur seinen Spott mit ihnen, ließ zur Nachtzeit da und dort ein blaues Flämmchen auflodern, und wenn die Laurer kamen, ihre Mützen und Hüte darauf warfen, ließ er ihnen manchen schweren Geldtopf ausgraben, den sie mit Freuden heimtrugen, neun Tage lang stillschweigend verwahrten, und wenn sie nun hinkamen den Schatz zu besehen, fanden sie Unrath im Topf oder Scherben und Steine. Gleichwohl ermüdeten sie nicht das alte Spiel wieder anzuheben und neuen Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiete hinaus, und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämisch, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, auch selten ohne Staupe entrann, und der Name Rübezahl wurde nicht mehr gehört im Gebirge bei Menschen Gedenken.

Eines Tages sonnete sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eins trug sie auf dem Rücken, eins leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub für's Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes

Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern, und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müßen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in Unterredung einzulaßen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen, und streifte Laub von den Büschen; indes wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fiengen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäfte, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und gieng wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fiengen ihre Symphonien von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief in's Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Gnomen. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durch nichts befriedigen laßen, war ein störrischer eigensinniger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf, und dazu schrie als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr endlich doch die Geduld: „Rübezahl," rief sie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicklich versichtbarte sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehr?"

Die Frau geriet über diese Erscheinung in großen Schrecken; wie sie aber ein frisches herzhaftes Weib war, sammlete sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur," sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht, sei bedankt für deinen guten Willen."

„Weißt du auch," gegenredete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir deinen Schreier, daß ich ihn freße; so ein leckerer Bißen ist mir lange nicht vorgekommen." D'rauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih' hoch über dem Dache in den Lüften schwebt, oder der schäckerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Gluchsen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkeren Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, eh' du mir mein Kind raubest."

Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück, dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste dich nicht! ich bin kein Menschenfreßer wie du wähnest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun, aber laß mir den Knaben; der Schreier gefällt mir, will ihn halten wie einen

Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden, und einen wackeren Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir."

„Ha!" lachte das rasche Weib, „gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil."

„Thörin!" versetzte Rübezahl, „hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren, und dich mit ihnen plagen Tag und Nacht."

Das Weib. „Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufes ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude."

Der Geist. „Schöne Freude! sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, ihre Unart und ihr Geschrei zu ertragen!"

Sie. „Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. — Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist er's nicht gewesen, der geschrieen hat. — Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!"

Der Geist. „So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?"

Sie. „O ja, die hat er! er rührt sie auch, und ich fühl's zuweilen.

Der Geist, aufgebracht. „Wie? dein Mann erkühnt sich die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch' ein Weib? das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!"

Sie, lachend. „Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen. Die Männer sind eine schlimme Nation; d'rum heißt's: „Ehstand, Wehstand; muß mich d'rein ergeben, warum hab ich gefreit."

Der Geist. „Nun ja, wenn du wußtest, daß die Männer eine schlimme Nation sind, so war's auch ein dummer Streich, daß du freitest."

Sie. „Mag wohl! Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heirathgut. Da kam er zu mir, begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildemannsthaler auf den Kauf und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder abgenommen, aber den wilden Mann hab ich noch."

Der Geist lächelte. „Vielleicht hast du ihn wild gemacht durch deinen Starrsinn."

Sie. „O, den hat er mir schon ausgetrieben! Aber Steffen ist ein Knauser, wenn ich ihm einen Engelgroschen abfordere, so rasaunt er im Hause ärger als ihr zu Zeiten im Gebirge, wirft mir meine Armut vor, und da muß ich schweigen. Wenn ich ihm eine Aussteuer zugebracht hätte, wollt ich ihm schon den Daumen auf's Auge halten."

Der Geist. „Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?"

Sie. „Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch laßen sauer werden; schleppt der arme Tropf seine Bürde aus Böhmen herüber Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh."

Der Geist. „Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?"

Sie. „Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gut machen, und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind."

Der Geist. „Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh' und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch preßen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt in's ferne Ungarland, daß die Türken sie erschlagen."

Das Weib. „Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für's Vaterland in ihrem Beruf; können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen."

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben d'rauf den Schreier mit der Leibschnur feste, und Rübezahl wandte sich als wollt er fürdergehen.

Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: „Ich hab euch einmal gerufen," so sprach sie, „helft mir nun auch auf, und wenn ihr ein Uebriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gutfreitagsgröschel zu einem Paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrod aus Böhmen mitbringen." Der Geist antwortete: „Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben." „Auch gut!" versetzte das Weib, und gieng ihres Weges.

Je weiter sie gieng, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag, und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt, und eine Last Steine unter das Laub praktizirt; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel in's Vortuch, als sie darein faßen konnte; aber bald ward ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, welches die rüstige Frau groß Wunder nahm, denn sie hatte gar oft hochgepanste Graslasten heimgetragen, und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Demungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen, und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerke aus dem gesunden Schlaf. Sie gieng zuerst mit dem Melkfaße ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch' schreckensvoller Anblick! Das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdreheten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirthschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und seufzete tief: „Ich unglückliches Weib, was fang ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt!" — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen. „Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder!" Sie schämte sich ihrer Uebereilung; „laß fahren dahin aller Welt Reichthum," dachte sie, „hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Wasser im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ist's mehr als ein böses Ehestündlein? Hab ich doch nichts verwahrlos't. Die Ernte stehet bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht, eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab ich die, so wird's auch nicht an Hipplein fehlen."

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb wie gediegen Gold; sie hob es auf, besah's, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin der Judenfrau, zeigt ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannt's für reines Gold, schachert's ihr ab, und zählt ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergeßen war nun all' ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nicht im Besitze gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel, und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müd und hungrig auf den Abend von der Reise käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschaar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh bei Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen gieng über Alles, als sie

von ohngefähr in den Futtertrog sah, und einen ganzen Haufen gold'ner Blätter darin erblickte. Wenn sie der griechischen Volksmärchen kundig gewesen, so würde sie leicht darauf gerathen haben, daß ihr liebes Hausvieh an der Indigestion des Königs Midas gestorben sei. Ihr ahndete gleichwol so etwas; darum schärfte sie geschwind das Küchenmeßer, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältnis in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben; sie wurde unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht ob sie den Schatz in die Lade verschließen, oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollt auch dem Knauser Steffen nicht gleich alles wißen laßen, aus gerechter Besorgnis, daß er vom Wuchergeist angetrieben, den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben laßen möchte. Sie sann lange, wie sie's klug genug damit anstellen wollte, und fand keinen Rath.

Sie nahm also ihre Zuflucht zum Pfarrer, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen, und was sie dabei für Anliegen habe, belegte auch die Wahrheit der Sache mit dem ganzen Schatze, den sie bei sich trug. Der Pfarrer freuete sich mächtig über das Glück des armen Weibes, und rückte sein Käpplein hin und her, guten Rath zu suchen, um ohne Spuck und Aufsehen sie im ruhigen Besitze ihres Reichthums zu erhalten, und auch Mittel auszufinden, daß der zähe Steffen sich desselben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: „Hör' an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich's dir getreulich aufbewahre; dann will ich einen Brief schreiben in wäl'scher Sprache, der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde gieng, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben, und habe all' sein Gut dir im Testament vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem Andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von dir; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel beschert hat, und gelob ein reiches Meßgewand in die Sakristei." Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich; sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewißenhaft bis auf ein Quintlein aus, legt' es in den Kirchenschatz, und das Weib gieng mit frohem und leichten Herzen von ihm. —

So sehr die wackere Dörfnerin mit ihren Gesinnungen und Benehmen Rübezahls Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen; trug groß Verlangen das bied're Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß ihm Angst und Weh

dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde, und sie ihm nach Wunsche den Daumen auf's Auge halten könne. Zu diesem Behufe sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Ausreuter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her und forschte nach seiner Ladung. Zum Glücke führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne einen Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnte ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein feiner frischer Mann angeschritten, mit einer großen Bürde auf dem Rücken.

Unter seinem rüstigen sicheren Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Der Lauerer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewiß war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so gieng's bergab nach der Heimat zu, darum sputete er sich den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stund. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreichte er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten im Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend, und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare dießmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen in's Haus verwendete, und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel zu kaufen und zu befrachten. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zur Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie es bei frohen Idealen sehr natürlich ist, weiter nachhieng. Ist einmal der Esel da, dachte er, so soll mir bald ein Pferd d'raus werden, und hab ich nun den Rappen in dem Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Haber wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Projekten beinahe so weit wie Herzog Michel oder das Milchmädchen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum, und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücken zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz! Zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuschung war, und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch da er recht zusah, Kloß und Baum verschwunden war, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagt er, Rübezahl du Schadenfroh, was hab ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brod mir nimmst, meinen sauren Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf geriet er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. „Hallunke," rief er, „komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast!" In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochenes Glas; Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zum Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Rheder, dessen Schiff der gefräßige Ozean mit Mann und Maus verschlungen hat, gieng er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Spekulationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er diesen Kniff, sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu laßen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich in's Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelös'te Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden; bei seiner Zurückkunft aber mit dem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen laßen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Fragmentensammler nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen.

Mit dem Schlage zwölfe machte er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzpochen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer unrechten That sich erfinden zu laßen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschloßen, welches ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute, denn er fand in dieser Fahrläßigkeit einen Schein Rechtens,

sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd' und wüste; da war nichts was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint er, es habe ihm bereits ein Diebskonsorte vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm, denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mislungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahndungen in die Bettkammer, ohne daß sie an's Abendbrod gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: „Liebes Weib, erwache und thu' auf deinem Manne!“ Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiederte diese herzigen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab und warf sich mismuthig auf die Höllbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, gieng's ihr an's Herz. „Was plagt dich, lieber Mann, sprach sie bestürzt, „was hast du?“ Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursache seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnte er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhelen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfaßung übel würde gelohnet haben.

Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwergfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umspionirt hatte. „Was kümmert dich mein Vieh?“ sprach sie, „hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten, und gräme dich nicht, wer weiß wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt.“ „Da kannst du lange warten,“ sprach der Hoffnungslose. „Ei nun,“ versetzte das Weib, „unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen, hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichthum.“ „Ach, daß es

Gott erbarme!" rief der bedrängte Mann, „sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich in's Waßer, nähren kann ich sie nicht." „Nun so kann ich's," sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, hatte vor der Thüre schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gesetz genugsam geschärft hatte, verkündete er ihm nun auch das Evangelium von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den wälschen Brief heraus und verdolmetscht ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testamentes bestellt sei, und die Verlaßenschaft des abgeschiednen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stand da wie ein stummer Oelgötze, konnte nichts als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig, der Pfarrer ehrerbietig an's Käppchen griff.

Steffen wurde von nun an der schmeidigste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder, und dabei ein fleißiger ordentlicher Wirth, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirthschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß lieh er auf Zinsen aus, und verwaltete das Kapital seiner Kurandin so gewissenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen anderen Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern, und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, diente im Heere des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege, und war ein so berühmter Partheigänger als Stalhantsch.

Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.

(Von Jung-Stilling.)

Es war ein altes Herkommen, daß Vater Stilling alle Jahre selbst ein Stück seines Hausdaches, das von Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahre gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfieng, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe

und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie entschloßen sich endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagseßens dazu bestimmt.

Margrethe brachte also eine Schüßel Mus, und auf demselben vier Stücke Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüßeln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen, und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wißenschaft und Bücher erpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen im Walde, auf dem Felde oder gar auf dem Hausdache umherzusteigen; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfieng.

„Ich weiß nicht, Ebert," sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schulter legte, „du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur."

„Man wird alle Tage älter, Margrethe."

„O Herr ja! Ja freilich, alt und steif."

„Ja wohl," versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter," sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte, „ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter hinauf laufen."

Heinrich lachte hart. Margrethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen anderen Weg.

„Ach ja," sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

„In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn bei den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

„Ich glaube doch, Vater!" versetzte Mariechen, „ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seid."

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

„Und das viertemal," fuhr Margrethe fort, „wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht geseh'n; die Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu laßen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe

gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserem Hause am Wege gehört. Ich bitte dich Ebert, thu' mir den Gefallen, und laß jemand andern das Haus decken; du hast's ja nicht nöthig.

„Margrethe! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — uns're Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? Gesetzt, ich bleibe vom Dache, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, d'rauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarethe! laß mich in Ruh, ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andere; aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand, die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tags schon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig ohne die mindeste Gefahr dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es giengen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, das letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als ob er etwas suchte. Seine Leute wunderten sich und fragten ihn, was er suche?" „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgends still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margarethe rieth ihm, er solle sich anziehen, und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und seiner Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu dingen, der vollends mit der Deckerei ein Ende machte. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei

sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewißen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treugemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wolle da auf den Kirschbaum steigen und sich noch einmal recht satt Kirschen eßen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall; denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. „Nun dann!" sagte Margarethe, „du mußt nun vor der Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle." Eberhard lachte und antwoetete: „Je höher, je näher zum Himmel!" Damit gieng er zur Thüre hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fieng an, aß Kirschen und warf Heinrich zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!" sagte die ehrliche Frau, „hebe mich ein wenig Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste faßen kann." Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler." Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaums, und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard hinab, gieng und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er gieng des Endes oben an's Ende des Hofes an den Wald. Heinrich blieb dem Hause gegenüber unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch' eine Schlafkappe!" — Heinrich fuhr ineinander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeßen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefaltet; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem

Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschloßen, die Hände auf der Brust gefaltet, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach, mein Vater! mein Vater!" Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indes hinzugekommen; vergoßen alle Thränen; denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebracht hatte, übergebreitet. Nun kam sie ganz gelaßen heraus, und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein auf's Bett!" Die Männer faßten ihn an; Mariechen trug am Kopfe und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bett und Margrethe zog ihn aus, und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle stille rings um's Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängt, und Margrethe wartete ganz gelaßen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher um's Bett zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl, und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit naßen Augen an, und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Kathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem stille stand. Sie rief ängstlich; „Mein Vater stirbt!" — Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bett, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzt, und von einem Seufzer zum andern war der

Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all' ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Kathrinen rufen hörte, stand sie auf, gieng an's Bette, und sah ihrem sterbenden Manne in's Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt) richtete ihre Augen auf, und reckte die Hände zum Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedes Mal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren all' voll Geist und Leben.

Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bette auf die Kniee, und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder." So wie sie das sagte, sank sie wieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer, wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling in's Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben;" und der Text zur Leichenrede war: „Ei, du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, der Kirchthüre gegenüber, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein, aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam her, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

Der Haideknabe.

(Von Stifter.)

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Haide, wohin ich den lieben Leser und Zuhörer führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Haide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Haideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hieng, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wachholderstaude da, im Weitern aber kein andrer Schmuck mehr; man müßte nur die fernen Berge hierher rechnen, die ein wunderschönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des Oeftern geht, daß tiefsinnige Menschen, oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Haideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten — die Schafe um das kurze würzige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein passendes Futter da war, mehr ihren Betrachtungen und der reinen Luft überlaßen, nur so gelegentlich den einen oder andern weichen Sproßen pflückend — fieng er inzwischen an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen zu machen, welche die Haide hegte, und schloß mit ihnen Bündnis und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Haide, reichlicher vorfand, und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigiger Abstammung und Sippschaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an andern Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg; aus welchen Gründen, ist unbekannt, da hier nie seit Menschenbesinnen ein Pferd gieng, was überhaupt ein für die Haide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften giengen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Gesellschaft verließ, und er sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen mußte; ja, das Suchen war ihm selber abenteuerlich,

vorzüglich, wenn er weit und breit wandern mußte. Auf dem Hügel des Roßberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevolles, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für Einen, dann füglich für Drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden und hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Haidesack legte, und sein Brod, und die unzähligen Haideschätze, die er oft hieher zusammentrug. Gesellschaft war im Uebermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten: die kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren laßen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; — seine Aeste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie Jahr aus Jahr ein den reichlichen Haidegästen auftischten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wundersamen Haideblümchen, glutfärbig oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wachholder sproßend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren, mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträuche, und sogar zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselruthe. Böse Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Haide; seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Haide zuweilen zeigte; — aber von Anderem muß gesprochen werden. Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender purpurflügliger Springer, der dutzendweise vor ihm aufflog, und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreisete — da waren dessen unzählbare Vettern, die größern und kleinern Heuschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heiduken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Gesinge längs der ganzen Haide war — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und

gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Haidegras, oder über seinen Filzhut, auf den er sie gerne setzte — dann die Fliegen, summende, singende, pipende, blaue, grüne, glasflüglige — dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete, — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Aeuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln, wie eitel Abendröthe — dann endlich war die Ammer, und sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkehlchen, die Haidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hieng; der Distelfink, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie, und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rothes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt, und ihn mit den glänzenden erschrockenen Aeuglein ansah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaufende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er, oder gieng, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Haide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen, voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Haideeinsamkeit zu sproßen begann, eine dunkle glutensprühige Phantasie. Um die Stirne war eine Wildnis dunkelbrauner Haare kunstlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Haide von Bethlehem sein Herz fand, und seinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts, als ein tüchtig Stück schwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicher Weise seinen blühenden Körper und den noch blühenderen Geist nährte, und ein klares kühles Wasser, das unweit des Roßberges vorquoll, ein Brünnlein füllte, und dann flink längs der Haide forteilte, um mit andern Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ozean der heilsamsten Luft um sich, und eine, Farbe und Gesundheit reifende, Lichtfülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen köstlichen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten auffsetzte, sondern meistens in seinem Schloße an einen Holznagel hieng, den er in die Felsenritze geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig, und wußte sich oft nicht zu halten vor Frohsinn. Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Haide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit gieng die Phantasie mit, oder sie gieng noch weiter, und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Haide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner innern Gestalten daher, und bevölkerte die Haide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte, und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer, und Kinder und Kindeskinder, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und Alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, daß sie Heldenthaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder zu wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an, in die fernsten und entlegensten Theile der Haide, wohin er wohl eine Viertelstunde zu gehen hatte — zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit der Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute sie aus den kleinen Steinen des Roßberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß hier ein gewaltiges Reich entstehe, das Niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Balsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorher gesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn andere Wege — oder er that das alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche, und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben. Die Sonne sah ihn an, und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röthe, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Aepfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüße, und wenn sie endlich gar die hellen großen Tropfen auf seine Stirne gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe, und sie weckte ihn mit einem heißen Kuße.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Haide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und stillere Gewalten, und es ward ihm wehe und sehnsüchtig — und er wußte nicht, wie ihm geschah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Haide geben konnte, das hatte sie gegeben; der reife Geist schmachtete nun nach seinem Brote, dem W i ß e n, und das Herz nach

seinem Weine, der Liebe. Sein Auge gieng über die fernen Duftstreifen des Moores, und noch weiter hinaus; als müße dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müße er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen, und weit, weit von seiner Heerde gehen.

Eine gute Wegstunde von dem Roßberge stand ein Haus oder vielmehr eine weitläufige Hütte. Sie stand am Rande der Haide weit ab jeder Straße menschlichen Verkehres; sie stand ganz allein, und das Land um sie war selber wieder eine Haide, nur anders, als die, auf der der Knabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, faßte zwei Stuben und ein Hinterstübchen, alles mit mächtigen braunschwarzen Tragebalken, daran manch Festkrüglein hieng, mit schönen Trinksprüchen bemalt. Die Fenster licht und geräumig, sahen auf die Haide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schuppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demselben, worin Gemüse wuchs, ein Hollunderstrauch und ein alter Aepfelbaum stand, — weiter ab waren noch drei Kirschbäume, und unansehnliche Pflaumengesträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hause, kühl, aber sparsam; er floß von dem hohen starken Holzschafte in eine Kufe nieder, die aus einem einzigen Haidestein gehauen war.

In diesem Hause war es sehr einsam geworden; es wohnten nur ein alter Vater und eine alte Mutter darinnen, und eine noch ältere Großmutter — und Alle waren sie traurig; denn er war fortgezogen, weit in die Fremde, der das Haus mit seiner jugendlichen Gestalt belebt hatte, und der die Freude Aller war. Freilich spielte noch ein kleines Schwesterlein an der Thürschwelle, aber sie war noch gar zu klein, und war noch zu thöricht; denn sie fragte ewig, wann der Bruder Felix wieder kommen werde. Weil der Vater Feld und Wiese besorgen mußte, so war ein anderer Ziegenknabe genommen worden; allein dieser legte auf der Haide Vogelschlingen, trieb immer sehr früh nach Hause, und schlief gleich nach dem Abendeßen ein. Alle Wesen auf der Haide trauerten um den schönen lockigen Knaben, der von ihnen fortgezogen.

Es war ein traurig schöner Tag gewesen, an dem er fortgegangen war. Sein Vater war ein verständig stiller Mann, der ihm nie ein Scheltwort gegeben hatte, und seine Mutter liebte ihn, wie ihren Augapfel; — und aus ihrem Herzen, dem er oft und gerne lauschte, sog er jene Weichheit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn. Den Vater ehrte sie als den Oberherrn, der sich Tag und Nacht so plagen müße, um den Unterhalt herbeizuschaffen, da die Haide karg war, und nur gegen große Mühe sparsame Früchte trug, und oft die nicht, wenn Gott ein heißes Jahr über dieselbe herabsandte. Darum lebten sie in einer friedsamen Ehe und liebten sich pflichtgetreu von Herzen, und standen einander in Noth und Kummer bei. Der Knabe kannte daher nie den giftigen Mehl-

thau für Kinderherzen, Hader und Zank, außer, wenn ein stößiger Bock Irrsal stiftete, den er aber immer mit tüchtigen Püffen seiner Faust zu Paaren trieb, was das böseste Thier von ihm, und nur von ihm allein gutwillig litt, weil es wohl wußte, daß er sein Beschützer und zuversichtlicher Kamerade sei. Der Vater liebte seinen Sohn wohl auch, und gewiß nicht minder als die Mutter, aber nach der Verschämtheit gemeiner Stände, zeigte er die Liebe nie, am wenigsten dem Sohne — dennoch konnte man sie recht gut erkennen an der Unruhe, mit der er aus- und eingieng, und an den Blicken, die er häufig gegen den Roßberg that, wenn der Haideknabe einmal zufällig später von der Haide heim kam, als gewöhnlich — und der Bube wußte und kannte diese Liebe sehr wohl, wenn sie sich auch nicht äußerte.

Von solchen Eltern hatte er keinen Widerstand zu erfahren, als er den Entschluß aussprach, in die Welt zu gehen, weil er durchaus nicht mehr zu Hause zu bleiben vermöge. Ja, der Vater hatte schon seit langem wahrgenommen, wie der Knabe sich in Einbildungen und Dingen abquäle, die ihm selber von Kindheit an nie gekommen waren; er hielt sie deshalb für Geburten der Haideeinsamkeit, und sann auf deren Abhilfe. Die Mutter hatte zwar nichts Seltsames an ihrem Sohne bemerkt, weil eigentlich ohnehin ihr Herz in dem seinen schlug; allein sie willigte doch in seine Abreise aus dem dunklen Instinkte, daß er da ausführe, was ihm Noth thue.

Noch *eine* Person mußte gefragt werden, nicht von den Eltern, sondern von ihm: die *Großmutter*. Er liebte sie zwar nicht so wie die Mutter, sondern ehrte und scheute sie vielmehr; aber sie war es auch gewesen, aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Haidenfreude webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal. Weit über die Grenze des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten saß sie, wie ein Schemen hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Todten, und zurückspinnend an ihrer innern ewig langen Geschichte. Aber so wie sie da saß, war sie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, sondern wenn sie oft plötzlich ein oder das andere ihrer innern Geschöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes; oder, wenn sie sanft lächelte, oder betete, oder mit sich selbst redete, wundersam spielend in Blödsinn und Dichtung, in Unverstand und Geistesfülle: so zeigte sie gleichsam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Dasein. Ja, der Menschenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Besitzerin, vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Haidebauerweibes. Ihre gemüthreiche Tochter, die Mutter des Knaben, war nur ein schwaches Abbild derselben. Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges

Buch gelesen, die Bibel; aber in diesem Buche las und dichtete sie siebenzig Jahre. Jetzt that sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war Art und Weise jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und gleichsam Morgenländisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da saß er nun oft an Sonntagnachmittagen gekauert an dem Hollunderstrauch — und wenn die Wunder, und die Helden kamen, und die fürchterlichen Schlachten, und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeisterung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfieng, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem welken Munde zärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah, und in Worten, die er nicht verstand, aber tiefergriffen instinktmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Erzählung versammelte, und ihre eigenen Verstorbenen einmischte, und nun alles durcheinander reden ließ: da graute er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Thore seiner Seele weit auf, und ließ den phantastischen Zug eingehen, und nahm des andern Tags das ganze Getümmel mit auf die Haide, wo er alles wieder nachspielte.

Dieser Großmutter nun wollte er sein Vorhaben deuten, damit sie ihn nicht eines Tages zufällig vermisse, und sich innerlich kränke, als sei er gestorben.

Und so — an einem frühen Morgen stand er neben den Eltern reisefertig vor der Thür, sein dürftig Linnenkleid an, den breiten Hut auf dem Haupte, den Wachholderstab in der Hand, umgehängt den Haidesack, in welchem zwei Hemden waren und Käse und Brot. Eingenäht in die Brusttasche hatte er das wenige Geld, welches das Haus zu geben vermochte.

Die Großmutter, immer die erste wach, knieete bereits nach ihrer Sitte inmitten der Wiese an ihrem Holzschemel, den sie dahin getragen, und betete. Der Knabe warf einen Blick auf den Haiderand, welcher schwarz den lichten Himmel schnitt — dann trat er zu der Großmutter und sagte: „Liebe Mutter, ich gehe jetzt, lebet wohl und betet für mich!"

„Kind, Du mußt der Schafe achten, der Thau ist zu früh und zu kühl!"

„Nicht auf die Haide gehe ich, Großmutter, sondern weit fort in das Land, um zu lernen und tüchtig zu werden, wie ich es Euch ja gestern Alles gesagt habe."

„Ja, du sagtest es," erwiederte sie, „du sagtest es, mein Kind — ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott, aber komme wieder, Jakobus!"

Jakobus hatte ihr Sohn geheißen, der auch einmal fortgegangen, vor mehr als sechzig Jahren, aber nie wieder zurückgekehrt war.

„Mutter,“ sagte er noch einmal, „gebt mir Eure Hand.“

Sie gab sie ihm; er schüttelte sie und sagte: „Lebt wohl, lebt wohl.“

„Amen, Amen,“ sagte sie, als hörte sie zu beten auf.

Dann wandte sich der Knabe gegen die Eltern; das Herz war ihm so sehr emporgeschwollen — er sagte nichts, sondern mit eins hieng er am Halse der Mutter, und sie, heiß weinend, küßte ihn auf beide Wangen, und schob ihm noch ein Geldstück zu, das sie einst als Pathengeschenk empfangen, und immer aufgehoben hatte, allein er nahm es nicht. Dem Vater reichte er bloß die Hand, weil er sich nicht getraute, ihn zu umarmen. Dieser machte ihm ein Kreuz auf die Stirne, auf den Mund und die Brust, und als hierbei seine rauhe Hand zitterte, und um den harten Mund ein heftiges Zucken gieng, da hielt sich der Knabe nicht mehr. Mit einem Thränengusse warf er sich an die Brust des Vaters, und dessen linker Arm umkrampfte ihn eine Sekunde, dann ließ er ihn los, und schob ihn wortlos gegen die Haide. Die Mutter aber rief ihn noch einmal, und sagte, er möge doch auch das kleine Schwesterchen gesegnen, die man in ihrem Bettlein ganz vergessen habe. Drei Kreuze machte er über den schlafenden Engel, dann schritt er schnell hinaus, und trotzig vorwärts gegen die Haide.

N o v e l l e.

(Von Goethe.)

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indes die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit sich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammengetraut empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt, und sie bemerken laßen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirge hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte, auch laße ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand, und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelaßen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes, erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da seine Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußten. Nun haben wir manches gethan um diese Wildnis zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschloßen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen, um diese müßen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildnis wie keine, ein zufällig-einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken laßen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geglättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf- und abschritt: ja durch Thüren und durch Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegränzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrißen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge, seine Augen spielen laßen, der nicht wünschte sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgibigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und laßen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien, und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Laßen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu den-

ken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Laßen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lektion, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergwohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand,

mehr Band zum Besatz. Ist es doch, als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja laßen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlesten wenn er sich damit schmückt und aufputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme auf's kräftigste hören, die Pferde schauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriffe ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sähe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müßen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Fluße hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Waßer, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann gieng es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer

oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewäßert, empfieng sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das zwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels übergieng, aber sich doch noch malerisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag

zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man dann wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibts immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugiengen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, laßen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laßen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulaßen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das

Element unaufhaltsam, die Breter praßelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laßen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranpraßelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal eintretend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen kam er entgegen: und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschloßen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft auf's neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die, Fürstin am Pferde stand, der Ritter beugte sich herab, schoß und traf

mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön, er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer, als jetzt eben, deshalb aber denke ich an's Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst, von der Gnade, die ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre

machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr knieete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelaßen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest bei'm frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Freßern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Berges am Schloße herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereignis, einen

Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüßig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hilfsbedürftig eilt' ich hierher. Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu laßen? — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Waßer genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien Alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu laßen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt ihr mir, daß wenn wir eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument

von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschloße gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfieng und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntnis, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Fluße trägt er sie: nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ozean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preis't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander, seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann

dahin trage, wohin er will, und die Frau wohin, sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdrucke eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fieng es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften frommen Lieder
Laßen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles

war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor Kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergeßen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, mit dem Wärtel, der sich eines Gewehres bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereignis gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laßen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne dich."

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. — Du schaust nach Abend, rief die Frau, du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die

wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott, Kunst, Frömmigkeit und Glück müßen das Beste thun. Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düsteren Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Diese Pause war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen gienge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklascht hätte,

wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Marschen und Halligen.

(Von Th. Mügge.)

An einem schönen Septembertage des Jahres 1846 war ich in den Marschen der Friesen, die von Husum bis Tondern nördlich fortziehen. Marschen nennt man die fetten, fruchtbaren Tiefländer, welche von allen Seiten gegen die Meereswogen durch Deiche geschützt werden, zwischen denen sie mit ihren reichen Samen und leuchtenden Grasflächen, wie zwischen ungeheuren Festungswällen, ruhen. Ein unheimliches Gefühl beschleicht den Reisenden, wenn er auf den Kronen dieser hohen Deiche steht, wo zu seiner Linken der Schaum der brandenden Wellen zu ihm herauf spritzt, während zu seiner Rechten die grüne gesegnete Ebene liegt, wo blanke Rinderschaaren sich im Grase strecken, wo der

goldne Weizen in unabsehbaren Feldern wogt, und Schafe und Pferde um die Hügel weiden, auf denen die Menschen in Glück und Wohlstand, zwischen Blumen und Gebüschen ihre friedlichen Häuser gebaut haben. — Auf der einen Seite segelnde Schiffe, die über schwarze, schlammige Wasser fahren; in der salzigen Tiefe Fische, Seehunde und häßliche Rochen, wildschreiende Mövenschwärme darüber; auf der andern Seite aber das sonnige Grün, das Menschenleben, der Schrei der Freude und der Lust. — Wenn einer dieser Deiche durchbräche, wenn es einer Sturmfluth gelänge, ihn zu durchwühlen oder mit ungeheuren Wogen über seine Kronen weg zu stürzen, würde in wenigen Minuten der Segen sich in Fluch, das Leben in grausamen Tod sich umwandeln, die Marsch ein Meer sein, auf dem die Leichen der Menschen und Thiere und die zerstörten Trümmer ihres Glücks wild durcheinander trieben.

Aber wie oft ist dieß nicht schon geschehen! Wie oft giengen viele Tausende Abends froh zu Bett, um nie wieder aufzustehen! Denn dieß Meer, welches jetzt seine Wellen leise grollend über die frohgestickten Deichbettungen wälzt, steigt hier bei Sturmfluthen dreißig, ja vierzig Fuß hoch empor. Auf hundert Meilen wälzt sich dann der Waßerberg heran und schlägt und wäscht mit fürchterlicher Kraft an diesen Bollwerken. — In früherer Zeit, als sie noch nicht so groß und stark waren wie jetzt, überstieg er sie oft in Zeit weniger Minuten, und wenn der Morgen kam, war alles Leben vernichtet. Jetzt geschieht das seltener; doch wenn Du in die Marsch hinunterblickst, die von zahllosen Gräben durchschnitten ist, in welchen sich die Waßer sammeln, und über welche nur der Marschbewohner mit Hülfe seines langen Springstocks zu setzen vermag; wenn Du die Schleußen und künstlichen Werke betrachtest, welche die eindringenden Fluthen wieder hinausschaffen; wenn Du siehst, wie naß und weich der Boden ist, und wie die Häuser, welche vereinzelt über die Marsch zerstreut sind — jedes auf einem künstlichen Hügel erbaut, der die Warft genannt wird — wie umbuschte Inseln aus einem Meere von Gras und Schilf aufragen, so meinst Du gewiß, es könne der Mensch noch jetzt wohl keine Nacht hier ruhig schlafen, ohne fürchten zu müßen, vom Donner der Fluth, die an seine Schwelle schlägt, geweckt zu werden.

Aber die Bauern in den Marschen Schleswig-Holsteins sind ein kühnes Geschlecht und so stolz auf ihr reiches Land, daß sie alle Bewohner der Höhen, der Geest, wie diese genannt werden, mit einer gewissen Geringschätzung betrachten, so daß ein alter Bauer einst zu seinem reiselustigen Sohn sagte: „Mein Sohn! dieß ist die Marsch, die ganze übrige Welt ist nur Geest; was willst Du Narr also ins wüste Land hinausgehen?" — und wie jener Bauer, so denken die Meisten. — Ihre Häuser, geräumig und von Backsteinen gebaut, zeugen eben sowohl von ihrer Wohlhabenheit, wie von dem Reinlichkeitssinn, welcher Friesen und Sachsen, gleich den Holländern, auszeichnet. Die Wände der Zimmer sind glänzend weiß, die Decke von Holz, mit

blauer oder rother Oelfarbe bestrichen, die Fenster, mit großen Glasscheiben, laßen helles Licht herein. Alles athmet Sauberkeit und Sorgfalt. Die Tische und Stühle sind so blank gescheuert, die Stühle mit Kissen von Seegras belegt, Kupferstiche in Rahmen hängen an den Wänden, eine alte Gehäuseuhr, die vom Großvater auf Sohn und Enkel erbte, hat zwischen den Schildereien ihren Platz, und im Pesel, dem großen Raume, der zur Sommerzeit das Wohn- und Gastzimmer bildet, stehen die mächtigen, messingbeschlagenen Kisten, welche den Leinen- und Bettenschatz enthalten, oder auch wohl ein schöner alter Schrank, der, mit Holzschnitzwerk bedeckt, Zeugnis gibt, daß vor zwei Jahrhunderten schon die Holzschnitzkunst hier wohlbekannt und hochgeachtet war. So sind die Häuser in der Marsch auf den Warften meist behagliche Gebäude mit langen Fensterreihen, und man merkt es ihnen nicht an, daß mitten in ihrem Mauerwerk dicke Pfähle tief in dem festgeschlagenen Lehmboden der Warft eingerammt sind. Diese Pfähle tragen das Dach des Gebäudes und sind dazu bestimmt, in den Stunden größter Noth und Angst, wenn Sturmfluthen einbrechen und den Steinbau wegschlagen, der ihrer Wuth nicht zu widerstehen vermag, das Dach zu retten, auf welches die Bewohner mit ihren besten Sachen gewöhnlich fliehen; und diese Einrichtung hat schon vielen Menschen das Leben erhalten. — Aber an Nichts merkt man so sehr, daß man bei einem Volksstamme verweilt, der an Küsten oder auf Inseln seßhaft ist und eher Schiffe besaß, als Häuser, als an den Lagerstätten; denn diese sind ganz so eingerichtet, wie die Kajütenbetten der Seefahrer. — In Holzverschlägen an der Wand sind sie angebracht und werden mit Schiebern zugeschoben, so daß man bei Tage Nichts davon gewahr wird. Da liegen die Marschbewohner warm und dunkel, und wenn der Sturm weht, wenn das Meer dumpf braust, und das Gebäude ächzt und knarrt, träumen sie von dem wilden wogenden Element, das ihrer Väter Wiege und erste Heimat war.

Nachmittags saßen wir im Sonnenschein vor dem Hause Peter Jansens, des Landeshauptmanns, eines wohlhabenden Hofbesitzers, denn kein adeliger Herr wohnt hier, kein Vornehmer. Der Garten des Landeshauptmanns zog am Abhange der Warft hin, wo zwischen Taxushecken die dunkelrothen Levkoyen der Marsch und große farbige Nelken blühten. Vor uns lag die grüne, reiche Ebene; der Seewind rauschte über die Deiche, durch die kahl gefegten Kronen der Linden, und auf dem Tisch brodelte der Theekessel. Dazu standen aus blauem Porzellangeschirr die Tassen daneben, und Teller, gefüllt mit frischer Butter, Weizenbrot, weiß wie Sonnenlicht, und mit Zuckergebackenem, wie es die friesischen Hausfrauen lecker zu bereiten verstehen.

Thee und Kaffee wird vom Morgen bis zum Abend in den Marschen getrunken, denn das Waßer ist sumpfig und krankmachend; aber gekocht und zum Thee verwendet, giebt es diesem ganz besondern Wohlgeschmack. So saßen wir denn, munter sprechend und trinkend; die

freundliche Wirthin hörte nicht auf, zu nöthigen; Peter Jansen aber erzählte vielerlei von dem Leben in der Marsch, von den Winterstürmen, die mit fürchterlicher Gewalt toben, von der Regenzeit im Herbst und Frühjahr, wo die Marsch sich in Schlamm und Waßer auflöst, und die Menschen auf ihren Warften oft wochenlang, abgeschnitten von der übrigen Welt, in den Häusern sitzen, weil die Wege grundlos und nicht zu betreten sind. Nur auf den Deichkronen kann man dann fortkommen; aber es kostet Mühe, dahin zu gelangen, und Niemand mag es wagen, in Sturm und Nacht und Nebel hier zu wandeln, denn mancher Wagehals hat es schon bereuet und ist nie wiedergekehrt. Vielleicht that er einen Fehltritt, glitt aus und stürzte in die hohe Fluth, welche unter ihm an den Deichen brandete; vielleicht wehte ihn der Orcan hinunter, oder der Nebel, in dessen stickender Dichtigkeit man zuweilen keine Hand vor den Augen erkennen kann, leitete ihn irre, wenn er etwa mit schwerem Kopf aus dem Wirthshause in der Stadt heimkehren wollte. Nach der Sage aber gehen auf diesen Deichen allnächtlich zahllose Gespenster und Kobolde um, die den Sterblichen heimtückisch faßen und in die brüllende See stoßen. Da reitet ein böser Voigt auf schwarzem Roß, dem das Feuer aus den Nüstern sprüht; und wem er begegnet, der muß hinunter in den Abgrund; da springen seltsame Wesen dem Wanderer plötzlich in den Nacken, und er kann sie nicht abschütteln. Sie decken mit ihren kalten Händen seine Augen zu; er hört ihr schreckliches Gelächter, und in wahnsinniger Angst und Blindheit stürzt er in die Tiefe; oder auch der D r ä n g e r fällt den nächtlichen Pilger an und faßt ihn mit seinen entsetzlichen Armen. Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, aber man fühlt sich wie mit eisernen Ketten umschlungen. Der Dränger will sein Opfer in die hungrig wartende Fluth hinabschleudern; dieß wehrt und sträubt sich dagegen, und nun geht es an ein Balgen auf Leben und Tod, bis alle Kraft erschöpft ist, und der Dränger es ersäuft, oder das gräßliche Wesen mit dem ersten Morgenstrahle ablaßen und entfliehen muß. Mancher hat so gerungen die ganze Nacht über und ist, im Schweiß gebadet, endlich mit dem Leben davon gekommen, viele Andere verschwanden auf ewig; wer aber diese Deiche sieht und das Meer davor, das mit der tiefen Ebbe sechs Stunden weit sich zurückzieht und einen grausigen, schwarzen Schlammgrund bloßlegt, in den man schaudernd hinausblickt, bis endlich die Fluth wiederkehrt mit ihrem donnernden Waßerschwall, der wird es dem Volksglauben verzeihen, daß er seine Gespenster in die wilden Einöden des Vorlandes und der W a t t e n bannte, wo sie wimmernd und Erlösung suchend umherirren.

Die aufgeklärten Leute glauben freilich längst nicht mehr daran, so versicherten uns die Marschleute; der Landeshauptmann aber sagte zuletzt lachend: „Wenn es auch nicht wahr ist, was das Volk sich erzählt, so glaubt doch, Ihr Herren! es gibt bei uns so viele Noth und Gefahr, angstvolle Nächte und traurige Tage, wie es die Leute, welche

in sicherem Lande wohnen, kaum denken mögen. Wenn wir Nachts aufwachen in unsern Betten und hören den Sturm heulen; wenn jede Fuge bebt, und das Dach knarrt über unsern Köpfen, horchen wir ängstlich auf den Donner der See, denken an unsre Deiche und falten mit bangen Sorgen betend unsre Hände."

„Aber Sie haben seit dem Jahre 1825 keinen Durchbruch erlebt!" erwiederte ich.

„Ist richtig! fuhr er fort; doch er kann in jeder Nacht kommen, wenn der Nordwestwind die Springfluth gegen unsere kostbaren Bollwerke treibt. Wir bauen und beßern daran seit Jahrhunderten; allein, mit dieser wilden See wird unser Kampf niemals aufhören, denn, wer kann sie unterthänig machen?" — Unten am Tische saß ein alter Mann, ein Schullehrer, wie sie in den Marschen umherziehen von Hof zu Hof, da und dort eine Zeit lang einsprechen und die Kinder unterrichten, bis sie weiter wandern. Der alte Mann, mit dünnem weißen Haar und langem faltigen Gesicht, saß unbeweglich auf seinem Platze, ohne an unserem Gespräch Theil zu nehmen. Er trank seinen Thee und hielt die Thonpfeife mit der bunten Posenspitze weit ausgestreckt im Munde. Jetzt stieß er den Rauch in drei dichten Wolken von sich und sagte mit feierlicher Langsamkeit: „Keine sündige Berufung, Peter Jansen! macht es nicht schlimmer, als es ist. Dankt unserm Herrgott im Himmel für die festen, hohen Deiche. Haben nun mehr als zwanzig Jahre gehalten, die Deiche, ist mancher Sturm und manche Fluth gegen sie angefahren und konnten Nichts ausrichten mit ihrem Wüthen. Sind zu gut gebaut und zu hoch, werden sorgsam unterhalten und bewacht, werden auch immer stärker gemacht und fester; muß ein Ereignis kommen, wie es der allmächtige Gott selten in seinem Zorne über die Menschheit zuläßt, ehe es hier zum Aergsten geht. Aber denkt an die Halligen, Peter Jansen, denkt an die armen Leute da draußen, die mitten in der brüllenden See ohne Schutz und Schirm sitzen!"

„Denke wohl daran, erwiederte der Landeshauptmann. War eine schreckliche Nacht, die Nacht vom dritten Februar, und Ihr waret mitten darin, habt das ganze Elend mit erlebt."

„Wie war es mit den Halligen?" fragte ich neugierig.

„Erzählen Sie uns, wie es hergieng!" riefen meine Begleiter.

Der alte Mann schien es nicht ungern zu thun. „Sie wißen doch, sagte er, daß wir die kleinen Eilande mitten im Meere vor unserer Küste Halligen nennen? Sie sind die Reste größerer Landstücke, welche die See nach und nach weggeschlagen und auf ewig versenkt hat; sie wird auch diese Ueberbleibsel sich abholen, und jährlich reißt sie Stücke davon los. Jetzt sind noch sechszehn solcher kleinen Eilande übrig, wo Menschen wohnen, meist aber nur eine Familie, oder zwei und drei, die ihre Wohnungen auf Warften gebaut haben und Nichts besitzen, als eine Anzahl Schafe, welche von dem harten, schilfigen Grase leben, das die Eilande bedeckt. Deiche sind nirgend vorhanden,

denn die Kosten sind zu groß, man kann sie nicht erhalten. Das Meer steigt bei jeder höheren Fluth über die Hallig hin, bis an die Warften hinauf. Trinkwaßer gibt es da nicht, es wird in Gruben auf der Warft gefangen und vom Lande herübergeführt, wenn der Halligbewohner dann und wann in seinem Boote zu uns schwimmt, um zu kaufen, was er nöthig hat. Es ist ein elendes, kummervolles Leben, Herr, auf diesen kleinen Inseln! der Tod steht immer an den Thüren, und doch hängen die Menschen mit unendlicher Liebe an dem Fleck Erde und können nicht von ihm laßen, er ist ihre Wiege und ihr Grab. Da werden die kühnsten Seeleute auf Erden geboren; die besten Schiffscapitäne kommen von dort. In frühern Zeiten nahmen die Holländer keine anderen für ihre großen Indienfahrer, und noch jetzt führen Viele die schönsten Schiffe durch das Weltmeer, werden wohlhabend und reich; aber immer wieder kehren sie auf ihre Hallig zurück, wäre es auch nur, um da zu sterben.

Bei jeder hohen Fluth gehen die Wogen über die Hallig hin; wenn aber Sturmfluthen kommen, dringen sie über die 20 Fuß hohen Warften in die Häuser, ja, wohl bis über die Dächer hinaus, die mit allen Bewohnern dann weggespült und vernichtet werden.

Die Noth solcher Nächte zu beschreiben, vermag keine menschliche Zunge, fuhr der alte Mann mit leisem Kopfschütteln fort. Fliehen kann Keiner; wohin soll er? Rund umher schäumt und brandet das fürchterliche Meer. Drinnen muß der Mensch bleiben in der engen Wohnung, denn draußen wird er weggeweht. Er kann Nichts hören vor dem Heulen und Sausen des Windes, dem Knarren des Hauses und dem Brausen der See, die an seiner Schwelle tobt. Mitten im wilden Aufruhr der Elemente muß er geduldig warten, bis die Mauern brechen, die Pfähle umstürzen, welche sein Dach tragen, und sein angstvolles Dasein ihm genommen wird. Wenn Nordweststurm die Springfluth in die Buchten der Frieseninseln treibt, dann schwillt die See bis vierzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand. Alle offenen Ebenen der Friesen sind dann unter Waßer. — Klagend klammert sich die Möwe an den Rändern der öden Dünen fest, und selbst die wildesten Vögel der Nordsee, vor ihrer eigenen Heimat bange, suchen ein Obdach bei den Menschen. Dann zittert das Haus auf der Warft, die Betten bewegen sich, der Grund dröhnt dumpf unter dem Wogenschlag und scheint zu wanken, und der arme Halligbewohner blickt bang in das Krachen und Brausen der Nacht hinaus. Betend faltet er mit Weib und Kind die Hände, daß Gott sich erbarme, der einzig ihn retten kann; betend birgt er seine beste Habe auf dem Boden und flieht dort hinauf, wenn die Waßer durch Fugen und Wände quillen. — Wer die Demut vor Gott nie gefühlt hat, muß solche Nächte erleben. — Da würde ein König seine Krone verschenken, und der Reichste seinen Reichthum, und der Stolzeste seine Ordensbänder und Sterne, um Erlösung aus solcher Todesnoth!"

„Und Sie erlebten eine solche entsetzliche Nacht?" fragte ich erregt.

„Ich habe sie erlebt und kann sie nie vergeßen, sagte der Greis. Es war die schreckliche Nacht zum 4. Februar 1825. — Seit einigen Wochen war ich damals auf Südö, im Hause eines Freundes, und hätte die Halligen gern verlaßen; aber anhaltend tobten die Nordweststürme, überdeckten die Insel alltäglich mit schäumenden Wogen und führten sie an der Warft empor, zuweilen bis an die Hausschwellen und Thüren, wo sie donnernd anpochten. Kein Boot konnte See halten, Ebbe und Fluth kamen und giengen ganz außer Ordnung und Regel: doch, was den Fremden ängstigt, macht meist den Halligmännern wenig Sorge. Abends saßen wir guten Muths um den Tisch, auf welchem der Theekessel dampfte, rauchten und tranken, während die Spinnräder der Weiber schnurrten, erzählten Geschichten von Stürmen und Sturmfluthen und lachten, wenn wir hörten, wie zuweilen fremde Schiffe bei Nacht und hohem Meer über die Halligen hingefahren, wo die Mannschaft an Zauberei glaubte, wenn sie plötzlich dicht neben sich eine hell erleuchtete Stube schaute, die, aus dem Grunde der See herausgehoben, auf den Wellen zu schwimmen schien. Dann und wann nur wurde das Geplauder unterbrochen, wenn draußen das Brausen und Geheul stärker ward, oder eine mächtige Woge wild über die Warft schlug und an der Mauer des Hauses mit schmetterndem Schlag zerstäubte. Dann sah wohl der Eine den Andern an, und der Faden fiel aus der Hand der Mädchen, aber im nächsten Augenblick war der Schreck vorüber. Das Haus war neu und stark, seine Pfosten waren tief gesenkt, die Warft breit und fest.

Am Abend des dritten Februar saßen wir nun auch so beisammen und waren froher gestimmt, als je. Denn obwohl es draußen stark wehte und dann und wann in furchtbaren Stößen stürmte, war der Himmel doch hell und klar. Die Sterne schienen mit silbernem Gefunkel herunter, und strahlend goß der volle Mond sein Licht über das unermeßliche Meer aus.

Wir sahen freilich Nichts davon, denn die Läden waren dicht vor die Fenster gelegt; aber wir wußten es und hatten die feste Hoffnung eines Wetterwechsels, der unsere Gefahren beenden mußte. Plötzlich kam ein Weinen aus der Kammer, wo die Kinder schliefen. Ein kleines Mädchen von sieben Jahren lief schreiend aus dem Schlaf zu ihrer Mutter und faßte mit beiden Händen das Knie der Frau. „Mutter, liebe Mutter! rief es jammernd, wir müßen Alle sterben in dieser Nacht; es ist vorbei mit uns, es ist Alles vorbei!"

Die Mutter gab dem Kinde einen Schlag auf die Finger und sagte, halb lachend, halb erzürnt: „Geh' schlafen und träume nicht, Du schnacksche Dirne! es hat keine Noth. Draußen scheint der Mond hell, und morgen springst Du mit den Schafen im Sonnenschein."

„O nein, nein! schrie das Kind, sich fester klammernd. Wie weht es draußen so stark. Es kommt naß in mein Bett."

„Bist ein Narr! sagte der Vater rauh, indem er den Blick nach

der alten holländischen Gehäuseuhr richtete. Es hat noch nicht zehn geschlagen, hohe Fluthzeit ist um zwei; also geh!" — Hier hielt er inne, denn plötzlich war es, als schüttle sich das Haus. Die Tassen und Teller in den bunten Schränken klapperten hin und her und klangen gegen die Gläser, und das Kupfer bewegte sich an der Wand.

„Was ist das?" rief der Mann, und wir Alle sprangen von den Stühlen und eilten ihm nach zur Thür. Er riß sie auf und stand einen Augenblick wie gelähmt. Der Sturm fuhr wild durch die blitzende Nacht, welche vor uns lag in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Der Himmel hieng darüber, wie eine unendliche Sternendecke, und vor uns wälzte sich das Meer in dunkeln Thälern und leuchtenden Bergen, deren Gipfel das blendende Licht des Mondes feenhaft überstrahlte.

„Gott sei uns gnädig in dieser Nacht!" murmelte Jens, indem er die Hände zusammenschlug und auf die weißen Wellenkämme hinaussah, die hoch über die Warft heraufschlugen, uns mit Schaum und Waßerstaub bedeckend. Dann aber, mit der Entschloßenheit eines Mannes, der in Gefahren alt geworden ist, faßte er Weib und Kind mit seinen nervigen Armen, drängte sie und uns Alle in's Haus zurück, schlug die Eichenthüren zu, schob die Riegel davor und den Querbaum, und schrie mit mächtiger Stimme: „Bringt die Schafe auf den Boden, rettet die Lade und den Schrank, die Betten und die Kinder! In einer Viertelstunde werden wir das Waßer im Hause haben, und Alles wird zu spät sein."

Nun gab es ein Laufen und ein Schreien. Es waren drei Männer da, zwei Frauen und drei Kinder, und Jeder suchte die steile Bodenleiter hinaufzuschleppen, was er faßen konnte. Aber die Fluth war schneller, als wir meinten. Nach wenigen Minuten schon sahen wir das Waßer in kleinen, leisen Bächen geräuschlos durch die Fugen und Ritzen der Thür rieseln; so quoll es auch aus dem Gestein und aus den Dielen hervor und breitete sich immer rascher und eiliger aus. Plötzlich schoß eine hohe Welle gegen die Läden vor den Fenstern, und drinnen klangen die Scheiben. Die kleinen Gefäße, Kisten und Kasten fingen an zu schwimmen und zu treiben, und nun schmetterten die Wogen gegen die ganze Breitseite des Gebäudes, jede wilder und mächtiger, als ihr Vorgänger. Thür und Fenster klirrten und ächzten, das Haus zitterte in seinen Grundfesten; die Weiber und Kinder flohen zum Boden hinauf, wir Männer aber saßen auf dem Tisch, zwischen uns die Lampe haltend, die mit ihrem trüben Flämmchen unsere angstvollen Gesichter und das dunkle, immer höher wachsende Waßer beleuchtete.

Gesprochen wurde Nichts, und was sollten wir auch sprechen? Alle unsere Aufmerksamkeit war auf das Brausen der Wellen und ihre furchtbaren Schläge gerichtet, die mit stets erneuter und größerer Gewalt das Haus erschütterten. Zuweilen war das Toben der berstenden Wäßer und das Geheul des Sturmes, der sie begleitete, so arg, als würden draußen Kanonen gelöst, deren Donner uns umtönte; dabei

wuchs die Fluth von Minute zu Minute um unsere Füße. Bald war von dem Bett in der Wand und von dem Herdsteine Nichts mehr zu sehen; finster sich kräuselnd, kroch es zu uns an der Tischplatte in die Höhe; nur wenig mehr, als eine Hand breit, fehlte daran, bis es uns erreichte, als plötzlich ein ungeheurer Schlag an die Mauer geschah, und mit Gedankenschnelligkeit eines der Fenster sammt dem Laden, und die Einfaßung mit dem Steinwerk aus den Fugen sprang und niederwärts über uns hinstürzte. In demselben Augenblick fuhr ein Balken, von einer der mächtigsten Wellen getragen, durch die Oeffnung in das Haus, durchbrach die Hinterwand, welche in die Kammer führte, und stürzte mit dem Schwall des Waßers, der ihn hinein getragen, krachend nieder. Die Woge, welche sich über uns ergoß, warf zugleich unsern Tisch um und spülte uns in ihrem Wirbel weiter. Ich stieß einen Schrei aus, denn der Stoß hatte mich hart an eins der schwimmenden Gefäße geschleudert; aber Jens faßte mich mit seiner starken Hand und riß mich auf, zur Thür fort, die er nur mühsam noch zu öffnen vermochte. —

Und es war ein Glück für uns, fuhr der alte Mann fort; denn hoch stand das Waßer. Die Leitertreppe zum Boden war umgestürzt und fortgeschwemmt, unsere Lampe längst erloschen, in dichter Finsternis wir mitten in der Fluth, und rings um uns der Tod. Mit Mühe fanden wir die Leiter, und mit großer Noth gelang es uns, sie aufzurichten. „Hinauf, so schnell Ihr könnt! rief Jens; die Thür hält nicht länger aus.“ Und mit starkem Arm stieß er mich die Stufen hinauf, dann den Zweiten, endlich er selbst hinterher; und kaum war es geschehen, so kam, was er vorhergesagt. Ein Krachen geschah unten, die Hausthür flog in Stücke, die Leiter schlug über und verschwand. Wie sie fiel, stürzte die ganze Vorwand des Hauses zusammen; nur die Ständer hielten, blank und bloß, wie sie waren, und ließen den wüthenden Wellen nun freies Spiel die in weniger Zeit, als ich rede, alle inneren Wände zerschlugen, daß von Allem, was gewesen, Nichts mehr blieb, als das Dach, das auf den Pfosten ruhte.

Ein Schrei der Todesangst begleitete den Fall der Mauern und klang durch das Toben des Waßers und des Sturmes. Finsternis war überall; das Strohdach, dicht und fest verkoppelt, ließ keinen Schimmer durch; naß, erschöpft und verzweifelnd warf ich mich nieder und hörte neben mir das Geschrei der Weiber und Kinder, die den Vater umklammert hielten, der vergebens ihnen Trost zuzusprechen suchte. „Gott wird es gnädig von uns wenden! sagte er; laß das Klagen sein, Else! weint nicht, Weiber! Gottes Hand kann es allein, kein Mensch mit aller seiner List und Stärke. Und sind wir nicht glücklicher, als Andere? Wir sitzen hier auf dem Dach, unsere Warft ist fest; manche andere muß schon gebrochen sein, denn die Balken treiben durch die wüthende See.“ — „Ist ein Unglückstag, Peter!“ rief er mir zu, „wie er seit einem Jahrhundert nicht über uns gekommen ist; hab' es nie erlebt

und nie sagen hören von einem Lebendigen. Müßen alle Deiche brechen, bis an die Eider', und weiter hinauf, bis an die Elbe. Wer den Morgen erlebt, wird großen Jammer sehen!"

„Werden den Morgen nicht erleben, Jens! sagte ich; hat uns ja Gott durch den Mund Deines Kindes den Tod angekündigt, den wir Alle leiden sollen!"

„Ist nicht wahr, Peter! rief er dagegen. Der allmächtige Gott hat durch den unschuldigen Mund uns gerettet, hat uns gewarnt, ehe es zu spät war, und wird uns weiter behüten!" In diesem Augenblicke faßte ein wüthender Stoß des Sturmes das Dach und bog es zusammen, wie eine Weidengerte gebogen wird. Die Sparren knarrten und brachen über uns, die Rippen des Strohes rißen und trennten sich, Wellenschaum und naßer Staub stürzten durch den Spalt auf und nieder, durch den ein Mondstrahl matt herein irrte und unserm Auge zeigte, was ich nie vergeßen werde. Vor mir, am Boden, die Arme fest ineinander geschlungen, saßen die Weiber, mit aufgelösten Haaren, ihre starren, wilden Blicke zum Himmel gerichtet. Die Kinder hielten ihre Leiber umschlungen und bargen ihre Köpfe in stummer Angst an dem Busen, der sie genährt hat. Jens stand daneben; sein magerer, fester Körper und sein blutloses Gesicht waren wie von Stein; hinter ihm, in dumpfer Gefühllosigkeit, stand der andere Mann, den nahen Tod, wie ein Opferthier, erwartend.

Und während dieser schrecklichen Minute flog das Dach, zerrißen, in Luft und See, und ließ uns alle Schrecken unseres nahen Untergangs erkennen. Der Sturm schien sich mit dem fürchterlichen Stoße, der das Dach brach, gemildert zu haben, er tobte nicht mehr so arg; aber der Himmel war so klar, durchsichtig und glänzend, wie ich ihn kaum je gesehen. Der Mond strahlte dazu in seiner ganzen Pracht auf die unermeßlichen Waßerberge nieder, die brausend sich bäumten und sich verschlangen. Kein Ton des Lebens, kein Hoffnungszeichen, kein Schrei, keine andere Bewegung, als die der empörten Waßer, unterbrach die fürchterliche Eintönigkeit. Es war Nichts zu entdecken von nahem, oder fernem Lande; alle Halligen, alle Küsten der Außeninseln schienen tief unter der Fluth zu liegen, alles Lebendige erstickt zu sein. Es war, als seien wir von allen sterblichen Wesen auf Erden allein noch übrig geblieben, um die Angst des Todes langsamer und schmerzhafter zu empfinden.

Denn eine schreckliche Gewißheit löschte jeden Hoffnungsfunken aus. Noch war mehr als eine Stunde Zeit bis zur höchsten Fluth, und schon erreichte diese die halbe Höhe der Balken und schleuderte ihre Wellenspitzen bis zu uns auf. Zwischen den Spalten der Bretter unter unsern Füßen konnten wir die schäumenden Wogen verfolgen, wie sie durch die eingestürzten Wände des Hauses rollten, von den Resten der Mauern abprallten und ein schreckliches Spiel mit Kisten und Kasten, Schränken und Geräthen trieben, die sie aneinander warfen, bis end-

lich die letzte Schranke zusammenbrach, und im wilden Wirbel nun Alles auf den breiten Tummelplatz ihrer Wuth gerissen wurde.

Denken Sie Sich jetzt, sagte der alte Mann, wenn Sie es vermögen, das Bild unserer Noth! Denken Sie Sich die starren, thränenlosen Blicke, welche die Waßerwüste durchirren! Denken Sie Sich die krampfhaft gefalteten Hände, die Lippen, auf denen das Gebet stirbt, die angstverzerrten Gesichter, deren Entsetzen kein Wort beschreiben kann. Jede Welle, welche an die Pfeiler prallte, die allein unsere Erhaltung beschützten, regte die Angst höher auf. Wir fühlten die durchdringende Kälte der Februarnacht nicht, fühlten nicht, daß die naßen Kleider an unserer Haut festklebten, fühlten den Sturm nicht, der unser Haar zerriß; alle Erwartungen und Empfindungen drängten sich auf das Bangen vor der gräßlichen Minute zusammen, die uns aus dem Buche des Lebens streichen sollte.

Und diese Minute nahte; wir sahen sie kommen, ohne irgend Etwas thun zu können, um sie aufzuhalten. Die glänzenden Berge von flüßigem Metall, welche uns umwogten, wurden höher und höher; die zitternden Balken überzeugten uns, daß das Waßer immer tiefer und mächtiger im Grunde nage und bohre. Zuweilen schienen die Stützen zu schwanken, und ihr Krachen zeigte an, wie mühsam sie dem wüthenden Element widerstanden. Der harte Lehm der Warft löste sich unter der Arbeit des Waßers auf; er wurde losgerißen und fortgespült, und die hohen Sturzseen, welche mit fürchterlicher Kraft an dem Holzbau rüttelten, zogen diesen hin und her, bis kein Widerstand mehr zu leisten war.

Unter allen diesen Schrecken hatte Jens allein seinen ungebeugten Muth bewahrt. Es war ein Mann, der unter den wetterharten Halligbewohnern einen hohen Ruf besaß. Lange Zeit war er, wie die meisten der jungen Männer der Halligen und Außeninseln, auf den Meeren umhergeschifft, hatte als Steuermann einen Indienfahrer geführt und sich dann mit dem ersparten Gelde in seine geliebte Heimat zurückgezogen. — Hinaus in die Welt wollen sie Alle und ihr Glück versuchen; aber wen das Meer nicht verschlingt, der kommt wieder heim, mit tiefer Sehnsucht im Herzen, wie die Wandervögel wiederkehren. Mögen sie noch so weit ziehen zu schönen, fernen Ländern, sie suchen das Nest im hohen Norden immer wieder auf, wo es in Sturm und Nebel an öden Klippen hängt.

Jens hatte ein Weib genommen und das alte Haus seiner Väter neu und stark aufgebaut. Mit breitem Steingiebel über der Eichenthür stand es schöner da, als irgend eins, und Jens wohnte als ein glücklicher Mann darin. Drei kräftige Kinder schrieen dem Vater entgegen, wenn er aus dem Schlick mit seinem Netz voll Rochen und Krabben heimkam, oder sein weißes Segel der Hallig wieder nahte, zurückkehrend aus der Lystertiefe, wohin er ein Schiff geführt, oder von Husum, wo er sein Schaffleisch, seine Felle und seine Möweneier verhandelt

hatte. Keiner war weit und breit zu finden, der ein Boot so zu führen verstand; Keiner kannte das Meer beßer, Keiner Wind und Wetter so, wie er. Er war ein kühner Mann, ein echter Friese, vor keiner Gefahr bebend, ruhig überlegend, voll stolzem Selbstvertrauen, und von Kindheit an gewöhnt, am Meisten auf sich selber zu hoffen. — Als das Dach in Stücken flog, stand er eine Zeit lang, starr hinausblickend auf das Meer, seinem Kummer hingegeben. Was er mühevoll gebaut und erworben hatte, war verloren und verschlungen; aber hier, auf diesen naßen Dielen, lag doch das Theuerste gerettet, das er besaß: sein Weib, seine Kinder! Der alte Muth kehrte ihm bald zurück. Er trug die Kinder auf die sicherste Stelle, schützte sie mit Betten und Geräth, band seine Schafe an den Balken und Sparren fest, daß Wind und Wellen sie nicht beschädigen mochten, sorgte für die Reste seines Eigenthums, so gut er konnte, und sprach Denen Trost zu, die auf ihn, als einen Helfer in ihrer Noth, mit dem letzten, kranken Strahl ihrer Hoffnung blickten. Seine Ruhe, sein Vertrauen hielt den Glauben wach, der in jedes Menschen Brust wohnt, den Glauben an Rettung, welchen der Sterbende auch bewahrt; und wenn man auf Jens blickte, wie er fest in das Wellengebraus hinaussah, wie er mit seinen harten Händen den Schaum der Wogen von seinem flatternden Haar wischte und mit sicheren Schritten von Einem zum Andern gieng, ihm Muth zuzusprechen, hätte man glauben sollen, er wäre von aller Sorge und Furcht frei. Aber in seinem Herzen sah es anders aus, und als er zu mir trat, sah ich bald, wie wenig er selbst an Erhaltung unseres Lebens glaubte.

„Habt nie so etwas Fürchterliches geschaut, Peter!" rief er mir zu: „glaube es gern, und es geht mir eben so. Bewahre Gott jeder Mutter Kind! Werdet davon erzählen können nach langen Jahren!"

„Glaubt Ihr denn wirklich, daß wir jemals einem Menschen wieder sagen werden, was wir hier erlebten?" erwiederte ich.

Er sah mich mit einem wilden, schnellen Blick an. „Sind Beide alt genug zum Sterben, Peter!" sagte er dann, „und habe das Meer wohl schon grimmiger gesehen, als in dieser Nacht, ohne zu fürchten; aber da, da! — er deutete auf die Weiber und Kinder — das macht das Ende zur Qual, die wie Höllenfeuer brennt. Stehe hier, wie ein Lamm, und kann mich nicht wehren gegen den Tod, muß ihn kommen sehen mit offenen Augen! Strecken ihre Arme zum Vater aus, fordern Hilfe und Erbarmen von ihm! Das schneidet mit tausend Meßern, Peter! ist das Schrecklichste, was ein Mann erfahren kann."

In seinem blaßen, ernsthaften Gesicht war ein grausamer Schmerz zu lesen, der plötzlich die undurchdringliche Ruhe überwältigte. „Sind wir denn wirklich verloren, Jens? rief ich, und der Muth, der ihn verließ, ergriff mich. Das Haus steht noch fest, in kurzer Zeit muß die Fluth ablaufen; das Aergste ist schon jetzt vorüber."

„Nein! sagte er mit trotziger Bestimmtheit; das Aergste kommt noch. Was wißt Ihr davon, Peter! Das Haus wankt, die Warft ist

zur Hälfte fortgeschlagen, die Stützen liegen bloß, die Wellen heben die Bretter unter unsern Füßen; und nun seht dort hinaus! Seht Ihr den schwarzen Berg, der sich über das Meer ausdehnt, wie ein Ungeheuer, das in die Wolken hinauf will? Das ist die hohe Fluth, Peter! sie rollt gegen uns auf, und kein Leben kann ihr entkommen."

Wie ich der Richtung seiner Hand folgte, stockte mein Blut vor Entsetzen. In der Ferne, wo Mondschein und Meer im Dämmerlicht verschmolzen, stieg ein dunkles, bewegliches Gebirge empor, das mit fürchterlicher Geschwindigkeit uns zu nahen schien. Es war die höchste Fluthwelle, die der Sturm vor sich her trieb und sie zusammengeballt hatte, gleich einem ungeheuren Keil, den er mit unwiderstehlicher Gewalt gegen alle Küsten und Deiche schleuderte. Und ihm voraus hölte sich die Tiefe vor seiner Macht und bildete ein schwarzes Thal, aus welchem die Wogen sich aufbäumten, kämpfend gegen einander stürzten und zerstäubten, um wieder zusammenzufließen und mit erhöhter Kraft auf uns zu fallen. Schmetternd schlugen sie gegen die Westseite des Hauses; die Sturzseen flogen über uns hin, die Bretter des Bodens wurden unter unsern Füßen aufgerißen, das Waßer quoll darunter hervor, der ganze Bau wankte und krachte, und mit dem Gefühl der Vernichtung schloß ich die Augen und umklammerte den Balken, an welchen ich mich gelehnt hatte. — Aber es war nicht so. Noch hielten die Bänder; nur an den Seiten waren die Pfähle fortgerißen, und westlich hatte sich das Dach schief herabgesenkt. Aus meiner Betäubung wurde ich durch Jensens Stimme geweckt, die das Gekreisch der Weiber übertönte, und wie ich die Augen aufschlug, sah ich den kühnen Mann rasch über das sinkende Dach laufen. Sein Dienstmann folgte ihm und Beide waren geschäftig, die Schafe von den Sparren zu lösen, an welche sie gebunden waren. In diesem Augenblick schäumte der ungeheure Fluthberg heran, und, von Todesangst getrieben, floh ich gegen die feststehende Ostseite. Da lag die Frau auf ihren Knieen, ihre beiden jüngsten Kinder fest an ihr Herz gedrückt, die Augen verzweiflungsvoll auf ihren Mann gerichtet. „Zurück, Jens, zurück!" schrie sie ihm zu, und getrieben von ihrer Angst sprang sie auf und lief ihm entgegen. Ich wollte sie hindern und vermochte es nicht, ich wollte ihr zuschreien und wurde durch einen Schlag von ihrer Seite gerißen, wollte mich halten und konnte Nichts ergreifen. Die Woge bäumte sich schwarz über uns und stürzte vernichtend nieder. Ein Fallen und Brausen mischte sich mit wildem Gekreisch, ich verlor das Bewußtsein."

Hier schwieg der alte Mann und setzte gemächlich seine erloschene Pfeife von Neuem in Brand. — „Jedenfalls," sagte einer meiner Begleiter lächelnd, „mildert sich unser Entsetzen, da wir gewiß sind, Ihre Sinne schwanden nicht für immer."

„Nicht für immer, erwiederte er; aber welch ein Erwachen war es! Zehn Schritt vom Hause, am Rande der Warft, stand, wie es Sitte ist auf den Halligen, der Heuvorrath in einem hohem Haufen fest zu-

sammen gepackt, und dieß geschieht mit solcher Gewalt, daß nur mit Mühe und mit Hilfe großer eiserner Gabeln das Heu, wenn es gebraucht werden soll, herausgestochen werden kann. Die Mitte der Heudieme, wie sie genannt wird, bildet ein starker Pfahl, der sie hält, und hier war es, wo ich mich wieder fand. Das Haus war zusammengestürzt, die letzte Stütze gebrochen, aber die Dieme stand, und die ungeheure Woge, welche mich aufgehoben und in das wilde Meer geschleudert, hatte mich hierher geworfen, wo ich in krampfhafter Starrheit mich an den Pfahl klammerte. — In solcher Noth scheint der schwache Lebensfunken sich vor seinem Erlöschen zu entsetzen und mit verzweifelnder Stärke eine letzte Anstrengung zu seiner Erhaltung zu machen. Ich hieng auf dem abschüßigen, mit Schlamm und Schaum bedeckten Heu, ohne loszulaßen; und doch hätte eine einzige Biegung meiner Finger hingereicht, mich in die Wellen heruntergleiten zu laßen, welche mit weißen Zähnen meine Füße packten. Das Gefühl des Lebens kehrte zurück und mit diesem Augenblick zugleich das volle Bewußtsein meiner Lage und meiner Gefahr. Der Mond war unter finstern Wolken verschwunden, todte Nacht rings umher. Ich sah Nichts von dem Hause, ich wußte, daß es mit Allen, die mit mir darin gelebt und gelitten, zerschmettert und versunken lag, daß triumphirende Wogen sich jetzt nur Leichen und Trümmer zuschleuderten, und ich hörte Nichts, als das wilde Brausen der Fluthen, die unter mir vorüberstürzten, deren bleiches Leuchten mich erkennen ließ, wo ich war. — Eine Minute lang faßte mich die Angst, ich könnte nicht länger mich festhalten, meine Finger könnten die Last nicht tragen; dann kam die neue Lebenshoffnung mit ihrer wunderbaren Kraft, und langsam, unter ungeheurer Anstrengung, hob ich mich auf und schlang den Arm um den rettenden Pfahl. Es war mir dabei, als hienge eine schwere Last an meinem Leibe und wollte ihn niederziehen. Plötzlich fühlte ich einen Körper, den Arm eines Wesens, das mich umschlungen hielt und leblos an meiner Seite lag. Es war das Kind, das uns zuerst gewarnt, Elsbeth, Jensens erstgebornes Töchterchen, und mitten in meiner Noth drang der erste Schimmer einer Freude wieder in mein Herz, als ich noch Lebenswärme in ihm fühlte. Mühsam löste ich sein Händchen, zog es empor zu der Mitte der Dieme, riß Schlamm und Heu fort und bettete seinen kleinen Leib, so gut ich konnte.

Sechs Stunden saßen wir dann Beide allein in Furcht und Finsterniß, bis der Morgen heranbrach, fuhr er fort, sechs lange, schreckliche Stunden, deren Qualen nicht zu schildern sind. Mit dem letzten Wogenschwall der hohen Fluth, unter welchem Jensens Haus zusammensank, war der Sturm gebrochen, die Wuth der vereinigten Elemente erschöpft. Als der Tag kam, war das Waßer in sein Reich zurückgekehrt; die Warft lag zerwühlt und zerspült vor uns. Ein paar Balken steckten schief in dem Hügel, und die Hallig, von tiefem Schlamm bedeckt, von eingefreßenen Buchten und Rinnen zerschnitten, trat grau

aus dem Meer hervor. Das Kind lag unter meinem naßen Rocke fest eingeschlafen, mich schüttelte der Frost im Fieber, doch vergebens warf ich meine Blicke umher; kein Boot, kein lebendes Wesen zeigte sich, ich wußte nicht, ob es noch Menschen gab, die diese Nacht überlebt hatten. Endlich konnte ich es nicht länger ertragen, ich glitt an der Dieme nieder und watete durch Schlamm und Schlick an der Warft hinauf. In einer Bucht, die das Meer gehölt, spielten die Wellen mit den bunten Fetzen eines Kleides, und als ich näher trat, allgütiger Gott! da lagen sie, wie ich sie zuletzt gesehen: Jens, die Frau, die beiden Kinder fest umschlungen, doch blaß, kalt und todt; um sie her die Trümmer ihres Glücks, Gebälk und Steine des Hauses, in dessen Frieden sie gewohnt, sammt den Leibern der kleinen Heerde, welche sie ernährt hatte. Es war ein banger, trauriger, ein thränenschwerer Tag, voller Weh und herzzerreißender Klagen. Hundert Menschen waren auf den Halligen umgekommen, viele auf den Inseln und im Dithmarschen, noch mehrere hatten nur das nackte Leben davongetragen. Die Deiche brachen, die Marschen liefen voll; ich aber stand erst nach sechs Wochen von meinem Krankenlager wieder auf, so lange hielt das Fieber mich nieder."

„Und das Kind?" fragte ich, „was ist aus dem Kinde geworden?"

„Das ist mein herzliebstes Töchterchen bis auf diese Stunde, sagte der alte Mann stolz und erfreut. Ich habe sie groß gezogen, dann hat sie einen wackern Mann genommen; mit dem und drei schönen Buben lebt sie froh in dem neuen Hause auf der Warft; doch wenn ich komme, geschieht es nie, ohne daß wir uns der wilden Nacht erinnern und um die klagen, welche verloren gegangen."

„Und sie fürchtet nicht, daß eine solche Nacht wiederkehrt?"

Der alte Mann schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie kennen die Leute von den Halligen nicht, sagte er. Da weiß Jeder, daß es kommen kann; aber alles Leben steht in Gottes Hand, und lieber das Leben verlieren, als die Hallig, wo es so schön ist!"

Tobias Witt.

(Von Engel.)

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte: poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmahl lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klug-

heit wegen. — Ei, fieng der alte Witt an, und schmunzelte; wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. — —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen.

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! —

Huy, dacht' ich da bei mir selbst; — denn der Titel stand mir nicht an; — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen; das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was denkt Er, Herr Till? — Hatt' ich da Recht? —

Ei, ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Huy, dachte ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnis.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fieng der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein

Streich über den andern! — Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt. —

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt; ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre: du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht Er! aber auch nicht allzu niedrig.—Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. —

Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein ander Mahl besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.—

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. —

Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nach-

bar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! die hieß? —

Wenn man ihn manchmahl fragte: wie steht's, Herr Grell? — Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete? Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hundert fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtnis verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: Der baute von einer anderen Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmelswillen! Die möcht ich wißen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmahl fragte: Wie stehts Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fieng er an, viel Geld! — Und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; ganzer hundert Reichsthaler! — Oder, wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? — Welche Redensart gefällt Ihm nun beßer?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte: ich habe mir beide gemerkt: und da sprech ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. — Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Aus den Briefen aus der Schweiz.

(Von Goethe.)

Genf, den 27. Oktober.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf, Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nion. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewäßer sichtbar sind — das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Nahme, da Jour in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße. Eh' ich zur Beschreibung unserer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jeder Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt, und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unserer ungefähren Reiserechnung aber, sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begrenzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere beßere besitzt, welche letztere, eigentlich La vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fluß der Septmoncels, liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten, gegen den Dent de Vaulion, sich zum Lac de Jour bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Waßer sich endlich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum beßern Verständniß des Folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Karte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oktober ritten wir in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genannt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten

Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne gieng klar unter, es war ein so großer Anblick, daß ein menschlich Auge dazu nicht hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Wiederschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussée, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz von Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spuhlstein, das gepflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrat und Gerätschaften in schöner Ordnung angebracht, Alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles, kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den unteren Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuße des östlichen Noir mont. Gegen achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier an's nördliche Ende des großen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen, durch einen Damm, unter einer Brücke weg, seinen Ausfluß hat. Das Dorf d'rüben heißt le Port. Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen

Thal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waßer läuft durch Schleußen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervor kommt, wo es wieder den Namen des Orbeflußes führet. Diese Abzüge (entonnoirs) müßen rein gehalten werden, sonst würde das Waßer steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf la Dent. Im Aufsteigen sahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der noir Mont seine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, westwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen eilf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen, und weiter her bis zu unsern Füßen, die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch übrig blieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften die man oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein anderes Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schloßen niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt; zur Linken in der weitesten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Vaulion, dahin die Dent gehört, und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied.

Gradab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns gibt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das

Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längern Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken laßen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen viere langten wir in unserm Wirthshause an, und fanden ein Eßen, wovon uns die Wirthin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den Uebrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Kanton Bern und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pais de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen uud so in's Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fäßern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Grübchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derselben Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfnis der Gegend und der Bewohner; vor jedem Haus läuft ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Ueber Alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Kanton sorgt. Es geht eine Chaussée um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das Herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen; so wurde dahin zu gehen beschloßen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brod und Wein auf, und ritten gegen achte ab. Unser Weg gieng nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war

sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussée, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir in's französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammen gelesen; wieder ist er eines Theils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinirt; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen, (sujets à la main morte et au droit de la suite) wovon mündlich ein Mehreres, wie auch von dem neuesten Edikt des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufens wieder in's Land. Der erste Sprengel heißt, le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen lac des Rousses und les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pais de Vaud nach Paris führt, wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserem Thale geschieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir stiegen ab, unsere Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Sergues, und wir stiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir les sept Moncels hinter uns, wir sahen noch einen Theil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher sahen wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche-Comté, und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich heraufstiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des oberen Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pais de Vaud und de Ger lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte

sich der Nebel schon zurück gezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns von der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Eßen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, Jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Montvauche, wo das Fort l'Ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die näheren Berge und Höhen, auch Alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgersee links liegt, woraus wir seine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht, man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen; man gibt da gern jede Prätension an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares bewohntes Land, der Boden, worauf wir standen, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt.

Wir blieben, und reitzten einander wechselweise Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Telescop, zu ent-

decken, und giengen nicht eher abwärts als bis die Sonne im Weichen, den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Thal, waren unsere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohlbestimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich.

Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt nur noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun giengen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indes unterwegs unsere gespannten Sinne sich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Widerglanz des Mondes im ganzen reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluse und Salenche in's Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahreszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rath gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittleren Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl schlage; so könnten wir mit aller Sicherheit die Reise unternehmen.

Die weitberufene Höhle von Ataruipe, Gruft eines vertilgten Völkerstammes.

(Von A. Humboldt.)

Am südlichen Eingange des Raudals von Atures, am rechten Ufer des Flußes, liegt die unter den Indianern weit berufene Höhle von Ataruipe. Die Gegend umher hat einen großen und ernsten Naturcharakter, der sie wie zu einem Nationalbegräbnisse eignet. Man erklimmt mühsam, selbst nicht ohne Gefahr in eine große Tiefe hin-

abzurollen, eine steile, völlig nackte Granitwand. Es würde kaum möglich sein, auf der glatten Fläche festen Fuß zu faßen, träten nicht große Feldspathkrystalle, der Verwitterung trotzend, zoll lang, aus dem Gesteine hervor.

Kaum ist die Kuppe erreicht, so wird man durch eine weite Aussicht über die umliegende Gegend überrascht. Aus dem schäumenden Flußbette erheben sich mit Wald geschmückte Hügel. Jenseits des Stromes, über das westliche Ufer hinweg, ruht der Blick auf der unermeßlichen Grasflur der Meta. Am Horizont erscheint, wie ein drohend aufziehendes Gewölk, das Gebirge Uniama. So die Ferne; nahe umher ist alles öde und eng. Im tief gefurchten Thale schweben einsam der Geier und die krächzenden Caprimulge. An der nackten Felswand schleicht ihr schwindender Schatten hin.

Dieser Kessel ist von Bergen begrenzt, deren abgerundete Gipfel ungeheure Granitkugeln tragen. Der Durchmeßer dieser Kugeln beträgt 40 bis 50 Fuß. Sie scheinen die Unterlage nur in einem einzigen Punkte zu berühren: eben als müßten sie, bei dem schwächsten Erdstoße herabrollen.

Der hintere Theil des Felsthals ist mit dichtem Laubholze bedeckt. An diesem schattigen Orte öffnet sich die Höhle von Ataruipe: eigentlich nicht eine Höhle, sondern ein Gewölbe, eine weit überhangende Klippe; eine Bucht, welche die Wäßer, als sie einst diese Höhe erreichten, ausgewaschen haben. Dieser Ort ist die Gruft eines vertilgten Völkerstammes. Wir zählten ungefähr 600 wohlerhaltene Skelette, in eben so vielen Körben, die von den Stielen des Palmenlaubes geflochten sind. Diese Körbe, welche die Indianer Mapires nennen, bilden eine Art viereckiger Säcke, die nach dem Alter des Verstorbenen von verschiedener Größe sind. Selbst neugeborne Kinder haben ihr eigenes Mapire. Die Skelette sind so vollständig, daß keine Rippe, keine Phalange fehlt.

Die Knochen sind auf dreierlei Weise zubereitet: theils gebleicht; theils mit Onoto, dem Pigment der Bixa Orellana rothgefärbt; theils mumienartig zwischen wohlriechendem Harze in Pisangblätter eingeknetet. Die Indianer versichern, man grabe den frischen Leichnam auf einige Monate in feuchte Erde, welche das Muskelfleisch allmälich verzehre; dann scharre man ihn aus, und schabe mit scharfen Steinen den Rest des Fleisches von den Knochen ab. Dieß sei noch der Gebrauch mancher Horden in der Guyana. Neben den Mapires oder Körben findet man auch Urnen von halbgebranntem Thone, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten scheinen.

Die größeren dieser Urnen sind drei Fuß hoch und fünf ein halb Fuß lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich, mit Henkeln in Gestalt von Krokodillen und Schlangen, an dem oberen Rande mit Mäandern und Labyrinthen geschmückt.

Diese Verzierungen sind ganz denen ähnlich, welche die Wände des

mexikanischen Palastes bei Mitla bedecken. Man findet sie unter allen Zonen, auf den verschiedensten Stufen menschlicher Kultur: — unter Griechen und Römern, wie auf den Schildern der Otaheiter und anderer Inselbewohner der Südsee; überall, wo rhythmische Wiederholung regelmäßiger Formen dem Auge schmeichelt. Die Ursachen dieser Aehnlichkeiten beruhen, wie ich an einem andern Orte entwickelt habe, mehr auf psychischen Gründen, auf der innern Natur unserer Geistesanlagen, als daß sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen.

Unsere Dolmetscher konnten keine sichere Auskunft über das Alter dieser Gefäße geben. Die mehrsten Skelette schienen indes nicht über hundert Jahre alt zu sein. Es geht die Sage unter den Guareca-Indianern, die tapferen Aturer haben sich, von menschenfreßenden Cariben bedrängt, auf die Klippen der Katarakten gerettet; ein trauriger Wohnsitz, in welchem der bedrängte Völkerstamm und mit ihm seine Sprache untergieng. In dem unzugänglichen Thale des Raudals befinden sich ähnliche Grüfte; ja es ist wahrscheinlich, daß die letzte Familie des Aturer spät erst ausgestorben sei. Denn in Maypures (ein sonderbares Faktum) lebt noch ein alter Papagei, von dem die Eingebornen behaupten, daß man ihm darum nicht verstehe, weil er die Sprache der Aturer rede.

Wir verließen die Höhle bei einbrechender Nacht, nachdem wir mehrere Schädel und das vollständige Skelett eines bejahrten Mannes zum größten Aergernis unserer indianischen Führer, gesammelt hatten. Einer dieser Schädel ist von Blumenbach in seinem vortrefflichen kraniologischen Werke abgebildet worden. Das Skelett selbst aber gieng, wie ein großer Theil unserer Naturalien-Sammlungen, besonders der entomologischen, in einem Schiffbruch verloren, welcher an der afrikanischen Küste unseren Freund und ehemaligen Reisegefährten, dem jungen Franziskanermönche Juan Gonzalez das Leben kostete.

Wie im Vorgefühl dieses schmerzhaften Verlustes, in ernster Stimmung, entfernten wir uns von der Gruft eines untergegangenen Völkerstammes. Es war eine der heiteren und kühlen Nächte, die unter den Wendekreisen so gewöhnlich sind. Mit farbigen Ringen umgeben stand die Mondscheibe hoch im Zenith. Sie erleuchtete den Saum des Nebels, welcher in scharfen Umrißen, wolkenartig, den schäumenden Fluß bedeckte. Zahllose Insekten goßen ihr röthliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde. Von dem lebendigen Feuer erglühte der Boden, als habe die sternenvolle Himmelsdecke sich auf die Grasflur niedergesenkt. Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Banisterien schmückten den Eingang der Höhle; über dem Grabe rauschte der Gipfel der Palmen.

So sterben dahin die Geschlechter der Menschen: es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüte des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so

entsprießt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur: unbekümmert, ob der frevelnde Mensch (ein nie versöhntes Geschlecht) die reifende Frucht zertritt.

Das h. Abendmahl von Leonard da Vinci.

(Von Goethe.)

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refektorium, etwas schicklicher und edler ausgedacht werden, als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingange an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saales, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzuhohen Thüren, den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder aufeinander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschloßen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Wäschkammer des Klosters genommen, Schüßeln, Teller, Becher und sonstiges Geräthe gleichfalls demjenigen nachgeahmt, dessen sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Costum. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein! sie sollte der Gegenwart angenähert werden. Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen!

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegensetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem oberen Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird,

unten aber die Füße in bescheidenem Dämmerlicht kaum bemerkbar sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaal obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht, und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt.

Das Aufregungsmittel, womit der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: „Einer ist unter euch, der mich verräth!" Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kömmt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, die das Schweigen selbst bekräftigt: „Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verräth!"

Ehe wir aber weiter gehen, müßen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dieß konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmerts mich? — Komm her! — Dieß ist ein Schelm — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dieß ist ein Hauptpunkt. — Dieß merket besonders wohl, meine Zuhörer!" — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn laßen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht in Verhältnis gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind.

Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschloßenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: „Was soll das heißen? — Was soll das werden?" — Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den

geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sei. Einen Meßergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst erdachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jakobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie auf's lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: „Herr! ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!"

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Beobachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genoßen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister, und verbindet, so durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: „Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet!" — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches; wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestämmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakob der jüngere

hinter Andreas her, welcher, als eine der bedeutendsten Figuren, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Ueber Laokoon.

(Von Goethe.)

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht; es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr, zwei gefährlichen Thieren zu unterliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt, noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt sein, diese Lage zu verlaßen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laokoon recht zu faßen, stelle man sich, in gehöriger Entfernung, mit geschloßenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden.

Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufen-

weise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammen geschnürt; durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im Ganzen, als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebißen, sondern sie beißt, und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicher Weise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchstwichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen!

Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen; der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefeßelt und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit des Künstlers, wenn man versucht, den Biß an einer andern Stelle anzubringen: die ganze Geberde würde verändert sein, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich.

Es ist also dieß ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bißes, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle Züge des Angesichts seh' ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sei es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken,

väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sei; nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist: der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergetzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen, oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebißen wird, eine sehr pathetische Statur machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nur die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blick hinsehn.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sich denken laßen. Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewiße Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt: Ein starker wohlgebauter Mann, aber schon

über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, selbst dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen, empfänglich für Schmerz.

Der jüngere strebt unmächtig, er ist geängstigt, aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschloßen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern, und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern; der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt sich von der Schlange loszuwinden, und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biße. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nehmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen; die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sei nun wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so gibt es nur einen Moment des höchsten Interesse: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft, aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn.

Man versuche noch einen anderen Fall zu finden; man suche die Rollen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf, und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwerth gleich sei. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder wenn er sie reitzen sollte, in seinem völlig hilflosen Zustande noch gebißen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebißen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Biße für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie angezeigt werden sollten, eckelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen, dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung: der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen, eines sich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchsten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunst ihr höchstes gethan; allein theils um den Zirkel aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngeren Sohnes, und Furcht für den ältern, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkungen durch Wirkungen, und vollendeten sowohl ein geistiges, als ein sinnliches Ganze.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns, daß, wenn der Meister sein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leiden=

schaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, sowie auch der Gruppe des farnesischen Stiers; sie gehören unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Skulptur übrig geblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neueren bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hilfloser Zustand, eine gewisser Untergang, können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt laßen.

Der Münster in Straßburg.

(Von Goethe.)

Je mehr ich die Façade des Münsters betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zn erforschen suchen: so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken: so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unseren Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältnis hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheuren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder

abtheilen. Die große Mittelthür, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große, senkrechte, länglich-viereckige Oeffnungen, welche mit der mittelsten, bedeutend kontrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschloßen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendikuläre Abtheilungen getrennt. Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältnis der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheure Wand ohne Zierrathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in so fern sie das Bedürfnis fordert, gestehen wir auch diesen Hauptabtheilungen gute Verhältnisse zu, so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfrealich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten Statt finden. Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zierathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemeßen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen. Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelös't. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; dieser kommunicirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher

alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine, sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Angenehme im Ungeheuren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikulären Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilnng und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerißen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vor's Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang. Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Gesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältnis der größeren Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in's Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfungen dieser mannigfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum anderen, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders die Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzustellen.

Der Maulwurf.

(Von Hebel.)

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem Einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter!

Wahr ist es und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? — Nun, man sagt so: wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub zeitig aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. —

„Das hat wieder Einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat."

Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf beßer,

als ihr alle und eure besten Scheermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestimmt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und freßen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.“

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefreßen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

Die Fixsterne.

(Von Hebel.)

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er beßer verstehen kann, was nunmehr von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu elf Planeten nur zehn Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen gibt's nicht Finger genug auf der

ganzen Erde, von Franz Ignaz Naroki an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (der Hausfreund will sich für dießmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer- oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch' eine unzählbare Menge himmlischer Lichter, groß und klein, strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnenuntergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!" Unterdessen bewegen sich alle am Himmel fort; einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte; denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel, als frühe, ehe es aufhörte, dunkel zu sein. Wo sind diese hingekommen? Wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten, reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, sondern andere. Deswegen heißt es mit Recht: So Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden. — Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unser einem), damit wir die Anzahl der Sterne beßer in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, zum Exempel die himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Scorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbilde stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen, die Gluckhenne, oder das Siebenge-

stirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge Alles öde und leer zu sein scheint, schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als zwanzig neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganz herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten, obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sterne und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis in's Unendliche hinaus. — Die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheuere Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundsstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er allen andern Sternen vorausstrahlt. Dessenungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt sein, als die Sonne; denn wenn er näher wäre, so könnte man's wißen, und eine Kanonenkugel im Sirius abgeschoßen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dieß soll genug sein, sonst glaubt's der geneigte Leser nicht. Eben so weit als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein Paar Millionen Meilen kommt's hier gar nicht an.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müßen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müßen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne als ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wißen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht

bei Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüten und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schoß und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel, und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinst du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adam's Kind, daß du dich seiner annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergeßen, spricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

Aus dem römischen Geschichtschreiber Titus Livius Patavinus.

(Römische Geschichte von Erbauung der Stadt an.)

Auszüge aus der dritten Dekade, welche den zweiten punischen Krieg behandelt.

(Aus dem Lateinischen übersetzt von Stifter.)

(Aus dem 1. Kapitel des ersten Buches.)

Hannibal geht nach Hispanien, dessen Charakter.

Einleitung. Die Carthager, (Punier) waren ein mächtiges Handelsvolk in Nordafrika, sie breiteten sich nordwärts über das Mittelmeer aus. Die Römer waren ein Kriegervolk in Italien und strebten

südwärts, der erste Zusammenstoß beider geschah im ersten punischen Kriege, der mit einem den Carthagern nachtheiligen Frieden endete. Hamilkar, mit dem Beinamen Barkas, was im Punischen Blitz bedeuten soll, war nach dieser Zeit in Hispanien der Feldherr der Carthager. Er breitete dort die Herrschaft derselben immer mehr aus, um in Hispanien zu gewinnen, was an anderen Orten im ersten punischen Kriege verloren gegangen war. Er hatte große Macht in Hispanien und stand im größten Ansehen bei dem Heere. In Rom traute man ihm weitgehende Pläne, ja sogar die Absicht zu, den Krieg nach Italien zu tragen. Der Tod hinderte ihn daran. Sein Schwiegersohn Hasdrubal folgte ihm im Oberbefehle und mehrte auf mehr friedliche Art die carthagische Gewalt in Hispanien. Mit Rom kam der Vertrag zu Stande, daß der Fluß Iberus die Grenze zwischen römisch-hispanischem und carthagisch-hispanischem Gebiete sein solle. Zwischen beiden solle das freie Gebieth Sagunt liegen. Nach fast acht Jahren Oberbefehls wurde Hasdrubal von einem Eingebornen ermordet. Ihm folgte Hannibal, der Sohn Hamilkars, der bei dem Heere anwesend war.

Von ihm sagt Livius:

Als er kaum mündig war, und ihn Hasdrubal durch einen Brief zu sich berief, war die Sache auch im Senate verhandelt worden. Die barkinische Parthei stützte den Antrag, damit Hannibal sich an das Kriegerleben gewöhne und in die väterliche Macht folge. Hanno, der Führer der anderen Parthei sagte: „Hasdrubal scheint etwas Billiges zu fordern, ich stimme aber nicht dafür, daß man gewähren solle, was er verlangt. Als er alle durch Verwunderung über einen so zweideutigen Satz gegen sich gewendet hatte, fuhr er fort: „Fürchten wir etwa, daß der Sohn Hamilkars zu spät die unmäßige Herrschaft seines Vaters und den Glanz des väterlichen Königthumes zu sehen bekomme? oder daß wir zu wenig früh unsern Nacken dem Sohne eines Königs beugen, dessem Schwiegersohne unsere Heere als Erbschaft zurückgelaßen worden sind. Ich stimme dafür, daß man diesen Jüngling zu Hause unter den Gesetzen halte, und daß man ihn lehre, unter Obrigkeiten in gleichem Rechte mit den Uebrigen zu leben, damit nicht einmal dieses kleine Feuer einen ungeheuren Brand errege.“ Wenige und fast die besten stimmten Hanno bei, aber wie es meistens geschieht, der größere Theil besiegte den beßeren. Hannibal wurde nach Hispanien geschickt und er wendete sich gleich bei seiner ersten Ankunft das ganze Heer zu. Die alten Soldaten glaubten, Hamilkar sei ihnen lebend wieder gegeben worden, sie sahen dasselbe Feuer in den Mienen, dieselbe Gewalt in den Augen, die Gestalt des Mundes, die Züge des Angesichtes: aber dann bewirkte er in kurzer Zeit, daß der Vater in ihm der geringste Empfehlungsgrund zur Erwerbung von Gunst war. Nie war derselbe Geist zu zwei der verschiedensten Dinge so tauglich, zum Ge-

horchen und Befehlen, so daß man schwer unterscheiden konnte, ob er dem Feldherrn oder dem Heere theurer war. Weder wollte Hasdrubal dort, wo etwas tapfer und kühn gethan sein sollte, einem andern den Oberbefehl geben, noch vertrauten oder wagten die Soldaten mehr unter einem anderen Führer. Er hatte die größte Kühnheit Gefahren aufzusuchen, und die größte Umsicht in den Gefahren selber. Durch keine Anstrengung konnte sein Körper ermüdet oder sein Geist gebeugt werden. Wärme und Kälte ertrug er gleichmäßig. Für Speise und Trank gab ihm das natürliche Bedürfnis nicht das Vergnügen den Maßstab. Für Wachen und Schlafen waren weder bei Tag noch bei Nacht eigene Zeiten; was von seinen Verrichtungen übrig blieb, ward der Ruhe gegeben. Diese wurde weder durch ein weiches Lager, noch durch Stille herbei gerufen; oft sahen ihn viele mit einem Kriegermantel bedeckt zwischen den Wachen oder Posten der Soldaten auf dem Boden liegen. An Bekleidung ragte er nirgends unter allen Gleichen hervor; Waffen und Pferde waren auserlesen. Unter den Reitern uud Fußgängern war er gleichmäßig bei weitem der erste. Er gieng der erste in die Schlacht und kam nach ihrer Beendung der letzte aus derselben. Diese so großen Tugenden des Mannes glichen ungeheure Fehler aus: eine unmenschliche Grausamkeit, eine mehr als punische Treulosigkeit, nichts Wahres, nichts Heiliges, keine Furcht der Götter, kein Eid, keine Religion. Mit dieser Anlage von Tugenden und Fehlern diente er drei Jahre unter dem Oberbefehle Hasdrubals, wobei er nichts, was für den künftigen großen Feldherrn zu führen und zu wagen war, außer Augen ließ. Uebrigens glaubte er von dem Tage an, an welchem er zum Führer erklärt worden ist, nichts aufschieben zu dürfen, gleichsam als wäre ihm Italien als Provinz zuerkannt und der römische Krieg aufgetragen worden, damit ihn nicht auch wie seinen Vater Hamilkar und dann den Hasdrubal irgend ein Zufall unterdrücke. Er beschloß, die Saguntер mit Krieg zu überziehen, weil durch den Angriff auf sie ohne Zweifel die römischen Waffen in Bewegung geriethen; er führte aber sein Heer zuerst in die Grenzen der Olkader, (ein Volk jenseits des Iberus, das mehr auf Seite der Carthager, als in ihrer Botmäßigkeit war) damit es den Anschein gewinnen könne, als habe er nicht auf die Sagunter gezielt, sondern sei durch eine Reihe von Thatsachen in Besiegung der benachbarten Völkerschaften und Einverleibung derselben zu diesem Kriege gezogen worden.

(Aus dem 2. Kapitel des ersten Buches.)

Hanno spricht für den Frieden mit Rom.

Einleitung. Die Sagunter sehen den nahenden Krieg und verlangen durch Gesandte von Rom Hilfe. Während man zu Rom be-

rathschlagt, wird Sagunt von Hannibal scharf belagert, noch schärfer vertheidigt.

Livius erzählt:

Unterdessen wurde verkündet, daß von Rom Gesandte gekommen seien, denen von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt wurden, die sagen sollten, daß für sie weder ein sicherer Zugang unter den Waffen so vieler, so wilder Völkerschaften sei, noch daß Hannibal bei so schwieriger Sachlage sich damit befaßen kann, Gesandtschaften zu hören. Es lag am Tage, daß die nicht Zugelaßenen sofort nach Carthago gehen würden. Er schickte daher einen Brief und Boten zu den Führern der Barkinischen Parthei voraus, daß sie die Gemüther der Seinigen vorbereiteten, damit die andere Parthei nicht etwas zu Gunsten der Römer ausführen könnte. So war außer dem, daß die Gesandten nicht zugelaßen und gehört worden sind, auch ihre Gesandtschaft vergeblich und vereitelt. Der einzige Hanno führte gegen den Senat unter großem Stillschweigen und seines Ansehens wegen mit Beistimmung der Hörer die Sache des gebrochenen Bundes. „Bei den Göttern, den Richtern und Zeugen der Bündnisse habe er gemahnt und gewarnt, daß sie nicht den Sprößling Hamilkars zu dem Heere schickten, nicht die abgeschiedene Seele dieses Mannes und nicht sein Stamm können ruhig verbleiben, niemals, so lange jemand von dem Barkinischen Blute und Namen übrig sei, werden römische Bündnisse dauern. Einem von Begier nach Herrschaft brennenden Jüngling, der als einzigen Weg zu ihr sieht, wenn er aus Kriegen Kriege säete, und umgeben von Waffen und Legionen lebte, habt ihr, gleichsam dem Feuer seinen Stoff gewährend, zu den Heeren geschickt, ihr habt also diesen Brand genähret, an dem ihr nun brennet. Eure Heere belagern Sagunt, von dem sie durch das Bündnis ausgeschloßen sind, bald werden römische Legionen Carthago belagern, und dieselben Götter werden ihre Führer sein, durch welche sie im früheren Kriege die gebrochenen Bündnisse gerächt haben. Kennt ihr den Feind nicht oder euch nicht oder das Geschick beider Völker nicht? Gesandte, die von Bundesgenoßen und für Bundesgenoßen kamen, hat euer guter Feldherr nicht in das Lager gelaßen, er hat das Recht der Völker aufgehoben. Sie aber, nachdem sie von dort, wo nicht einmal Gesandtschaften der Feinde ausgeschloßen werden, zurückgestoßen waren, kommen zu euch und nehmen die Sache noch einmal von der Seite des Bündnisses auf: ein öffentlicher Treubruch sei ferne; den Urheber der Schuld, den des Verbrechens Schuldigen fordern sie. Je milder sie handeln, je zögernder sie anfangen, um desto hartnäckiger, wenn sie einmal angefangen haben, fürchte ich, werden sie wüthen. Stellt die Insel Ägate und Erice vor eure Augen, was ihr auf dem Lande und auf dem Meere durch vierundzwanzig Jahre erduldet h bt. Und nicht war damals dieser Knabe euer Feldherr, sondern sein Vater

Hamilkar selber, ein zweiter Mars, wie jene wollen. Aber damals hatten wir uns nicht von Tarent und Italien nach dem Bündnisse ferne gehalten, so wie wir uns jetzt nicht von Sagunt ferne halten, es siegten also die Götter und Menschen und das, worüber man mit Worten stritt, welches Volk das Bündnis gebrochen hätte: der Ausgang des Krieges wie ein gerechter Richter gab dem den Sieg, auf dessen Seite das Recht stand. An Carthago hat nun Hannibal die Sturmdächer und Thürme herangebracht; Carthago's Mauern erschüttert er nun mit dem Sturmbocke. Sagunts Trümmer, (wäre ich doch ein falscher Wahrsager) werden auf unsere Häupter hereinstürzen, und der mit den Saguntern begonnene Krieg ist mit den Römern zu führen. Sollen wir also den Hannibal ausliefern? wird irgend einer sagen: ich weiß, daß bei ihm mein Ansehen geringe ist, wegen der väterlichen Feindschaften, aber ich habe mich auch darum erfreut, daß Hamilkar zu Grunde gegangen ist, weil, wenn er noch lebte, wir schon Krieg mit den Römern hätten und diesen Jüngling, gleichsam die Furie und die Brandfackel dieses Krieges haße und verabscheue ich, nicht bloß auszuliefern ist er als Sühne für das gebrochene Bündnis, sondern wenn ihn niemand verlangt, abzuführen an die letzten Küsten des Meeres und der Länder, und dahin zu verbannen, woher weder Namen und Ruf von ihm zu uns dringen, noch er ungestört den Zustand der Stadt zu erschüttern vermöchte. Ich stimme aber so: man sende sogleich Gesandte nach Rom, die dem Senate Genugthuung leisten, andere, die dem Hannibal verkünden, daß er das Heer von Sagunt zurückziehe, den Hannibal selbst sollen sie dem Bündnisse gemäß an die Römer ausliefern, und eine dritte Gesandtschaft bestimme ich, den Saguntern Schadenersatz zu leisten." Als Hanno gesprochen hatte, war es für Niemanden aus allen nöthig, mit ihm durch eine Rede zu kämpfen, so sehr war beinahe der ganze Senat des Hannibal, und sie rügten, daß Hanno feindseliger gesprochen habe als Flaccus Valerius, der Gesandte der Römer. Geantwortet wurde den römischen Gesandten hierauf, der Krieg sei von den Saguntern aus entstanden, nicht von Hannibal, das römische Volk handle ungerecht, wenn es die Sagunter dem sehr alten Carthagischen Bündnisse vorziehe.

(Aus dem 3. Kapitel des ersten Buches.)

Rom erklärt den Krieg.

Einleitung. Als den Saguntern, die durch die schreckliche und lange Belagerung ermüdet waren, traurige Friedensbedingnisse angeboten wurden, zündeten die Vornehmsten ein Feuer auf dem Platze an, und stürzten sich mit allem ihren Gold und Silber in dasselbe. Durch einen Bruch in der Mauer erstürmte Hannibal die Stadt, es entstand

ein Blutbad, theils durch Kampf, theils dadurch, daß sich viele mit ihren Weibern und Kindern einschloßen, und die Häuser über sich verbrannten. Hannibal machte eine ungeheure Beute. Als die Römer die Zerstörung Sagunts erfuhren, ergriff die Stadt vielfältige Verwirrung, man rüstete Truppen zu Land und zur See, und schickte dann noch einmal Gesandte nach Rom.

Livius erzählt:

Nachdem man dieses so vorbereitet hatte, schickte man, damit alles, was gerecht ist, vor dem Kriege geschähe, ältere Gesandte, Q. Fabius, M. Livius, L. Ämilius, C. Licinius, Q. Bäbius nach Afrika um die Carthager zu fragen, ob Hannibal auf öffentlichen Beschluß Sagunt erobert habe, und um, wenn sie, was wahrscheinlich war, es geständen und vertheidigten, daß es durch öffentlichen Beschluß geschehen sei, dem carthagischen Volke den Krieg anzukündigen. Als die Römer nach Carthago gekommen waren und man ihnen einen Senat versammelt hatte, und als Q. Fabius nichts weiter als das eine, was ihm aufgegeben war, gefragt hatte: dann sagte einer der Vornehmen der Carthager: „Schon eure frühere Gesandtschaft o Römer, war eine eitle, da ihr den Hannibal, als habe er auf eigenen Beschluß Sagunt belagert, verlangtet. Im Uebrigen ist diese Gesandtschaft in den Worten wohl milder, in der Sache herber; denn damals wurde Hannibal sowohl angeklagt, als auch verlangt, nun wird von uns nicht nur das Geständnis der Schuld erpreßt, sondern auch gleichsam wie von Geständigen auf der Stelle Genugthuung gefordert. Ich aber glaube, daß nicht zu fragen ist, ob durch eigenen oder öffentlichen Entschluß Sagunt erobert worden ist, sondern ob mit Recht oder mit Unrecht; denn das ist unsere Frage und unser Vorgang gegen unsern Bürger, ob er auf unsern oder auf seinen Rathschluß gehandelt habe, mit euch ist der einzige Streit der, ob es vermöge des Bündnisses geschehen durfte. Weil es euch aber gefällt, daß unterschieden werde, was auf öffentlichen Rathschluß und was auf eigenes Gutdünken die Feldherrn thun; so besteht für uns und euch ein Bündnis von dem Consul Lutatius geschloßen, in welchem für die beiderseitigen Bundesgenoßen vorgesehen ist, für die Sagunter, (denn damals waren sie noch nicht einmal eure Bundesgenoßen) ist nichts vorgesehen. Aber in jenem Bündnisse, welches mit Hasdrubal geschloßen worden ist, wurden die Saguntер ausgenommen; wogegen ich nichts anders sagen will, als was ich von euch gelernt habe. Denn ihr habt über ein Bündnis, das der Consul Cajus Lutatius mit uns zu erst geschloßen hatte, weil es weder auf Ermächtigung des Senates, noch auf Befehl des Volkes geschloßen war, erklärt, daß ihr durch dasselbe nicht gebunden seid, daher man von neuem ein anderes Bündnis auf öffentliche Berathung schloß. Wenn euch eure Verträge nicht binden, wenn sie nicht entweder auf

Ermächtigung oder auf Befehl geschloßen sind, so kann auch uns der Vertrag des Hasdrubal nicht binden, den er ohne unser Vorwißen abgeschloßen hat. Darum hört auf von Sagunt und von dem Iberus zu reden, und was schon lange euer Geist brütet, gebäre er einmal." Dann machte der Römer aus seiner Toga eine Falte und sagte: „Hier tragen wir euch Krieg und Frieden, was euch von beiden gefällt, nehmt." Als auf dieses Wort nicht minder trotzig entgegen gerufen wurde, er möge geben was er wolle, und als er die Falte wieder fallen ließ und sagte, er gebe Krieg: antworteten sie, sie nehmen ihn alle an, und mit den Gemüthern, mit denen sie ihn angenommen haben, werden sie ihn auch führen.

(Aus dem 4. Kapitel des zweiten Buches.)

Die Schlacht am Trasimenischen See.

Einleitung. Hannibal erlaubte seinen Kriegern nach Hause zu gehen, um ihre Heimat zu sehen und befahl ihnen, bei Anbruch des Frühlings wieder da zu sein. Als sie zusammengekommen waren, bereitete er alles Nothwendige für einen sehr großen künftigen Krieg vor, legte nach Afrika Besatzungen, und ließ seinen Bruder Hasdrubal mit zahlreichen Truppen in Hispanien zurück. Hierauf ging er gegen den Iberus vor, und überschritt ihn und die Pyrenäen, nachdem er alle Völker rings herum unterworfen hatte. Er rückte nun in Gallien vor und unterwarf sich die Völkerschaften durch Kampf oder durch Geschenke. Er setzte über den Rhodanus und ging endlich in einem beschwerlichen und kunstreichen Marsche über die Alpen nach Italien. Am Ticinus stellten sich zuerst die Römer ihm unter dem Consul P. Scipio gegenüber und wurden geschlagen. An der Trebia war die zweite Schlacht, und die Römer wurden geschlagen. Hannibal drang nach Hetrurien vor. Am Trasimenischen See kam es mit dem römischen Consul Flaminius zur dritten Schlacht.

Livius erzählt sie in folgender Art:

Alles Land, welches zwischen der Stadt Cortona und dem Trasimenischen See liegt, verwüstet Hannibal mit allem Leidwesen des Krieges, um desto mehr den Zorn des Feindes zu erregen, daß dieser trachte, die Unbilden der Bundesgenoßen zu rächen. Und schon waren sie zu einem Platze gekommen, der zu einem Hinterhalte geschaffen war, wo am meisten die Cortonischen Berge sich dem Trasimenus nähren. Bloß ein sehr enger Weg ist zwischen beiden, gleichsam als hätte man absichtlich diesen Raum frei gelaßen; hierauf öffnet sich das Feld etwas weiter, und von da steigen Hügel an. In dieser Erweiterung schlug er das Lager, aber um sich daselbst bloß mit den Afrikanern und Hispa-

niern fest zu setzen, die Balearen und die übrige leicht bewaffnete Mannschaft führte er hinter die Berge. Die Reiter stellte er an den Schlund des Gebirges selber, wo sie von den Hügeln gut gedeckt waren, damit, wenn die Römer herein gedrungen wären, durch die hervor geworfene Reiterei alles zwischen dem See und den Bergen eingeschloßen wäre. Flaminius, da er am Tage vorher bei Untergang der Sonne an den See gekommen war, hatte am anderen Tage ohne Untersuchung bei kaum noch genugsam sicherem Lichte die Enge zurückgelegt. Nachdem der Zug anfieng, sich in das offene Feld auszudehnen, sah er bloß jenen Theil der Feinde, welcher gegenüber war. Hinter dem Rücken und über dem Haupte entwickelte sich der Hinterhalt. Als der Punier den Feind so hatte, wie er es wollte, von dem See und den Bergen eingeschloßen und von seinen Truppen umringt, gab er allen das Zeichen zum Angriffe. Diese liefen, wo es jedem am nächsten war, herab. Den Römern war die Sache um so mehr plötzlich und unerwartet, da ein Nebel, der aus dem See entstanden war, auf der Ebene dichter als auf den Bergen saß, und die Züge der Feinde, die sich aus mehreren Thälern hervor genugsam unter einander sahen, desto gleichzeitiger herab rannten. Die Römer merkten eher durch das von allen Seiten entstandene Geschrei, daß sie umringt seien, als sie es sahen, und man fieng eher an, gegen vorne und gegen die Flügel zu kämpfen, als die Schlachtordnung gestellt, die Waffen gerichtet, die Schwerter gezogen werden konnten. Der Consul war bei der Bestürzung aller, wie es ihm bei einer gefährlichen Sache zukam, vollkommen unerschrocken, er richtete die verwirrten und sich gegen das verschiedenartige Geschrei wendenden Reihen, so weit es Zeit und Ort gestattete, er ermahnte sie, wie er nur kann und befiehlt ihnen, zu stehen und zu kämpfen; „denn nicht durch Gelöbnisse und Anrufung der Götter, sondern durch Kraft und Mannheit könne man entrinnen, durch das Eisen entstehe ein Weg mitten durch die Schlachtordnungen, und je geringer die Furcht sei, desto geringer sei auch fast die Gefahr." Uebrigens konnte man vor Geräusch und Getöse weder einen Rath noch Befehl vernehmen und anstatt, daß der Soldat seine Zeichen und seine Reihe und seinen Platz erkannte, war der Geist nicht einmal fähig die Waffen zu ergreifen und für die Schlacht zu recht zu richten, und manche wurden durch deren Last mehr niedergedrückt als beschützt. Auch war bei einer so großen Dunkelheit der Gebrauch der Ohren größer als der der Augen, und gegen das Stöhnen der Verwundeten, den Stoß der Körper oder Waffen und das verworrene Geschrei der Tosenden und der Verzagenden wendeten sie rings die Angesichter und die Augen. Einige, welche flohen, geriethen in einen Ballen von Kämpfenden und blieben stecken, andere, welche in die Schlacht zurückkehrten, riß eine Schaar Fliehender hinweg. Als endlich nach allen Richtungen vergebliche Angriffe gemacht worden waren, und von den Seiten die Berge und der See, von vorne und vom Rücken die Schlachtreihen der Feinde einschloßen, so wurde es offenbar, daß

keine Hoffnung des Heiles sei als in der Rechten und im Eisen. Dann wurde ein jeder sich selber Führer, er wurde sich Ermahner, die Sache durchzufechten und es entstand von neuem wieder eine Schlacht, nicht jene geordnete, durch das erste, zweite und dritte Glied, noch daß vor dem Zeichen der Zeichenführer, hinter dem Zeichen die andere Schlachtreihe kämpfte, noch auch, daß der Soldat in seiner Legion, seiner Cohorte und Manipel war; der Zufall ballte sie zusammen, und der Muth gab jedem die Stelle vorn oder hinten zu kämpfen, und so groß war die Entbrennung der Gemüther, so sehr der Geist in die Schlacht gerißen, daß jenes Erdbeben, welches große Theile vieler Städte Italiens zerstörte, Flüße von ihrem reißenden Laufe abwendete, das Meer in die Flüße trieb und Berge in ungeheurem Sturze niederwarf, keiner der Kämpfenden gemerkt hatte. Drei Stunden ist beinahe gestritten worden und von allen Seiten mit Ingrimm, aber um den Consul war die Schlacht heftiger und feindseliger, ihm folgten auch de-Kräfte der Mannschaften, und er selbst brachte unverdrossen Hilfe, wenn er bemerkte, daß die Seinen auf was immer für einem Theile gedrängt seien und leiden, und obwohl er durch seine Waffen ausgezeichnet war, so drang er doch mit größter Kraft gegen den Feind, bis ein insubrischer Reiter (Dukario hieß er) sein Antlitz erkannte und zu seinen Landsleuten rief: „dieser ist der Consul, der unsere Legionen getödtet, der unsere Felder und unsere Stadt verwüstet hat; ich werde nun den geschiedenen Seelen unserer schmählich ermordeten Bürger dieses Opfer darbringen" und er spornte so sein Pferd, machte durch den dichtesten Schwarm der Feinde einen Angriff, und nachdem er zuerst den Waffenträger, der sich dem feindselig Eindringenden widersetzte, niedergestoßen hatte, durchbohrte er den Consul mit der Lanze. Als er ihn der Waffen berauben wollte, hielten ihn die Triarier mit vorgestreckten Schilden zurück. Da fieng zuerst zum größten Theile die Flucht an, und weder der See noch die Berge widerstanden der Angst; durch alle Hindernisse und Abstürze flohen sie wie Blinde; Waffen und Mannschaft wurden eines über das andere gestürzt, ein großer Theil gieng da, wo kein Platz zur Flucht war, durch die ersten Untiefen des Sumpfes in das Waßer, und sie vertieften sich in dasselbe, insoferne sie nur mit den Häuptern und Schultern hervorragen konnten; es gab auch solche, welche die unbesonnene Angst antrieb, durch Schwimmen die Flucht zu ergreifen, wodurch sie, wenn sie unerreichbar und hoffnungslos war, oder die Kräfte schwanden, in den Wirbeln versanken, oder, wo sie vergeblich sich beeilt hatten, mit höchster Mühe wieder rückwärts an das Land streben und dort von den Reitern der Feinde, die in das Waßer gedrungen waren, theilweise niedergehauen wurden.

Ungefähr sechstausend Mann, aus dem vordersten Zuge, welche durch die entgegenstehenden Feinde sich rüstig durchgehauen hatten, entrannen unkundig von Allem, was hinter ihnen geschehe, aus dem

Passe, und als sie sich auf einem Hügel aufgestellt hatten, konnten sie, da sie nur das Geschrei und den Schall der Waffen hörten, nicht wißen, noch wegen des Nebels sehen, was das Schicksal der Schlacht sei. Als die Lage bereits zum Unglücke gewendet war, und die Sonne wärmer ward und den Nebel zerstreute und den Tag geöffnet hatte, dann zeigten die Berge und die Felder bei schon hellem Lichte die verlorne Sache und die schmählich geschlagene Reihe der Römer. Damit man sie daher nicht von ferne sehen und Reiterei gegen sie senden möge, bargen sie hastig die Zeichen und rißen sich, so schnell sie nur konnten, von hinnen. Als am folgenden Tage zu allem Uebrigen noch der heißeste Hunger quälte, ergaben sie sich auf das Wort Maharbals, der ihnen mit allen Reiterschaaren in der Nacht gefolgt war, daß er sie, wenn sie die Waffen ausgeliefert hätten, jeden mit einem Kleide angethan, abziehen laßen wolle. Dieses Wort ist mit punischer Treue von Hannibal gehalten worden, alle wurden sie in Bande gelegt. Diese ist die berühmte Schlacht am Trasimenus, eine unter den wenigen aufgezeichneten Niederlagen des römischen Volkes: fünfzehn tausend Römer sind in der Schlacht getödtet worden, zehn tausend, welche die Flucht durch ganz Hetrurien zerstreut hatte, strebten auf verschiedenen Wegen gegen Rom. Tausend fünfhundert Feinde giengen in der Schlacht, viele von beiden Seiten noch nachher an ihren Wunden zu Grunde. Von anderen Geschichtschreibern wird eine vielfache Zahl von Getödteten auf beiden Seiten angegeben. Ich, da ich nichts aus dem Leeren Geschöpftes will, wozu die Gemüther der Schreibenden fast zu geneigt sind, hatte den Fabius, einen Zeitgenoßen dieses Krieges, als vorzüglichsten Gewährsmann. Hannibal entließ von den Gefangenen die des lateinischen Namens ohne Lösegeld, die Römer legte er in Bande. Als er die Körper der Seinen aus dem Haufen der über einander liegenden Feinde auszulesen und zu begraben befohlen hatte, ließ er auch den Körper des Consuls Flaminius der Bestattung wegen mit großer Sorgfalt suchen, fand ihn aber nicht.

(Aus dem 5. Kapitel des zweiten Buches.)

Eindruck dieser Schlacht in Rom.

Livius erzählt:

Als zu Rom die erste Nachricht von jener Niederlage eintraf, geschah mit ungeheurem Schrecken und Lärm ein Zusammenlauf des Volkes auf das Forum. Frauen schweiften durch die Straßen und fragten die Begegnenden, welche neue Niederlage gemeldet worden, oder was das Schicksal des Heeres sei, und da nach Art einer zahlreichen Volksversammlung die Menge sich gegen das Comitium und die Curie wendete, und nach den Obrigkeiten rief, sagte endlich nicht

lange vor Untergang der Sonne M. Pomponius, der Prätor: „Wir sind in einer großen Schlacht besiegt worden," und obwohl man nichts Genaueres von ihm gehört hatte, so wurde doch einer von dem anderen mit Gerüchten überhäuft, und sie brachten nach Hause, der Consul sei mit einem großen Theile der Truppen getödtet, es seien wenige übrig, die entweder hier und da auf der Flucht durch Herturien zerstreut oder vom Feinde gefangen sind. So viele Zufälle es für das besiegte Heer gab, in so viel Sorgen waren die Gemüther derer gespalten, deren Angehörige unter dem Consul Flaminius gedient hatten, da sie nicht wußten, was das Schicksal eines jeden der Ihrigen wäre. Niemand hatte etwas hinreichend Gewisses, was er hoffen oder fürchten sollte. Am folgenden Tage und mehrere Tage nach einander stand an den Thoren eine Menge von fast noch mehr Frauen als Männern, entweder einen der Ihrigen oder Boten von ihnen erwartend. Sie umringten die Ankömmlinge und fragten, und sie konnten, wie es sonst nur immer bei Bekannten geschieht, nicht losgerißen werden, bis sie alles nach der Reihe erforscht hatten. Hierauf hätte man die verschiedenen Mienen von denen, die von dem Boten weggiengen, erblicken können, je nachdem entweder freudiges oder trauriges verkündigt worden war, und im Nachhausegehen umringten sie Glückwünschende oder Tröstende. Bei Frauen war besonders sowohl die Freude als auch die Trauer hervorragend. Eine soll an dem Thore selber, als plötzlich ihr Sohn wohlbehalten daher kam, bei dem Anblicke desselben gestorben sein. Eine andere, welcher der Tod ihres Sohnes fälschlich berichtet worden war, sei, da sie traurig zu Hause saß, bei dem ersten Anblicke des zurückkehrenden Sohnes vor zu großer Freude entseelt worden. Den Senat hielten die Prätoren durch einige Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne in der Curie zurück, berathend, unter welchem Führer und mit welchen Truppen den siegreichen Puniern Widerstand geleistet werden könnte.

(Aus dem 16. Kapitel des 10. Buches.)

Abschied Hannibals von Italien.

Einleitung. Nach der Schlacht am Trasimenus wählte das Volk den Q. Fabius Maximus zum Prodictator, welcher gegen Hannibal den Plan einhielt, sich in keine Gelegenheit zur Schlacht bringen zu laßen, wodurch er das Heer Hannibals langsam aufzureiben hoffte, nach welchem Verfahren er den Namen „Zauderer" erhielt. Das Volk ließ sich dieses Verfahren verdächtig machen, und sandte an Fabius Stelle die zwei Consuln L. Ämilius Paulus und C. Terentius Varro gegen Hannibal, welche abwechselnd jeder um den andern Tag den Oberbefehl führen sollten. L. Ä. Paulus folgte der Schule des Fabius, Varro wünschte schnelle Entscheidung. Daher ord-

riete er an einem Tage, an dem er den Oberbefehl hatte, bei Cannae im südl. Italien die Schlacht, und die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage. Vierzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend sieben hundert Mann zu Pferd sollen nach Livius getödtet worden sein, darunter sehr viele Senatoren und edle Römer. Man fürchtete den Fall Roms. Hannibal gieng aber nach dieser Schlacht nicht nach Rom, sondern nach Apulien. Eine lange Reihe von Jahren behauptete sich Hannibal noch in Italien, allein seine Gegner im Senate von Carthago erhielten nach und nach das Uebergewicht, Carthago ließ ihn ohne Unterstützung und rief ihn endlich von Italien, wo er sich sechszehn Jahre behauptet hatte, gegen den nach Afrika übergeschifften Consul Scipio ab. Ebenso riefen die Carthager ihr Heer aus Hispanien, das Mago befehligte, zurück.

Livius erzählt:

Von Hannibal wurde nichts weiter mehr in Italien vollführt; denn auch zu ihm kamen Gesandte von Carthago, die ihn nach Afrika riefen; und zwar zufällig beinahe in denselben Tagen wie zu Mago. Knirschend und seufzend und sich kaum der Thränen enthaltend soll er die Worte der Gesandten angehört haben. Als der Befehl ausgegeben war, sagte er: „Nicht mehr versteckt, sondern offen rufen mich die zurück, welche mich dadurch, daß sie die Ergänzungs-Mannschaft und das Geld zu senden verhinderten, schon lange zurück gezogen haben. Den Hannibal besiegt also nicht das römische Volk, das so oft geschlagen und in die Flucht getrieben worden ist, sondern der Carthagische Senat durch Mißgunst und Neid, und über die Schmählichkeit meiner Rückkehr wird sowohl P. Scipio jubeln und sich erheben, als auch Hanno, der unser Haus, weil er es auf eine andere Weise nicht konnte, durch den Sturz von Carthago zu Grunde richtet." Weil er im Geiste dieses Ereignis schon geahnet hatte, hatte er die Schiffe schon in Bereitschaft gerichtet. Eine unverläßliche Schaar von Soldaten sandte er unter dem Scheine einer Besatzung in die Städte von Bruttium, die, in geringer Zahl, mehr durch Furcht, als durch Treue zusammengehalten wurden, viele von italischer Abkunft, welche sich weigerten, nach Afrika zu folgen, und in den Tempel der Juno Lacinia sich geflüchtet hatten, der bis zu diesem Tage unentweiht war, ließ er in dem Tempel selber schmählich tödten, und den Kern der Truppen zog er nach Afrika. Selten, geht die Sage, ist irgend ein anderer, der wegen Verbannung sein Vaterland verließ, trauriger fortgegangen als Hannibal, der sich von dem Lande der Feinde entfernte; oft soll er auf die Ufer von Italien zurück gesehen haben, Götter und Menschen anklagend und sich und sein unglückseliges Haupt, daß er die von dem Cannensischen Siege noch blutigen Soldaten nicht nach Rom geführt habe. Scipio hätte es gewagt, nach Afrika zu gehen,

welcher als Consul den punischen Feind in Italien nicht gesehen hätte er aber, nachdem er hunderttausend Krieger am Trasimen und bei Cannä getödtet habe, sei um Casilinum und Cannä und Nola gealtert." Unter solchen Vorwürfen und Klagen ist er von dem langen Besitze Italiens fortgeführt worden.

Nach Innen.

Aus der heiligen Schrift des alten Testamentes.

(Uebersetzung von Joseph Franz Allioli.)

1.

Lobgesang Mosis.

Aus dem 2. Buche Mosis, 15. Kapitel.

Laßet uns singen dem Herrn: denn glorreich ward er verherrlicht, Rosse und Reiter warf er in's Meer. Meine Stärke und mein Lob ist der Herr; denn er ward mir zum Heile: er ist mein Gott, ihn will ich preisen: der Gott meines Vaters, ihn will ich erheben. Der Herr ist wie ein streitbarer Mann, Allmächtiger ist sein Name. Die Wagen Pharaos und sein Heer warf er in's Meer: seine auserlesenen Fürsten versanken im rothen Meer. Abgründe deckten sie, zu Grunde sanken sie wie ein Stein. Deine Rechte, o Herr, ward verherrlicht in Kraft: deine Rechte, o Herr, schlug den Feind. In der Fülle deiner Herrlichkeit stürztest du deine Feinde: ließest aus deinen Zorn, der sie wegfraß wie Stoppeln. Und durch den Hauch deines Grimmes thürmten sich auf die Gewäßer: die fließende Welle stand still, die Fluthen thürmten sich mitten im Meer. Der Feind sprach: ich will nachjagen, und sie ergreifen, will Beute austheilen, und meinen Muth an ihnen kühlen: will ziehen mein Schwert, sie tödten mit meiner Hand. Da wehete dein Hauch und es deckte sie das Meer: sie sanken wie Blei in den gewaltigen Waßern. Wer ist dir gleich unter den Starken, o Herr? Wer dir gleich, so herrlich in Heiligkeit, so furchtbar und preiswürdig, so wunderthätig? Du strecktest deine Hand aus, und die Erde verschlang sie. Ein Führer warst du in deiner Barmherzigkeit dem Volke, das du erlöset, und führtest es in deiner Stärke zu deiner heiligen Wohnung. Es erhoben sich die Völker und zürneten: es schmerzte die Bewohner Philistäas. Bestürzt wurden die Fürsten Edoms, die Starken Moabs faßte Schrecken: vor Furcht erstarreten alle Bewohner Chanaans. Es falle auf sie Furcht und Schrecken in der Kraft deines Armes: erstarren mögen sie wie Steine, bis hindurchgezogen dein Volk, o Herr, bis hindurchgezogen dieß dein Volk, das du erworben. Du wirst sie heimführen, und pflanzen auf den Berg deines Erbes, in deine überfeste Wohnung, die du o Herr dir bereitet: es ist dein Heiligthum, das gefestigt deine Hände. Der Herr wird herrschen ewig und immerdar.

2.

Mosis Segen und Fluch.

(Aus dem 5. Buche Mosis im 28. und 30. Kapitel.)

Wenn du aber die Stimme des Herrn, deines Gottes, hörest, daß du alle seine Gebote thuest und haltest, die ich dir heute gebiete, so wird dich der Herr, dein Gott, höher denn alle Völker machen, die auf Erden sind. Und es werden über dich kommen alle diese Segnungen, und dich treffen, wenn du nur seinen Geboten gehorchest.

Gesegnet wirst du sein in der Stadt, und gesegnet auf dem Felde. Gesegnet die Frucht deines Landes, und die Frucht deines Viehes, und die Heerden deiner Rinder und die Ställe deiner Schafe. Gesegnet deine Scheunen, und gesegnet dein Vorrath. Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehest, und wenn du ausgehest. Deine Feinde, so sie sich erheben wider dich, wird der Herr zum Falle geben vor dir: auf einem Wege werden sie wider dich kommen, und auf sieben Wegen werden sie vor dir fliehen. Der Herr wird dich zum heiligen Volke für sich erwecken, wie er dir geschworen: wenn du die Gebote des Herrn, deines Gottes hältst, und in seinen Wegen wandelst. Und alle Völker der Erde werden sehen, daß der Name des Herrn über dir angerufen worden, und werden dich fürchten.

Wenn du aber nicht hören willst die Stimme des Herrn, deines Gottes, um zu thun und zu halten alle seine Gebote und Vorschriften, die ich dir heute gebiete, so werden alle Flüche über dich kommen, und dich treffen.

Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Felde. Verflucht deine Scheune, und verflucht dein Vorrath. Verflucht die Frucht deines Landes, die Heerden deiner Rinder, und die Heerden deiner Schafe. Verflucht wirst du sein, wenn du eingehest, und verflucht, wenn du ausgehest. Hunger und Kummer wird der Herr über dich senden und Zorn über alle deine Werke, die du thuest: bis er dich aufreibet, und schnell vertilget, um all' deiner bösen Werke willen, in denen du mich verlaßen. Und der Herr wird die Pest noch hinzuthun, bis er dich vertilget aus dem Lande, in das du ziehest, es zu besitzen. Schlagen wird dich der Herr mit Armuth und Fieber, und Kälte, und Hitze und Dürre, und giftiger Luft und Getreidebrand, und wird dich verfolgen, bis du umkommst. Der Himmel über dir wird ehern sein: und die Erde, die du trittst, eisern. Statt Regen wird der Herr deinem Lande Staub geben, und Asche wird über dich vom Himmel kommen, bis du vertilgt bist: zum Falle wird dich der Herr geben vor deinen Feinden: auf Einem Wege wirst du gegen sie ausziehen, und auf sieben vor ihnen fliehen, und du wirst zerstreuet werden in alle Reiche der Erde: und dein Leichnam wird zur Speise sein allen Vögeln des Himmels und den Thieren der Erde, und wird niemand sein, der sie wegscheuchet.

Und es werden über dich alle diese Flüche kommen, und werden dich verfolgen und dich treffen bis du umkommst: weil du der Stimme des Herrn, deines Gottes, nicht gehorchet, noch seine Gebote und Vorschriften gehalten, die er dir geboten.

Und das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist nicht über dir, oder ferne von dir, oder im Himmel befindlich, daß du sagen möchtest: Wer von uns kann in den Himmel steigen, um es uns herabzubringen, daß wir es hören, und im Werke erfüllen? Auch ist es nicht über dem Meere, daß du vorwändest und sagtest: Wer von uns kann über das Meer fahren, und es uns herüberholen, daß wir es hören mögen, und thun, was es gebietet? sondern das Wort ist dir sehr nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuest.

Zu Zeugen rufe ich heute Himmel und Erde, daß ich euch vorgeleget Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben, auf daß du lebest, du und deine Nachkommen.

3.

Job's Klage.

(Aus dem Buche Job, 30. und 31. Kapitel.)

Nun lachen meiner, die jünger sind an Jahren, deren Väter ich nicht werth hielt, sie zu den Hunden meiner Heerde zu stellen: deren Hände Kraft ich für nichts hielt, und die sogar des Lebens nicht werth erachtet wurden: die, vor Hunger und Armuth vertrocknet, in der Wüste nagten, von Jammer und Elend strotzend: und Kräuter und Baumrinden aßen, und Wachholderwurzel zu ihrer Speise hatten: die aus den Thälern dieses raubten, und wenn sie eines nach dem andern gefunden, mit Geschrei dazu liefen. An grausen Bächen wohnten sie, und in den Löchern der Erde oder auf Gestein: die an solchen Dingen sich erfreuten, und unter Dornen zu sein für eine Lust hielten: die Kinder von Thoren und Ehrlosen, die nimmermehr sich sehen ließen im Lande. Nun bin ich zu ihrem Liede geworden, zum Sprichworte ihnen gemacht. Sie verabscheuen mich, und fliehen weit von mir, und scheuen sich nicht, in mein Angesicht zu speien: denn er hat seinen Köcher geöffnet, und mir Leid's gethan, und einen Zaum in meinen Mund gelegt.

Als ich recht emporgekommen, erhoben sich plötzlich meine Leiden, stießen aus meine Füße, und kamen über mich auf ihren Wegen wie Meeresfluthen. Sie zerstörten meine Pfade, legten mir Hinterhalt, und übermochten, und war niemand der Hilfe brachte. Wie durch eine zerrißene Mauer und eine offene Thüre, brachen sie herein über mich, und wälzten sich her zu meinem Elende. Ich bin zu nichts geworden, wie der Wind hast du weggenommen mein Verlangen: und wie eine Wolke ist hinweggeschwunden mein Glück. Und nun erschlafft meine Seele in mir selbst, und die Tage der Trübsal nehmen mich in Besitz. Nachts durchbohren Schmerzen mein Gebein; und die mich

nagen, schlummern nicht. Durch ihre Menge zehret sich auf mein Gewand, und wie des Rockes Brusttheil umgürteten sie mich. Ich bin dem Kothe verglichen, und gleich gehalten wie Staub und Asche. Ich rufe zu dir, und du erhörest mich nicht: ich stehe, und du siehst mich nicht an. Du bist mir verwandelt in einen Grausamen, und befeindest mich mit der Härte deiner Hand. Du hobest mich, und schleudertest mich weg, wie auf den Wind gesetzt, kräftiglich. Ich weiß, daß du dem Tode mich übergibst, wo allen Lebendigen ein Haus bestellet ist. Aber nicht zu ihrer Vernichtung streckest du aus deine Hand: und wenn sie fallen, so wirst du selber helfen!

Vormals weinte ich über den, der betrübt war, und meine Seele trug Mitleiden mit dem Armen. Ich wartete des Guten, und es kam mir das Böse: ich harrte auf Licht, und Finsternis brach hervor. Meine Eingeweide kochen ohne alle Rast, die Tage der Trübsal ereilten mich. Meine Haut ist schwarz geworden an mir, und meine Gebeine sind verdorret vor Gluth. Meine Harfe ist zur Klage geworden, und meine Pfeife zur Stimme der Weinenden.

Gebühret nicht Verderben dem Bösen, und Entfremdung denen, die Ungerechtigkeit thun? Siehet er nicht meine Wege und zählet er nicht alle meine Schritte? Wenn ich in Eitelkeit gewandelt, und mein Fuß zum Betrug geeilt: so wäg er mich auf gerechter Wage, und Gott erkenne meine Einfalt. Wenn ein Schritt aus dem Wege gewichen, und wenn mein Herz meinen Augen gefolgt, und wenn ein Schandfleck an meinen Händen geklebt: so eß ein anderer, was ich gesäet, und mein Geschlecht werd' entwurzelt! Hab' ich verschmähet, zum Gerichte zu gehen mit meinem Knechte und meiner Magd, wenn sie Klage führten wider mich? Denn was thät ich, wenn sich Gott erhübe zum Gerichte, und wenn er fragte, was sollt' ich ihm antworten? Wenn ich den Armen versagt, was sie begehrten, und schmachten ließ die Augen der Wittwe: wenn ich meinen Bißen allein gegeßen, und die Waise nicht gegeßen davon: wenn ich den verachtet, der umkam, weil er kein Gewand hatte, und den Armen ohne Decke: wenn ich nicht segnete seine Lenden, und er nicht warm ward von den Fellen meiner Schafe: wenn ich über eine Waise meine Hand aufhob, auch da ich mich überlegen sah im Thore: so falle meine Schulter aus ihrer Fügung, und mein Arm breche in seinem Gebein. Denn wie Fluthen, die über mir anschwellen, fürchtete ich immer Gott, und sein Gewicht konnt ich nicht tragen. Hab ich in Gold meine Kraft gesetzt, und zum gelben Erz gesagt: Meine Zuversicht bist du? Hab ich über die Menge meiner Reichthümer mich gefreuet, und daß meine Hand sehr viel erworben? Hab ich zur Sonne geschauet, da sie leuchtete, und zum Monde, da er einher schritt in seiner Klarheit? und hat sich im Stillen gefreuet mein Herz, und küßte ich meine Hand mit meinem Munde: was eine sehr große Missethat ist, und eine Verläugnung Gottes des Allerhöchsten. Hab' ich mich gefreuet über den

Untergang dessen, der mich haßte, und frohlockte ich, daß ihn Unglück getroffen? Denn zu sündigen gab ich nicht meine Kehle, daß ich ihm fluchend den Tod wünschte. Sprachen nicht die Männer meines Zeltes: Wer gibt uns von seinem Fleische, um satt zu werden? Draußen blieb kein Fremdling, meine Thür war offen dem Wanderer. Verhehlte ich nach Menschenart meine Sünde, und barg ich in meinem Busen meine Missethat? War ich erschrocken vor übergroßer Menge, und schreckte mich die Verachtung meiner Verwandten; schwieg ich nicht vielmehr, und gieng ich nicht zur Thür aus?

Wer gibt mir einen Verhörer? Daß der Allmächtige mein Verlangen höre, und er selber, der urtheilet, das Buch schreibe! Daß ich's trage auf meiner Schulter, und wie eine Krone es mir umbinde. Von Schritt zu Schritt will ich es hersagen, und wie einem Fürsten es ihm vorbringen. Wenn mein Land wider mich schreit, und mit ihm weinen seine Furchen: wenn ich seine Frucht gegeßen ohne Zahlung, und die Seele seiner Ackerleute betrübt habe; so sollen mir Disteln statt Korn wachsen, und Dörner statt Gerste. So enden die Worte Job's.

4.

Antwort Gottes auf Job's Klage.

(Aus dem Buche Job, 38. und 39. Kapitel.)

Aber der Herr antwortete Job aus einem Wetter und sprach: Wer ist's, der mit ungeschickten Reden die Entscheidung verhüllt? Gürte deine Lenden wie ein Mann: ich will dich fragen, antworte mir!

Wo warest du, als ich die Gründe der Erde legte? Sag mir das, wenn du Verstand hast. Wer hat ihre Maße gesetzt, wenn du's weißt, oder wer hat die Schnur über sie gezogen? Worauf sind ihre Fußgestelle befestigt, oder wer hat ihren Eckstein eingesenkt: da mich die Morgensterne allzumal lobten und alle Kinder Gottes jauchzeten? Wer verschloß mit Thoren das Meer, da es hervorbrach? Als ich ihm Wolken zum Kleide gab und es in Dunkel einwickelte wie ein Kind in Windeln? Mit meinen Schranken umgab ich's und setzte ihm Riegel und Thore, und sprach: Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter gehen, und hier deine angeschwollenen Wogen zerbrechen. Hast du je nach deiner Geburt dem Morgen geboten, und der Morgenröthe ihren Ort gezeigt? Und faßtest du rüttelnd die Säume der Erde, und schütteltest die Gottlosen heraus, daß sie wie Siegelthon wiedergeformt werde, und da stehe wie ein Kleid, daß den Gottlosen ihr Licht genommen, und der hohe Arm gebrochen werde. Bist du gegangen in die Tiefen des Meeres, und gewandelt im Aeußersten des Abgrunds? Sind dir geöffnet die Pforten des Todes, hast du gesehen die finstern Thore? Hast du erschauet der Erde Breite? Sag mir's, wenn du all das weißt! Welches der Weg, darauf das Licht wohnet, welches

der Finsternis Stätte sei; damit du ein jegliches an seine Gränze führen, und die Pfade wißest zu seinem Hause! Wußtest du damals, daß du solltest geboren werden, und kanntest du die Zahl deiner Tage? Bist du in die Schätze des Schnees gegangen, oder sahest du die Schätze des Hagels? Die ich zubereitet auf Feindes Zeiten, auf den Tag des Streites und Krieges? Auf welchem Wege streuet sich das Licht aus, wie wird die Hitze vertheilet auf Erden? Wer gab dem heftigen Gußregen den Lauf, und dem schallenden Donner den Weg, daß es regnet auf Land ohne Menschen in der Wüste, wo kein Sterblicher wohnet, um zu sättigen das Weglose und Wüste, und hervorzubringen grünende Kräuter? Wer ist des Regens Vater? oder wer erzeugte des Thaues Tropfen? Aus wessen Leibe ist gegangen das Eis? und den Frost vom Himmel, wer gebar ihn? Wie Steine werden gehärtet die Waßer, und die Fläche der Tiefe wird gefeßelt. Kannst du zusammenbinden das Glanz-Gestirn, die Pleiaden, oder kannst du lösen die Feßel des Wagens? Führest du den Morgenstern hervor zu seiner Zeit, und machst du den Abendstern heraufkommen über die Kinder der Erde? Kennst du die Ordnung des Himmels, und setzest du ihm Regel auf Erden? Kannst du in der Wolke hochführen deine Stimme, und wird der Waßer Gewalt dich bedecken? Sendest du die Blitze, und gehen sie, und sagen sie zu dir, wenn sie zurückkommen: Hier sind wir? Wer legte Weisheit in des Menschen Inneres, oder wer gab dem Hahne Verstand? Wer erzählet die Regel des Himmels, und den Zusammenklang des Himmels, wer schläfert ihn ein? Wann schmolz der Staub zur Erde zusammen, und klebten die Schollen aneinander?

Wirst du Beute der Löwin erjagen, und die Gier ihrer Jungen sättigen, wenn sie liegen in den Höhlen, und lauern in den Löchern? Wer bereitet dem Raben seine Speise, wenn seine Jungen zu Gott schreien, und unstät sind, dieweil sie nicht zu eßen haben? Wer ließ den Waldesel frei, und wer löste seine Bande? Dem ich die Wüste gab zum Hause, und das salzige Land zu seinem Zelte. Er verachtet das Getümmel der Stadt, und höret nicht die Stimme des Treibers. Er siehet sich um nach den Bergen seiner Weide, und spüret nach allem Grünen. Willigt das Nashorn dir zu dienen, oder weilet es bei deiner Krippe? Kannst du das Nashorn zum Pflügen an dein Seil binden? oder wird es hinter dir her der Furchen Schollen zerschlagen? Kannst du dich verlaßen auf seine große Stärke, und ihm überlaßen deine Arbeit? Magst du ihm trauen, daß es dir wiederbringe den Saamen, und ihn einsammle auf deine Tenne? Des Straußen Federn sind den Federn des Storches und Habichts gleich? Wenn er seine Eier auf der Erde läßt, erwärmst du sie etwa im Staube? Er vergißt, daß sie der Fuß zertritt, oder das Wild des Waldes zermalmt. Er ist hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht sein; umsonst hat er sich

gemühet, keine Furcht dränget ihn. Denn Gott hat ihm die Weisheit genommen, und gab ihm keinen Verstand. Ist's aber Zeit, und richtet er empor seine Fittige, so lacht er des Rosses und seines Reiters. Kannst du Stärke dem Rosse geben, und mit Wiehern seinen Hals umkleiden? Kannst du's aufspringen machen wie die Heuschrecken? Die Pracht seines Schnaubens, wie schrecklich! Es scharret den Boden mit dem Hufe, hüpft muthig auf, ziehet den Gewappneten entgegen: verachtet die Furcht, und weicht dem Schwerte nicht aus. Auf ihm klirret der Köcher, blitzet Spieß und Schild. Wüthend und tobend verschlingt es das Feld, und achtets nicht, wenn der Posaunen Schall klinget. Hört es die Trompete, so sprichts: Hui! Aus der Ferne riecht es den Streit, der Führer Rufen und des Heeres Geschrei! Fiedert sich der Habicht durch deine Weisheit, wenn er seine Flügel ausbreitet gegen Süden? Erhebt sich auf dein Geheiß der Adler, und bauet sein Nest in der Höh? Auf Felsen bleibet er, und weilet auf jähen Spitzen und auf unzugänglichen Klippen. Von dannen spähet er nach Speise, und in die Ferne schauen seine Augen, seine Jungen schlürfen Blut, und wo ein Aas ist, da ist er alsbald auch.

Und der Herr redete weiter und sprach zu Job: Ist, der mit Gott rechtet, so leicht beschwichtigt? Wahrlich! wer Gott tadelt, soll ihm auch antworten!

Und Job antwortete dem Herrn und sprach: Da ich leichtfertig geredet, was kann ich antworten? Ich will meine Hand auf meinen Mund legen. Eines sprach ich, hätt' ich's doch nicht gesagt! und ein anderes, ich will's nimmer thun!

5.

Verkündigung der Zerstörung Jerusalems durch Nabuchodonosor.

(Aus Jeremias 4. und 8. Kapitel.)

Ich bringe ein Unglück herbei um Mitternacht und eine große Verwüstung.

Es steigt herauf der Löwe aus seinem Lager, und der Völkerplünderer macht sich auf: er zieht aus von seinem Ort, dein Land zur Einöde zu machen: deine Städte werden verwüstet, daß niemand darin wohnet. Siehe, er steigt herauf wie eine Wolke, und wie ein Sturmwind sind seine Wagen: schneller sind seine Rosse denn Adler. Weh uns, denn wir werden verwüstet. Denn es kommt ein Geschrei von Dan her: vom Berge Ephraim verkündet man den Abgott. Meine Seele hört der Posaune Hall, das Schlachtgeschrei. Man ruft Verderben über Verderben, das ganze Land wird verwüstet: plötzlich sind verwüstet meine Zelte, unversehens meine Zeltdecken! Wie lange soll ich nach den Fliehenden sehen, hören den Hall der Posaune? Vor der Reiter und Bogenschützen-Getümmel fliehen alle Städte, ziehen in hohe Orte, besteigen die Felsen:

alle Städte sind verlaßen und wohnet darin kein Mensch. Und du, Zerstörte, was wirst du machen? Kleidest du dich auch mit Purpur, schmückest du dich mit goldnen Kleinoden, schmückest du deine Augen mit Schminke, so zierest du dich doch vergeblich. Denn eine Stimme höre ich und Angstgeschrei: die Tochter Sions breitet aus ihre Hände, und rufet in Sterbens-Nöthen: Weh mir, denn meine Seele vergehet um der Erschlagenen willen.

Zu derselben Zeit, spricht der Herr, wird man die Gebeine der Könige von Juda, und die Gebeine seiner Fürsten, und die Gebeine der Priester, und die Gebeine der Propheten, und die Gebeine der Einwohner von Jerusalem aus ihren Gräbern werfen, und sie hinstreuen unter die Sonne und den Mond und das ganze Heer des Himmels, welche sie geliebet, und denen sie gedienet, denen sie nachgegangen, und die sie aufgesucht und angebetet haben: sie sollen nicht wieder aufgelesen und begraben werden, sondern zu Koth auf dem Erdboden werden. Und alle, die übrig bleiben werden von diesem bösen Geschlecht in allen verlaßenen Orten, dahin ich sie verstoßen, werden lieber sterben als am Leben bleiben, spricht der Herr der Heerschaaren.

6.
Klage über die Zerstörung Jerusalems.
(Aus Jeremias 9. Kapitel.)

Wer gibt meinem Haupte Waßer, und meinen Augen eine Thränen-Quelle, daß ich Tag und Nacht beweine die Erschlagenen der Tochter meines Volkes? Wer gibt mir eine Herberge, wie die der Wanderer in der Wüste, daß ich mein Volk verlaße und von ihnen wegziehe? Ueber die Berge will ich weinen und heulen, und über die Weiden der Wüste klagen, denn sie sind verbrannt; niemand wandelt mehr hindurch, und des Besitzers Stimme höret man nicht: alles ist ausgewandert und weggezogen, die Vögel des Himmels und alles Vieh. Denn ich will Jerusalem zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung machen, und will die Städte Judas wüste machen, so daß niemand darin wohnet. So spricht der Herr der Heerschaaren, der Gott Israels: Sehet euch um, und bestellet die Klageweiber, daß sie kommen, und sendet nach den klugen Frauen, daß sie eilen: daß sie eilends kommen, und uns beklagen, daß unsere Augen Thränen geben und unsere Wimpern von Waßer fließen; denn eine Stimme des Klagens höret man zu Sion: Wie sind wir verwüstet, und gar sehr zu Schanden worden: denn wir mußten das Land räumen, und unsere Hütten sind niedergeworfen. Höret also, ihr Weiber, das Wort des Herrn, laßt eure Ohren vernehmen das Wort seines Mundes: lehret klagen eure Töchter, die Eine lehre weinen die Andere: denn der Tod ist durch unsere Fenster gestiegen, in unsere Häuser gekommen, um wegzuraffen die Kinder von

der Gaße, die Jünglinge von den Straßen. Der Menschen Leichname werden wie Koth auf dem Erdboden liegen, und wie Gras hinter dem, der es mähet, ohne daß einer es sammle.

7.
Klagelied über Jerusalem.

(Aus den Klageliedern Jeremias 1. Kapitel.)

Wie sitzet einsam die Stadt, die so volkreiche: wie eine Wittwe ist sie geworden, die Herrin der Völker, die Fürstin der Länder ist zinsbar worden! Sie weinet des Nachts ohne Aufhören, und ihre Thränen laufen ihr über die Wangen: keiner tröstet sie von allen ihren Lieben, alle ihre Freunde verachten sie, und sind ihre Feinde worden. Die Wege nach Sion trauern, weil niemand zum Feste kommt: alle ihre Thore sind zerstört: ihre Priester seufzen, ihre Jungfrauen sind ohne Schmuck, und sie selbst ist von Bitterkeit überwältigt, die Feinde sind ihr Haupt, ihre Widersacher reich geworden; denn der Herr hat wider sie geredet um der Menge ihrer Missethaten willen: ihre Kindlein wurden in die Gefangenschaft geführt vor dem Peiniger her. Hinweg ist von der Tochter Sions all ihr Schmuck, ihre Fürsten sind geworden wie die Widder, die keine Weide finden und kraftlos abziehen vor dem Verfolger her. Schwer hat Jerusalem gesündigt, darum ist sie unstät worden, alle, die sie ehreten, verachten sie; denn sie sehen ihre Schmach: und sie wendet sich seufzend rücklings. Seine Hand legte der Feind an alles, was sie Erwünschliches hat, denn sie sieht eingedrungen in ihr Heiligthum die Heiden, von denen du geboten, daß sie nicht kommen sollten in deine Gemeine. All ihr Volk seufzet, und suchet nach Brod: sie geben all ihr Kostbares um Speise, sich zu erquicken. Siehe Herr, und schaue, wie unwerth ich geworden! O ihr alle, die ihr vorüber geht am Wege, gebet acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze: denn der Herr hat Weinlese an mir gehalten, wie er beschloßen am Tage seines grimmigen Zornes. Aus der Höhe sandte er Feuer in meine Gebeine, und züchtigte mich; er breitete ein Netz aus unter meinen Füßen, und kehrte mich rücklings: nahm mir allen Trost, und zähmte mich auch durch Trauer den ganzen Tag. Es drücket mich nieder meiner Missethaten Joch: seine Hand hat sie geflochten, und gelegt auf meinen Hals, meine Kraft ist geschwächt: es gab mich der Herr in eine Hand, wider die ich nicht aufkommen kann. Weggenommen hat der Herr alle meine Herrlichen aus meiner Mitte: ausgerufen ein Fest wider mich, meine Auserlesenen zu vertilgen: die Kelter trat der Herr über der Jungfrau, der Tochter Judas. Darum weine ich, und meine Augen geben Waßer; denn der Tröster, der mich wieder belebet, ist fern von mir: umgekommen sind meine Kinder, weil der Feind übermochte. Sion strecket ihre Hände aus; aber niemand ist, der sie tröstet. Der

Herr hat wider Jakob dessen Feinde befehligt rings um ihn her. Gerecht ist der Herr; denn ich reizte ihn zum Zorne: höret doch all ihr Völker, und sehet meinen Schmerz: meine Jungfrauen und meine Jünglinge zogen hart in die Gefangenschaft. Ich rief meine Freunde, aber die betrogen mich: meine Priester und meine Aeltesten verschmachteten in der Stadt, da sie sich Speise suchten, sich zu erholen. Siehe Herr, wie ich geängstiget bin, mein Innerstes bebt, mein Herz wendet sich um in mir selbst, denn ich bin des Bittern voll: draußen mordet das Schwert, und daheim desgleichen der Tod. Man höret, daß ich seufze, aber niemand ist, der mich tröstet; alle meine Feinde hören mein Unglück, freuen sich, daß du es gethan; doch du bringest den Tag des Trostes und sie werden mir gleich.

8.

Weissagung der Rückkehr aus der Gefangenschaft.

(Aus Ezechiel 37. Kapitel.)

Die Hand des Herrn kam über mich, und führete mich hinaus im Geiste des Herrn, und ließ mich nieder mitten auf ein Feld, das voll von Gebeinen war. Und er führete mich durch sie hindurch allenthalben ringsum: es waren ihrer aber sehr viele auf der Oberfläche des Feldes und sie waren sehr dürre.

Und er sprach zu mir: Menschensohn, meinest du wohl, daß diese Gebeine lebendig werden? Und ich sprach: Gott, Herr, du weißt es!

Und er sprach zu mir: Weissage über diese Gebeine, und sprich zu ihnen! Ihr dürren Gebeine höret das Wort des Herrn! So spricht Gott, der Herr, zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Geist in euch bringen, daß ihr lebendig werdet! Ich will euch Nerven geben, und Fleisch über euch wachsen laßen, und euch mit Haut überziehen, und will euch Geist geben, daß ihr lebendig werdet, und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin.

Und ich weissagete, wie er mir geboten hatte. Und da ich weissagte, fieng es zu rauschen an, und siehe, es regte sich: und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Glied. Und ich schauete, und siehe, Nerven und Fleisch kamen über sie, und Haut zog sich darüber: Geist aber hatten sie noch nicht.

Und er sprach zu mir: Weissage zum Geiste, weissage Menschensohn, und sprich zum Geiste: So spricht Gott, der Herr: Komme du Geist, von den vier Winden, und wehe diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden.

Und ich weissagete, wie er mir geboten hatte. Da fuhr der Geist in sie, und sie lebten und stellten sich auf ihre Füße — ein großes sehr großes Heer.

Und er sprach zu mir: Menschensohn, alle diese Gebeine sind das Haus Israels: sie sprechen: Unsere Gebeine sind verdorret, und un-

sere Hoffnung ist dahin, wir sind abgeschnittene Zweige. Darum weissage, und sprich zu ihnen: So spricht Gott, der Herr: Siehe, ich will eure Grabhügel aufthun, und euch, die ihr mein Volk seid, aus euern Gräbern herausführen, und euch bringen ins Land Israels. Und ihr sollet erfahren, daß ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber geöffnet, und euch, mein Volk, aus euern Grabhügeln herausgeführt habe. Und ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr lebet, und will euch zur Ruhe bringen in euerm Lande, damit ihr erfahret, daß ich, der Herr, geredet und es gethan, spricht Gott, der Herr.

Und es ergieng an mich das Wort des Herrn, der sprach: Du Menschensohn, nimm dir ein Holz, und schreibe darauf: Für Juda und die Söhne Israels, die mit ihm sind. Und nimm ein anderes Holz, und schreibe darauf: Für Joseph, für den Stamm Ephraim, für das ganze Haus Israels, und die mit ihm sind. Und füge sie dir in Ein Holz zusammen, eines zum andern, daß sie vereinigt seien in deiner Hand. Und wenn nun die Söhne deines Volkes zu dir die Worte sagen: Zeigest du uns nicht an, was du damit meinest? so sprich zu ihnen: So spricht Gott, der Herr: Siehe, ich nehme das Holz Josephs, das in der Hand Ephraims ist, und die Stämme Israels, die mit ihm verbunden sind, und füge sie zu dem Holze Judas, und mache daraus Ein Holz, daß sie Eines seien in seiner Hand.

Und die Hölzer, darauf du geschrieben hast, seien in deiner Hand vor ihren Augen. Und sprich zu ihnen: So spricht Gott, der Herr: Siehe, ich will die Kinder Israels aus der Mitte der Völker nehmen, zu denen sie gezogen, und sie sammeln von allen Seiten, und sie in ihr Land führen. Ich will sie zu Einem Volke machen im Lande, in den Bergen Israels: Ein König soll über alle herrschen: es sollen nicht fürder zwei Völker sein, und sich nicht mehr trennen in zwei Reiche. Sie sollen sich nicht mehr verunreinigen durch ihre Götzen, ihre Greuel und alle ihre Missethaten: ich will sie erretten aus allen Orten, wo sie gesündiget haben, und sie reinigen: sie sollen mein Volk, und ich will ihr Gott sein. Und mein Knecht David soll König über sie sein: Ein Hirt wird über sie alle sein: und sie werden in meinen Rechten wandeln, und meine Gebote in Acht haben, und sie sollen im Lande wohnen, das ich meinem Knechte Jakob gegeben, darin gewohnt haben eure Väter: sie sollen darin wohnen, sie und ihre Söhne, und die Söhne ihrer Söhne bis in Ewigkeit, und David, mein Knecht, soll ihr Fürst sein in Ewigkeit. Ich will den Bund des Friedens mit ihnen schließen, der ein ewiger Bund für sie sein wird: ich will sie auf festen Grund legen und sie mehren und mein Heiligthum unter sie setzen in Ewigkeit. Meine Wohnung soll unter ihnen sein: ich will ihr Gott, und sie sollen mein Volk sein. Und die Heiden sollen erfahren, daß ich, der Herr, Israel heilige, wenn mein Heiligthum in ihrer Mitte sein wird ewiglich.

Erziehung.

(Von Walther von der Vogelweide.)

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen.

Hütet eurer Augen:
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie seh'n,
Alle bösen übergehn.
Alle bösen übergeh'n,
Laßt sie solche Sitten seh'n,
Die zu Mustern taugen:
Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm euch in den Kauf:
Schande käm euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seid Thoren:
Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der Dreien,
Leider allzufreien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Leider allzufreien,
Hütet wohl der Dreien.

Gefahr des Frohsinnes.

(Von Walther von der Vogelweide.)

Ich wäre manchmal gerne froh,
Allein Gesellschaft find' ich nicht;
Nun sie alle trauern so,
So ist auch mir zu trauern Pflicht:
Man würd' auf mich mit Fingern deuten,
Zeigt ich mich fröhlich bei den Leuten.
Doch sie blieben mir gewogen, nicht erreg ich ihren Neid;
Denn ich lache nimmerdar,
Wo es Einer wird gewahr.

Mich schmerzt es in der Seele Grund,
Denk ich, wie man vor manchem Tag
So froh war auf dem Erdenrund:
Weh, daß ich's nicht vergeßen mag,
Wie fröhlich da die Leute waren!
Da konnt ein Froher froh gebahren:
Hoch entgegen schlug sein Herz der wonniglichen Frühlingszeit:
Soll das nimmermehr gescheh'n,
So schmerzt mich's, daß ich's je geseh'n.

Die Frühlingsfeier.

(Von Klopstock.)

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht
Wo die ersten Erschaff'nen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergeh'n!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja, Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Aus der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen! der Hand des Allmächtigen!

Als ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und Orion gürtete,
Da entrannst du, Tropfen! der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend,
Wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten?
Und wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden!
Mehr, wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne,
Die aus Strahlen zusammen strömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß, von neuem du, mein Auge
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen!
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr? der Unendliche?

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie,
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben, und rauschen, und wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja! das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! . . . erbarme dich meiner!

Zürnst du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Du zürnest, nicht, o Vater!

Alles ist stille vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles stille!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos, ist es unsterblich?

Ach! vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürfte, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich!
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, entzückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! . . . Herr! . . . Gott! . . .
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner,
Wie sie rauschen! Wie sie die Wälder durchrauschen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht uns're Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor uns'rer Hütte vorüberzugeh'n!

Ach! schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe! nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Die Sommernacht.

(Von Klopstock.)

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn:

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Der Eislauf.

(Von Klopstock.)

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach vergieng selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteren Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu seh'n.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, d'rum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Waßerkothurn
Zu beseelen weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kristalls Eb'ne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streu'te die Nacht über ihn aus!

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Zur linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst.
Also! nun fleug schnell mir vorbei.

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last giengen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth,
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömts vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach! dorthin;
Sänkest du doch Jüngling, und stürbst!

An die Schwalbe.

(Von Gleim.)

Liebe Kleine, kommst du wieder
Zu dem Alten, der dich liebt,
Und für deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach gibt?

Sei willkommen, liebe, kleine
Wiederkommerin, du bringst
Mir die wärmern Sonnenscheine,
Welche Du so schön besingst.

Singen kannst du, kannst nicht sprechen,
Das ist Schade, sonst fragt' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die du sahst, du Liebe, dich!

An dem einen und dem andern
Wohnt ein lieber Freund von mir;
Du kannst fliegen, ich nur wandern,
Sieh', sonst flög ich oft mit dir.

Lerne sprechen, liebe Kleine!
Wenn du's kannst, dann nenn ich dir
Meine lieben Freund' am Rheine,
Und du grüßest sie von mir!

Trost in mancherlei Thränen.

(Von Overbeck.)

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Ist dieß unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Segens g'nug umher.

Nur dieß schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte,
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein,
Laßt uns beßer werden,
Gleich wird's beßer sein.

Der ist bis zum Grabe,
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertraun's verlieh.

Dem macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dau'rt nur eine Nacht.

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet: —
Dann ist's wohlgethan.

Ein Spruch Meister Hildebrands von Bern.

(Von Fouqué.)

Von allem Klang durch Wald und Feld
Ist zweierlei, so mir best gefällt
Das ein ist Abendglockenlaut
Wenn Fried und Schlaf vom Himmel thaut
Das and're ist der Trompeten Pracht,
Wenns heißt, erwacht zur Schlacht! erwacht!
Doch wenn zugleich am selben Ort
Ruft eines hier, das and're dort
Ist all' ihr' Lieblichkeit verloren,
Mißlaut im Herzen und in Ohren,
D'rum, Herrgott, lieber Vater mein
Soll dieß mein stätig Bitten sein,
Hast beide Klang in deinen Händen
Und kannst so den, als jenen senden,
Doch paßt's in deine heil'ge Wahl
Schick mir nur Einen auf ein Mahl.

Der Eichbaum.

(Von Fouqué.)

Ich war ein jung aufblühend Kind,
Die Zweige nur schwach und schwank im Wind,
Als hoch ob all' den ehrbarn deutschen Gauen
Sich Carol Magnus ließ als Kaiser schauen,
Doch war es meistens hier zu Land
Mit seiner Macht nicht wohl bewandt;
Oft that man am mindesten, was er gewollt,
War selten ihm treu und nimmer ihm hold,
Verehrte noch alter Götter Wink,
War sie zu hüthen stark, war sie zu feiern flink.
Ja hielt mich die lustige Wenden-Schar
Selbst für 'ne junge Göttin gar,
Tanzten und jubelten um mich her,
Als ob mein's gleichen im Wald nicht wär.
Meth und Wein ha'n sie ausgegoßen

Um meine Wurzeln. Da bin ich aufgeschoßen
Und hab' mich, wie ein fechtender Riese thut,
Fest angestemmt mit freud'gem Muth.
Verloschen sind nachher die Flammen
Des Opferfestes um meines gleichen Stammen,
Dagegen unter unsern Zweigen
Sah'n wir manch schönes Kreuz aufsteigen,
Und die Ritter in blanker Harnischpracht
Ritten hin und her zu Spiel und Schlacht,
Daß ich ihnen so recht freudig hab' zugewinkt
Denn Grün ist gerne, wo reiche Waffe blinkt.
Hab' auch den Frauen gethan manch' artiges Grüßen,
Ihnen die Müh' des Wandelns zu versüßen,
Wenn sie hinaus am Abend giengen,
Spähend nach lust'ger Blumen entspringen,
Um die in Kranz zu flechten bunt,
Die keusche Minne thäte kund,
„Schön guten Abend, liebe Eiche!"
Sagten sie mir, ich sagte das Gleiche;
Nur sagten sie's mit Worten, mit frommen,
Mit Rauschen ich; sie han's doch vernommen.
Darüber ward ich ein schöner Mann,
Der viel der Aest' und Zweige gewann.
Ach, ich brauchte nachher der guten Kraft,
Die sich 'ne feste Stätte schafft,
Denn in den dreißigjähr'gen Kriegeszeiten,
Da ich schon alt war, viel gewohnt an's Streiten,
Da gieng hier doch solch' Tosen los,
Daß auch auf mich kam mancher Stoß.
Sie wollten mich oftmals gar umhauen,
Aber meinen Wurzeln, denen durft' ich trauen,
Sie hieben und hieben sich fast die Arm entzwei,
Ich lachte recht innerlich dabei,
Bis sie an and'res Gesträuch sich machten,
Und mich lieber gar nicht mehr bedachten.
Ihr Menschenkinder, jede Fluth
Verrinnt zuletzt, wie keck sie thut.
So war auch der Schwede, so Tilly verronnen;
Man pflügte nun wieder, man grub wieder Bronnen.
Ja man vergaß, daß die Croaten
Jemals hier sengten und plündern thaten.
Ich ward denn auch in der Ruhe alt,
Mein Laub nur schwach, meine Kraft nur kalt,
Es rann vom Berg der Sand ganz klar,
Ließ mir meine Wurzeln bloß und bar.

Nur manchmal wußt' ich von großen alten Tagen
In meiner grünsten Zweige Rauschen zu sagen,
Wenn Sturmwind durch sie herüber zog,
Oder die Nacht vom Himmel hoch
Herunter sah mit vielmal hundert tausend Augen,
Und feuchte Wolken den Thau sich ließen entsaugen.
Oder wenn bisweilen die Kinder spielten
In meinem Schatten, und 's ahnend fühlten,
Hier sei noch so ein alter Rest
Aus ihren Märchen geblieben fest.
Sie nannten mich ihre alte Burg;
Unter den hohen nackten Wurzeln durch
Rannten sie oft mit heimlichen Schaudern,
Thäten von Rittern und Damen plaudern,
Hießen meine Aeste Burgeszinnen,
Dann ward mir's reg' und jung tief innen.
'S war noch so meine letzte Jugend,
Das letzte Taugliche meiner Tugend.
Zuletzt sah ich gar noch Wälsche und Franzen
Als Sieger im Lande schmausen und tanzen.
Sie zogen zwar endlich wieder fort, —
'S war doch, als sei entweiht der Ort.
Und man wird denn auch im Alter wunderlich,
Das Gute gefällt einem nicht mehr sunderlich,
Aber erlittene Noth und Schmach
Spucken im Kerne noch immer nach. —
Es war im Lenz ein milder Abend,
Der Regen rauschte vom Himmel labend
Ueber dürren Acker, über lechzende Au,
Blüten lachen erquickt, gelb, roth und blau.
Mir auch zwischen den alten Zweigen
Tanzt' es wie ein silberner Reigen,
Und in feierlichen Tönen, im vollen
Kriegsgang hört ich herüber den Donner rollen.
Wie ward mir wieder das Leben wach,
Wie seufzt' ich aus allen Blättern: „Ach!
Geh' nicht dießmal so fern vorbei
Du Blitzeslicht! Mach mich von Nöthen frei;
Du warst ja sonst mein kecker Bekannter.
Dein zuckender Strahl, oftmalen brannt' er
Mir an der Riesengestalt herab,
Aber ich war frisch, er fand sein Grab;
Verlöschend starb er an meinem Fuß,
Und galt mir nur wie ein leuchtender Gruß.
Nun komm recht ernst heran gewettert;

Wenn's heut' durch dürre Glieder mir schmettert,
Lodr' ich alsbald im Flammenlauf
Als freud'ges Licht zum Himmel auf,
Juble nochmals im heitern Erwarmen,
Verstiebe, vergeh' in deinen kosenden Armen!"
Und er kam, der liebegerufene Strahl,
Fuhr herab in mich mit ehrender Wahl,
Fieng an, mir im tiefsten Leben innen
Mit Gluth und Muth umher zu rinnen;
Oben sah er heraus mit freundlichem Licht,
Wie Kerzenschein aus Schloßes Fenstern bricht,
Daß alle meine liebsten Blätter im Wiederschein
Recht jung und festlich sahen d'rein.
O herrlich Verklären! O süßer Tod!
O jugendlich schwindende Altersnoth!
So rauscht' ich froh, die Zweige flisterten
Im Flammenhauch, die Gluthen knisterten,
Hieß alles zusammen Viktoria! —
Weh mir! Da steht ein Dörflein nah
Seit etwa ein lump'gen paar hundert Jahren,
Gleich kommen die Menschlein d'raus hergefahren,
Kommen gestolpert, kommen gelaufen,
Schleppt Waßer herbei, der tolle Haufen,
Will mich löschen, verkehrt den herrlichen Feuerkampf
In miserablen Kohlendampf.
Und wie ihr Löschen doch nichts gilt,
Die Flamme noch innen fortbraust und schilt,
Da kommen sie her mit Aexten und Beilen,
Beginnen auf mich loszukeilen,
In Mitten der herrlichen Wetternacht,
Daß mir's zuletzt in den Wurzeln kracht,
Denn ich war nicht mehr so stark zum Sieg,
Als einst im dreißigjähr'gen Krieg.
Einer stand eben auch dabei
Der hatte doch sonst manch' Liedlein frei
In meinem Schatten mit deutschen Zungen
Von deutscher Ritterthat gesungen,
Der war nun aber auch so dumm;
Schrie immerfort: „Haut um! Haut um!"
So mußt' ich denn endlich gar erliegen,
Konnte nun nicht in Flammen auffliegen,
Schmetterte mich in den Boden tief,
Daß das Menschenvolk auseinander lief.
Nun haucht' ich noch in zürnender Rache,
Grinzte, hauchte sie an, wie ein Drache, —

Was half's! — Waßer auf Waßer herbei,
Wüstes Gelaufe, wüstes Geschrei,
Die Flamme schwieg nun aus Verdruß. —
Seht, was ich jetzt erdulden muß:
Gemeßen, getheilt, in Klafter zerhackt
Auf Herde gelegt, in Oefen gepackt. —
Lieber Gott, wie mancher kleinen Noth
Hilft ab mein einz'ger großer Tod,
Mein einzig groß Zusammenbrechen! —
'S lohnt nicht mehr der Müh', von mir zu sprechen.

Zuruf.

(Von Matthisson.)

Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten.
Muthig! auf der steilsten Bahn.
Trau dem Glücke, trau den Göttern!
Steig, trotz Wogendrang und Wettern
Kühn, wie Cäsar, in den Kahn.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um hohes kämpft, muß wagen!
Leben gilt es, oder Tod!
Laß die Woge donnernd branden!
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Auf der Reise.

(Von Matthisson.)

Muthig nach Süden
Strebten wir Schiffer,
Doch es erwachte
Plötzlich ein Sturm.

Sieh'! da gewahrten
Wir eines Eilands,
Blühend, gleich Tempes
Herrlicher Flur.

Und es erkämpfte
Sicher den Hafen
Unser umwogtes
Krachendes Boot.

Unter der Freundschaft
Wirthliches Obdach
Barg die Verschlagnen
Rettend ein Gott.

Und wir erharrten
Ruhig den Fahrwind,
Ohne zu wünschen,
Ohne zu fleh'n.

Was uns die Götter
Gnädig versagen,
Was uns die Götter
Gnädig verleih'n:

Sollen mit Frohsinn
Still wir erwarten;
Guten ergeht es
Ewig doch gut!

Ja, der bekränzten
Gegenwart Lächeln
Hellt des Vergang'nen
Düst'res Gewölk;

Heitert der Zukunft
Nebelgefilde,
Heitert des Ausgangs
Nächtlichen Pfad.

Friede dir, Hohe!
Friede dir, Edle!
Bis zu des Ausgangs
Nächtlichem Pfad!

Lied eines Landmannes in der Fremde.

(J. G. v. Salis.)

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte; voll Verlangen;
Denk' ich immer noch an euch!

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fieng;
An des stillen Weihers Schleußen,
Wo ich Sonntags fischen gieng.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder lebhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts in meinen Träumen,
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäß're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Uns're frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhof's Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Fischerlied.

(Von J. G. v. Salis.)

Das Fischergewerbe
Gibt rüstigen Muth!
Wir haben zum Erbe
Die Güter der Flut.
Wir graben nicht Schätze,
Wir pflügen kein Feld;
Wir ernten im Netze,
Wir angeln uns Geld.

Wir heben die Reusen
Dem Schilfbach entlang,
Und ruhn bei den Schleußen,
Zu sondern den Fang.
Goldweiden beschatten
Das mosige Dach;
Wir schlummern auf Matten
Im kühlen Gemach.

Mit rothen Korallen
Prangt Spiegel und Wand,
Den Estrich der Hallen
Deckt silberner Sand.
Das Gärtchen daneben
Grünt, ländlich umzäunt
Von kreuzenden Stäben
Mit Baste vereint.

Im Antlitz der Buben
Lacht muthiger Sinn;
Sie meiden die Stuben
Bei Tagesbeginn;
Sie tauchen und schwimmen
Im eisigen See,
Und barfuß erklimmen
Sie Klippen voll Schnee.

Die Töchter ergötzen
Sich Abends bei Licht,
Wenn Alles an Netzen
Und Maschenwerk flicht;
Oft wird mit Gelächter
Durchmustert das Dorf:

Die Mutter, als Wächter,
Schürt nickend den Torf.

Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn;
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond aus den Höhen,
Der Mond aus dem Bach,
So schnell wir entflöhen,
Sie gleiten uns nach.

Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wenn schöpfende Bretter
Kaum hemmen den Tod.
Wir trotzen auch Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert an's Riff!

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen,
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Flut.

Winterlied.

(Von Claudius.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht süß, noch sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's,
Er krankt und kränkelt nimmer.
Weiß nichts von Nachtschweiß und Vapeurs
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßts vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Grimmen in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen;
Haßt weiche Rede, weichen Klang
Und alle weichen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen,
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,
Beim Nordpol an dem Strande.
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Auf hohem Alpenrande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen;
Und, wenn er durchzieht, stehen wir,
Und sehn ihn an, und frieren.

Die Sternseherin.

(Von Claudius.)

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust;
„Es gibt was Beßers in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

Frisch gesungen!

(Von Chamisso.)

Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab einsam auch mich gehärmet,
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

Das Alter.

(Von Chamisso.)

Es ist ja Sommer, wie die Leute sagen,
Du Sonne, scheinst erkaltet und verblaßt;
Sprich, bist auch du denn alt geworden, hast
Nicht mehr die Kraft, wie in der Jugend Tagen?

Das Alter, ja! was frommte da zu klagen,
Das ist ein arger unbequemer Gast.
Man lernt wohl noch sich fügen seiner Last,
Das Unvermeidliche getrost ertragen.

Es ist ja nur um eines Tages Lauf;
Nacht wird's, ich kann zum Werke nicht mehr sehen
Und muß wohl schon die Abendfeier halten.

Ein Vorhang fällt, ein andrer wallet auf;
Viel gab, dessen Wille soll und wird geschehen,
Ich will zum Dankgebet die Hände falten.

Winter.

(Von Chamisso.)

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Muth,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben,
Wie ein Nebelwind.

Das Schloß Boncourt.

(Von Chamisso.)

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder
Die lang ich vergeßen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn.
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zweifach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Die Eichen.

(Von Körner.)

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn,
Und hier sitz ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn.
Alter Zeiten alte, treue Zeugen
Schmückt euch noch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth,
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große soll im Tod bestehen!

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht;
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie beßre Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten fest gebaut.
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue,
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut.—
Deutsches Volk, du herrlichstes von Allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Gesang der Geister über den Waßern.

(Von Goethe.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Waßer;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,

Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Waßer!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Mahomets Gesang.

(Von Goethe.)

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,

Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm.
Und die Flüße von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faßen:
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt Ihr Alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas,
Auf den Riesenschultern: sausend

Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Das Göttliche.

(Von Goethe.)

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müßen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Auf dem See.

(Von Goethe.)

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Geistesgruß.

(Von Goethe.)

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
„Dieß Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt:

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!"

Meeresstille.

(Von Goethe.)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

Beherzigung.

(Von Goethe.)

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es beßer, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es beßer, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Glückliche Fahrt.

(Von Goethe.)

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Erinnerung.

(Von Goethe.)

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Wanderers Nachtlied.

(Von Goethe.)

Der du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein Gleiches.

(Von Goethe.)

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

Natur und Kunst.

(Von Goethe.)

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der steife Widerwille ist verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Die Sänger der Vorwelt.

(Von Schiller.)

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von außen erschien, im Leben die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Hoffnung.

(Von Schiller.)

Es reden und träumen die Menschen viel
Von beßern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt und wieder jung,
Doch der Menscht hofft immer Verbeßerung.

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Beßern sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Das Siegesfest.

(Von Schiller.)

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reichbeladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die schönen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelös'tem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eig'ne Leiden,
Und des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir den fremden Herrn,
Ach, wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finst're Wolke
Zog sich um des Königs Blick,
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
D'rum erhebe frohe Lieder
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapf'rer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen,
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit, das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seinen Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut',
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins;

Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
  Tapf'rer, deines Ruhmes Schimmer
  Wird unsterblich sein im Lied;
  Denn das ird'sche Leben flieht,
  Und die Todten dauern immer.

Weil des Leidens Stimmen schweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das schön're Ziel!
  Der für seine Hausaltäre
  Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
  Auch in Feindes Munde fort —
  Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba;
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bachus Gabe,
Balsam für's zerriß'ne Herz.
  Trink ihn aus, den Trank der Labe,
  Und vergiß den großen Schmerz!
  Balsam für's zerrißne Herz,
  Wundervoll ist Bachus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl;
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippe Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!

Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres.

(Von Schiller.)

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyr's Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet,
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht,
Hast du, Zeus! sie mir entrißen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,

Zu des Orkus schwarzen Flüßen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschloßen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx gefloßen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte,
Aus des Himmels gold'nem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte;
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das gold'ne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichem Gleis
Rollt des Tages sich'rer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.

Weg von jenen Finsternissen
Wandt er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerißen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündnis aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens gold'nes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick;
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;

Gleich in ihre Pflege theilet,
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschloßen
In dem schauervollen Schlund!
Aus des Frühlings jungen Sproßen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom gold'nen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Aus dem „Lied von der Glocke."

(Von Schiller.)

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Feßel sich entrafft,
Einher tritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelaßen,
Wachsend, ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gaßen,
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haßen

Das Gebild von Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihrs wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch' Getümmel!
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet,
Rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer,
Hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waßerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Praßelnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen,
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götter Stärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

* * *

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen
Helfen sich in munterm Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,

Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt.
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande
Schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt
Bis der Mantel springt.
Wenn die Glock' soll auferstehen
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh! wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt!

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.

Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu:
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein gold'ner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben
Schält sich der metallne Kern,
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reih'n,
Daß wir die Glocke taufend weih'n,
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine,
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dieß sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Parabeln und Räthsel.

(Von Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nah'st, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Waßers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

II.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schöngebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig mir an!

III.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfieng.

IV.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Klein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Natur und Kunst.

(Von Herder.)

Natur und Kunst, o wie sollt ich euch trennen?
Geliebte Zwei, so innig fest vereint!
Soll ich euch Schwestern, Mutter, Tochter nennen?
Da eine in der andern mir erscheint.
Ich wag's in Jeder Jede zu erkennen;
Ein Thor, wer beide zu entzweien meint.
Der Weisheit Ziel ist, sie in Eins umschließen,
Natur in Kunst, Kunst in Natur genießen.

Die Reue.

(Von Herder.)

Tröst', o tröste dich, mein Herz,
Ueber deine Leiden.
Blicke vor- und hinterwärts;
Süß ist überwund'ner Schmerz
Unverdienter Leiden.
Und verdientest du den Schmerz,
So verdiene Freuden.

Irrthum zwar und Thorheit sind
Unser Loos hienieden;
Mißgestaltet, schwach und blind,
Jeder Fehler ist ihr Kind
Und verscheucht den Frieden;
Ach der süßen Feinde sind
Uns so viel beschieden.

Aber jedem Fehl verband
Jene ew'ge Treue,
Jener göttliche Verstand
Seiner Liebe bestes Pfand,
Daß sie uns erneue;
Beßerung wird sie genannt,
Menschen nennen's Reue.

Sanft zieht sie hinweg den Flor
Von des Fehlers Blicke,
Warnend kommt sie ihm zuvor,
Oeffnet sanft sein taubes Ohr,
Führt ihn zart zurücke;
Durch der Reue nied're Thor
Wandern wir zum Glücke.

O wie fröhlich fühlt das Herz
Dann verlebte Leiden!
Segnet seinen Arzt, den Schmerz,
Blickt mit Schauer hinterwärts,
Siehet vorwärts Freuden.
Neu und freier wird das Herz
Durch besiegte Leiden.

Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet,
Die aus Schmerzen Lust erfand
Und mit Lust den Schmerz verband,
Der sie neu erfrischet.
Dank der mütterlichen Hand,
Die den Kelch uns mischet!

Der Regenbogen.

(Von Herder.)

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung!

Tausend munt're Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmerung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sich'rem Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blaßen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig,
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebroch'ner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

An die Bäume im Winter.

(Von Herder.)

Guten Bäume, die ihr die starren entblätterten Arme
Reckt zum Himmel und fleht wieder den Frühling herab!
Ach, ihr müßt noch harren, ihr armen Seelen der Erde,
Manche stürmische Nacht, manchen erstarrenden Tag!
Aber dann kommt wieder die Sonne mit grünendem Frühling
Euch; nur kehret auch mir Frühling und Sonne zurück?
Harre geduldig, Herz, und birg in die Wurzel den Saft dir!
Unvermuthet vielleicht treibt ihn das Schicksal empor.

Nacht und Tag.

(Von Herder.)

Goldenes, süßes Licht der allerfreuenden Sonne,
Und du, friedlicher Mond, und ihr Gestirne der Nacht,
Leitet mich sanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geschäften mir Muth, gebt von Geschäften mir Ruh;
Daß ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergeße,
Aber mich wieder find' unter dem Schimmer der Nacht!
Nieden am Staube zerstreu'n sich uns're gaukelnden Wünsche;
Eins wird unser Gemüth d'roben, ihr Sterne, bei euch.

Nichts verliert sich.

(Von Herder.)

Nicht der brausende Strom zürnt mit dem rieselnden Bache,
Nicht der rieselnde Bach zürnt mit dem fallenden Thau;

Alle wollen vereint zum weiten unendlichen Meere,
Wo sich ihr Name verliert, wo ihre Welle zerrinnt;
Aber sieh', vom gewaltigen Meer zieh'n Dämpfe gen Himmel,
Schweben als Wolken umher, regnen in Tropfen herab.
Ketten der Berge ziehen sie an und erhabene Gipfel,
Quellen strömen in's Land, Kräuter und Blumen entstehn.
Nein, kein Tropfe verlor sich im Meer und dem endlosen Aether;
Darum, lieblicher Bach, rolle die Welle getrost.

Zimmerspruch.

(Von Uhland.)

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll er weihn,
Daß nichts Unseligs komm herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Einkehr.

(Von Uhland.)

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Dichtersegen.

(Von Uhland.)

Als ich ging die Flur entlang,
Lauschend auf der Lerchen Sang,
Ward ich einen Mann gewahr,
Arbeitsam mit greisem Haar.

Segen — rief ich — diesem Feld,
Das so treuer Fleiß bestellt!
Segen dieser welken Hand,
Die noch Saaten wirft ins Land!

Doch mir sprach sein ernst Gesicht:
Dichtersegen frommt hier nicht;
Lastend, wie des Himmels Zorn,
Treibt er Blumen mir, für Korn.

Freund! mein schlichtes Liederspiel
Weckt der Blumen nicht zu viel,
Nur so viel die Ähren schmückt
Und dein kleiner Enkel pflückt.

Lied eines Armen.

(Von Uhland.)

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohes Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Theil
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh ich blühn
Ich seh die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg
Den Sorg und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt
Da red ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Abendwolken.

(Von Uhland.)

Wolken seh ich abendwärts
Ganz in reinste Glut getaucht,
Wolken ganz in Luft zerhaucht,
Die so schwül gedunkelt hatten.
Ja! mir sagt mein ahnend Herz:
Einst noch werden, ob auch spät,
Wenn die Sonne niedergeht,
Mir verklärt der Seele Schatten.

Schäfers Sonntagslied.

(Von Uhland.)

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Die Kapelle.

(Von Uhland.)

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Der König auf dem Thurme.

(Von Uhland.)

Da liegen sie alle, die grauen Höhn,
Die dunklen Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein,
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sterneraum!
Zu dir ja schau ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hangen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt,
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Rast, wie verlang ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

Auf der Ueberfahrt.

(Von Uhland.)

Ueber diesen Strom, vor Jahren,
Bin ich einmal schon gefahren,
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr, wie immer.

Und von diesem Kahn umschloßen
Waren mit mir zween Genoßen,
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden,
Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genoßen mißen,
Theure, die der Tod entrißen.

Doch, was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet,
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden.

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete,
Zween, die mit mir überfuhren
Waren geistige Naturen.

Des Sängers Wiederkehr.

(Von Uhland.)

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang,
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab,
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Toast.

An Goethe's achtzigstem Geburtstage an der türkischen Gränze ausgebracht.

(Von Zedlitz.)

Viele Sänger gibt's in allen Landen,
Wohlberufen, kundig alles Schönen,
Werth, daß Mädchenhände, sie zu krönen,
Rosenzweige reih'n zu duft'gen Banden.

So auch glühn auf allen Bergen Trauben,
Werth, daß Hebe sie in gold'nen Schalen
Göttern reiche bei den Freudenmalen
In den heitern, ewig grünen Lauben.

Doch nur einen Wein hat es gegeben
Der Unsterblichen selbst dünkt der beste,
Denn sie trinken bei dem schönsten Feste:
Saft, gekeltert aus Tokaier Reben.

So auch ward ein Dichter nur geboren,
Daß er hoch ob allen andern rage;
Daß den Kranz er reicher Ehren trage,
Ward er von den Himmlischen erkoren!

Darum sollt der edelste der Weine
Ihn, den greisen Dichterkönig laben,
Möge lange noch die Welt ihn haben,
Leb er lang noch in des Glückes Scheine! —

Dieses Gold der Reben sollst du trinken,
Vater Goethe, vielgeliebt und theuer!
Rieselt durch die Adern Dir sein Feuer,
Wird Dir Jugend von der Wange blinken!

Denn es hat die Gabe Deiner Werke:
Nicht das Blut leicht schäumend zu berauschen,
Doch die ew'ge Jugend einzutauschen,
Höchste Milde, Klarheit, Gluth, tief inn're Stärke!

Bei Beethoven's Begräbnisse.

(Von Zedlitz.)

Was strömt das Volk dort jenem Haus entgegen,
An dessen Thor sich seine Woge bricht?

Unzählbar eilt es hin auf allen Wegen,
Es faßt der Raum die Fluth der Menge nicht! —
Und von den Thürmen tönt's in dumpfen Schlägen,
Um einen Sarg reiht sich der Fackeln Licht,
Und Trauersang und der Posaunen Klänge
Ertönen in's entfernteste Gedränge.

Liegt dort ein König? geht ein Fürst zu Grabe,
Daß weinend ihn ein ganzes Volk beklagt?
Ich sehe nichts von Herrscherbind und Stabe
Auf jener Bahre, wo das Kreuz nur ragt!
Und doch war eine Krone seine Habe,
Und doch ist es ein König, den ihr tragt:
Gekrönt hat ihn die himmlische Kamöne
Und König ist er in dem Reich der Töne.

Und auf sieht man den Sarg vom Boden heben,
Auf treuen Schultern ruhet seine Last;
Und sechs ruhmwürd'ge Meister ziehn daneben,
Des Bahrtuchs Bänder haben sie gefaßt;
Ja, alle, die der Kunst, der hohen, leben,
Begleiten ihn zu seiner letzten Rast:
Und die ihn liebten, Freunde nah und ferne,
Nachblicken sie dem ausgeglomm'nen Sterne.

So naht der Zug dem stillen Friedensorte,
Wo schon der Erde Mund sich aufgethan,
Geöffnet harrt die dunkle Grabespforte,
Was sterblich war am Todten, zu empfahn!
Und als verhallt die letzten Klageworte,
Und als das Licht wegschied vom Himmelsplan,
Versinkt der Sarg, und unsre Augen sehen
Zugleich zwei Sonnen von der Erde gehen! —

Und um das Grab schließt, mit bethränter Wange,
Von heimathlichen Sängern sich ein Kreis:
Ein jeder legt mit liebevollem Drange
Auf jenen Hügel Blüte, Blume, Reis;
Nicht einen Wettkampf gilt es im Gesange,
Hier ringet Keiner um des Liedes Preis;
Nur ihre Klagen wollen sie vereinen,
Gemeinsam trauern, ihn vereint beweinen!

Im Walde.

(Von Geibel.)

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da mag ich gerne mittendrein
Eins singen.

Wie mir zu Muth in Leid und Lust,
Im Wachen und in Träumen,
Das stimm ich an aus voller Brust
Den Bäumen.

Und sie verstehen mich gar fein,
Die Blätter alle lauschen,
Und fall'n am rechten Orte ein
Mit Rauschen.

Und weiter wandelt Schall und Hall
In Wipfeln, Fels und Büschen,
Hell schmettert auch Frau Nachtigall
Dazwischen.

Da fühlt die Brust an eignem Klang,
Sie darf sich was erkühnen —
O frische Lust: Gesang! Gesang
Im Grünen!

Feierabend.

(Von Geibel.)

Wie sich am westlichen Himmel
Hinter den Bergen im Purpurgeflock
Die Sonne verliert,
Athmet die Brust freudiger auf,
Und saugt begierig
Den kühl erfrischenden Hauch des Abends.

Stiller wird's in der Seele,
Ein ruhig heiterer See
Dehnt sie sich weit;
Schwänen gleich
Ziehen Erinnerungen
Ueber den friedlichen Spiegel hin.

Ruhe, Ruhe
Säuselt mich an aus der Höhe,
Ueber das Auge sinkt
Leise die Wimper,
Und vom Wunderbaume der Nacht
Brech ich des Schlummers liebliche Blüte,
Des Traumes Goldfrucht.

Selbsterkennen.

(Von Zedlitz.)

Andere willst du ergründen,
Eitles dünkelhaftes Herz!
Kannst dich selbst zurecht nicht finden
Mit dem eignen alten Schmerz!

Wie das Uhrwerk wird beweget
Von der Unruh, die d'rin pickt,
Wirst du stets von dem erreget,
Was stets weiter von dir rückt.

Wie der Zeiger mit den Stunden,
Wandelst du im Kreise fort;
Wenn die Zeit ist hingeschwunden,
Stehst du an demselben Ort.

Was ich auch erlebt, erfahren,
Immer blieb ich doch ein Thor,
Werd ein Thor mit grauen Haaren, —
Solches Loos steht mir bevor!

König und Landmann.

(Von Seidl.)

Der Landmann lehnt in der Hütt allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Pallast,
Er weiß nicht, welch' ein Gefühl ihn faßt.

„Ach wär' ich ein König, nur Eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
Wie gieng ich umher von Haus zu Haus
Und theilte den Schlummernden Segen aus.“

Der König lehnt im Palläst allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab in des Landmanns Haus
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach wär' ich ein Landmann nur Eine Nacht,
Wie gern entrieth ich der drückenden Macht,
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt' ich gewinnen in Einer Nacht!"

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf:
Dann schließen beide den müden Blick
Und träumen jeder von fremdem Glück.

Zwei Wanderer.

(Von A. Grün.)

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine gieng, weil's Mode just,
Den Andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl.
„Was habt ihr geseh'n? Erzählt einmal!"

Der Eine d'rauf mit Gähnen spricht:
„Was wir geseh'n? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der And're lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Varietas.

(Von Joh. N. Vogl.)

Und steh ich dir nicht zu Gesicht
Magst du nach andern seh'n,
Es ist ja g'rad' so nöthig nicht,
Daß wir zusammengeh'n.

Es wächst nach seiner eig'nen Art
Empor ein jeder Baum,
Der Eine rauh, der And're zart,
Wie's Zeit erheischt und Raum.

Nicht ford're von der Fichte d'rum
Der Palme stolze Pracht;
Der liebe Herrgott weiß, warum
Jedwede so gemacht.

Der Tropfen.

(Von Wackernagel.)

Ein Tropfen fällt, es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Das Habermuß.

(Von Hebel.)

's Haber-Mueß wär fertig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D' Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fuhre
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.
Aß es g'wachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thut der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thutich ke Schnüfli,
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit, und trinkt nit,
biß es in de Fuhre lit, im luckere Bode.

Aber in de Fuhren und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlößli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Mutter=Chind, 's isch alles, aß es nit briegget.
Siderie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht sie Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie's denn witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem
güggelet's zum Boden us — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergot, er schickt en Engeli abe.
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land=Stroß,
strikt und lueget aben, aß wie ne fründlige Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thutem wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar sölli.
's Chiimli trinkt bis gnug; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"
Esset Chindli, gsegn' es Gott, und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneit's, und witer nide hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret iez, und briegget mi Chiimli!
und der Boden isch zu, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will!
„oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,
„woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi."
Lueget Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reblen, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim by'm Müetterli, hinterem Ofe!"
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere May=Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.
Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blume;

nootno duftet 's Chriesi=Bluest, und grünet der Pflum=Baum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi io nit dehinte!"
Nei es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
und iez schießt der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schlieft en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mi chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Fuhren
uf und ab, vo Halm zu Halm, und schaffe gar zölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch=Stuhl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zu'nem,
luege, was er macht, und singen: Eye Popeye!
Und 's Schi'=Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Licht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.
Esset Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen sie Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
gfalleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehlige Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
„zwische de Stupfel=Rüben, und zwische de Grumbire=Stude?"
Druf isch d'Muetter usen und 's Eferfinli und 's Plunni,
's het ein scho an d'Finger gfrore z'morgen und z'obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hei sie'n dröscht vo früeih um zwei bis z'oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi — Geltet, 's isch gut gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schul, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Sonntagsfrühe.

(Von Hebel.)

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's gohtmer schier gar selber so,
„i cha fast uf ke Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
se stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoh er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleche-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Suntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarrer, scheint's, well zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno me Meje ha!

Eine Frage.

(Von Hebel.)

Und weisch denn selber au du liebi Seel,
worum de dine zarte Chinde d' Freud
in so ne stachlig Bäumli *) ine henksch?
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,

*) Stechpalme. (Christbaum).

und spitzi Dörn, aß 's Büebli nit, wie 's will
die schöne Sachen use höckle cha.
's wär nit gar über gfehlt, doch weischs nit recht.
Denkwol, i sag ders, und i freu mi druf.
Lueg, liebi Seel, vom Menschenlebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild sy.
Nooch by nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt,
de freusch di druf, doch in de Dörne hangts.
Was denksch derzu? Zum Erste sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell di nit so fremd!
Di eigni Muetter selig, tröst sie Gott,
sie het der 's Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
nooch by nenander wohne Freud und Leid."
Zum Zweyte sagi das: Es wär nit gut,
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitz'rig hangt,
uf eimol in e Suppeschüßle thät,
und stellti's umme: „Iß so lang de magsch,
„und näumis do isch!" Wärs nit Uhverstand?
Zum Dritti sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzu;
sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck.
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn ders Gott der Her!

Gilts nicht gleich, wie Gottes Segen
Strömt in deine Seele ein?
Ob mit Krieges Donnerschlägen,
Ob im Freudensonnenschein,
Ob im dunklen Thränenregen:
Immer bringt er ja Gedeih'n.

Fouqué.

Jedwedes reine Leid,
Und sei es noch so herbe,
Und ob man d'ran ersterbe,
Hägt viel der Süßigkeit;
Und rein wird jedes Leid
Vor Herzensreinigkeit.
Halt rein, o Mensch, dein Herz
Und süß wird jeder Schmerz.

Fouqué.

Viele können sich aus großen Werken
Viel zur kleinen Lebensnothdurft merken.
Wenige können sich an großen Werken
Geist und Sinn zu großer Ganzheit stärken.

Fouqué.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Rückert.

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder! komm' und laß uns Freunde sein.

Rückert.

Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als Kleinstes wichtig.

Rückert.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Rückert.

Tadle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
Fehlet; der Lehrer gibt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
Daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe das Feld.

Herder.

Ein Thor, der klaget
Stets and're an!
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann!
Nicht sich, nicht and're klaget
Der Weise an.

Herder.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt;
So auch vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Herder.

Frage den Feind um Rath; doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Herder.

Willst du wißen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Herder.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand eines Mitwanderers Herz.

Herder.

Suche die Wißenschaft, als würdest ewig du hier sein;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Herder.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben, ist leicht; wiederzugeben so schwer.

Herder.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimnis;
Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

Herder.

Wer einen kleinen Feind der Schwäche wegen verachtet,
Laßet den Funken glüh'n, weil er kein Feuer noch ist.

Herder.

Wer für Andere nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

Herder.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Schiller.

Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Schiller.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

Schiller.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Schiller.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus
Aber der Stein wird nicht warm, und das Sieb wird nicht voll.

Schiller.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze!
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

Schiller.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.

Man fragte: Wie seid ihr zufrieden gewesen?
Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen.

Göthe.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan.
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen. Göthe.

Ein Kranz ist gar viel leichter zu binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden. Göthe.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist. Göthe.

Mit einem Herren steht es gut,
Der was er befohlen selber thut. Göthe.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das And're wird sich von selber machen. Göthe.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht. Göthe.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei. Göthe.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Göthe.

„Nein! heut' ist mir das Glück erbos't!"
Du, sattle gut und reit getrost! Göthe.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Göthe.

Kein tolleres Verseh'n kann sein,
Gibst einem ein Fest, und lädst ihn nicht ein.
Göthe.

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel. Göthe.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt. Göthe.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten. Göthe.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich Eine beim früh'sten tagen.
Göthe.

Wüßte nicht, was sie Beßer's erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.
Göthe.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Göthe.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die uns'rige nicht achten.
Göthe.

Der Dichter steht viel zu hoch, als daß er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewußtsein sind die schönen Gaben, für die er den Schöpfer dankt; Bewußtsein, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke; Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzustellen wiße. Göthe.

Es gibt eine zerstörende und eine produktive Kritik. Jene ist sehr leicht; denn man darf nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nicht, die Sache sei abgethan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und in wiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfaßer nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Fortschritte gethan und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat. Göthe.

Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Thiere und alles All. Jedes Leben ist ja ein beweglicher Tempel des Unendlichen. Alles Irdische selber verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an Ihn: nur Ein Irdisches bleibt finster übrig, die Sünde. J. Paul.

Gott ist das Licht, das, selber nie gesehen alles sichtbar macht, und sich in Farben verkleidet. Nicht dein Auge empfindet den Strahl, aber dein Herz dessen Wärme. J. Paul.

Wer sieht das unendlich Kleine?
Nur Einer, der unendlich Große.

J. Paul.

Auf dieser Erde schlägt keine erhabenere und seligere Stunde, als die, wo ein Mensch sich aufrichtet, erhoben von der Tugend, und alle Gefahren verschmäht, und einem Freunde zeigt, wie sein Herz ist.

J. Paul.

Aus der Kette schöner Gedanken können sich nur einige Glieder als Thaten ablösen. J. Paul.

Sei so groß, die Erde zu verschmähen; werde größer, um sie zu achten. J. Paul.

Darfst du die Erde, diesen Vorhimmel verachten, den der Ewige gewürdigt, unter dem lichten Heer seiner Welten mitzugehen?

J. Paul.

Wie doch über dem höchsten Gebirge noch hoch der Adler schwebt, so über der schwer ersteiglichen Pflicht die rechte Liebe. J. Paul.

Wenn man beim Stiche der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reißet der Stachel ab und bleibt zurück. J. Paul.

Heiterkeit oder Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeihet, Gift ausgenommen. J. Paul.

Es gibt Menschen, die uns heiligen, bloß wenn wir bei ihnen sind. J. Paul.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Weltecken gelegen.

J. Paul.

Gedankenlos geht der Mensch, um nur immer zu seufzen, mit der unbeweglichen versteinerten Vergangenheit um, als ob die einen Augenblick alte, oder die ein Jahr alte anders und unabänderlicher wäre, als die ein Jahrtausend alte, als ob der Fall eines Reiches vor einer Stunde nicht eben so unverrückt hinter uns läge als der alte Fall der ersten Eltern. Aber wir schauen in eine Spiegelreihe von Vergangenheiten, welche uns durch die tiefer zurückliegenden die näheren immer lebendiger an das Auge vordrängt, bis wir sie für halbe Gegenwart nehmen, und von neuem zu verschmerzen haben. J. Paul.

Ein kleines Leiden setzt uns außer uns, ein großes in uns; eine Glocke mit einem kleinen Riße tönt dumpf, wird er weiter gerißen, so kehrt der helle Klang zurück. J. Paul.

Die Menschen fühlen sich immer geneigt, Gott für ein sinnliches Glück zu danken. Aber warum fühlen sie nicht dieselbe, ja größere Danklust, wenn eine schöne heilige Empfindung in ihrer Seele entsteht, oder sonst eine innere Wohlthat? J. Paul.

Der Mensch nimmt viel leichter als man glaubt, das Widersprechen und Zurechtweisen auf, nur kein heftiges verträgt er, und wär es ein gegründetes. Die Herzen sind Blumen, dem leise fallenden Thau bleiben sie offen, aber vor dem Platzregen verschließen sie sich.

J. Paul.

Der eine sucht nur die Mängel des Nächsten auf, der andere nur dessen Tugenden, jener schüttelt den Baum bloß um Maikäfer aufzulesen, der andere, um dessen Früchte zu ernten. Verknüpft aber Beides, reinigt von Käfern und erntet die Früchte! J. Paul.

Der Mensch wird in dem Maße beßer, in welchem seine Menschenliebe reiner und thätiger wird. Sailer.

Es ist nicht das Lesen, es ist das Vertrautsein mit dem Geiste des Buches, was uns stärken und heben kann; und wie man viele Bekannte und wenige Freunde hat, so mag es viele Bücher geben, die wir lesen können, und nur wenige, die es werth sind, unsere Vertrauten zu werden.

Sailer.

Den guten Mann kennst du an seinem liebsten Buche, und an der Art, wie er's lies't. Sailer.

Man pflegt zu sagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und schmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge selbst um so viel anders ist, die Sache ist bloß die, daß der Mensch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit ansieht und sich darein ergibt.

Es ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück und dem Tode sagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt.

W. Humboldt.

Der Mensch fühlt ein Bedürfnis, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen

Kreise seines Daseins nachzuweisen, und oft selbst wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That diesem geheimen Zuge. Ueberhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. W. Humboldt.

Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. W. Humboldt.

Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, daß sich meist in Heiterkeit erhält, ist schon darum schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchloses ist. W. Humboldt.

Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Klagen, daß sie etwas aufgeben müßen, was sie früher genoßen, vergeßen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genoßen.

W. Humboldt.

Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserm Glück und Unglück hätten, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlichen frohen, heitern Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgnis und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbstständigkeit, als die individuellen Kräfte zulaßen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüßen von innen heraus weniger zugänglich macht. W. Humboldt.

Es ist ein Größes, wenn der Mensch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, bloß weil es menschlich ist, weil es einmal im irdischen

Geschick liegt so, aufzunehmen, wie's sich mit der Bestimmung des Menschen, sich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am besten vereint. Je früher man zu dieser Stimmung gelangt, desto glücklicher ist es. Man kann dann erst sagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen ist man doch auf der Welt, und nur was man in seinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg.

W. Humboldt.

Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihm für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. W. Humboldt.

Gott hätte dem Menschen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz so zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darin hätte die Kraft legen wollen, diese Gefühle zu beherrschen und diesen Schmerz zu besiegen. W. Humboldt.

Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde.

W. Humboldt.

Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke so weit als es möglich ist erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und sie zu sammeln und zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten Glück bringende ist, und am sichersten das Gemüth in ruhiger und besonnener Thätigkeit erhält.

W. Humboldt.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch

nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. W. Humboldt.

Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt. W. Humboldt.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegen stellen kann. W. Humboldt.

Der stete Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen könnten. Sie müßen alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andere, wie eine angeschlagene Saite, anklingt. Es müßen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangenen Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen, gleichsam immer gegenwärtig, da wirklich was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weise, als man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allem vorigen in Verbindung steht. W. Humboldt.

Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der

Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahnete sie gar nicht das winterliche Ersterben, hat so etwas tief rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahnenden Kindes. W. Humboldt.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstand seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nämlich von niemandem so viel, er kennt bei Niemandem so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlußes, und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unpartheiisch gegen sich sein; denn der, den er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. W. Humboldt.

Den ernsten Blick in sein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entschluß des Handelns voraus gehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenstand alle Momente zur Beurtheilnng so vollständig und richtig beisammen, da man nur in den eignen Busen hinabzusteigen braucht. Zwar kann auch das täuschen, man beschönigt die Schwächen oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld seiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenstand der Beurtheilung das eig'ne Ich ist. Wenn man aber mit schlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Absicht die Prüfung unternimmt, um vor sich und seinem Gewißen gerechtfertigt dazustehen, so hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild seines Innern muß sich jeder immer machen. Es ist gewissermaßen der Punkt, auf den sich alles andere bezieht. W. Humboldt.

Es gibt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles, und muß über Andere nicht zu viel vermögen wollen.
W. Humboldt.

So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran feßelt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile auseinander hal-

tenden Masse bei. Diese malt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht bloß das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Waßers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen überschreiten.

W. Humboldt.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale wirklich in der Natur und der Natur der Sache begründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In sofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbei führt. Allein wo das nach menschlicher Art zu reden nicht einzusehen ist, da zweifle ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnisvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird.

W. Humboldt.

Der Anblick des Himmels hat unter allen Umständen einen unendlichen Reiz, bei sternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin sich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterscheiden. Jeder dieser Zustände entspricht einer eigenen Stimmung im Menschen, und wenn man das Glück hat, diese Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müßen, nicht düster zu werden mit dem düstern Himmel, sondern in der, aus dem reinen Innern entsprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andre und andre Betrachtungen versenkt zu werden, so hat man wenigstens kein Misfallen am farblosen Him-

mel, wenn man auch dem ruhig und mild strahlenden natürlich den Vorzug gibt. Mir ist überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an Andern nicht sonderlich leiden. Ich sehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinste Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fort lebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht. Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müßige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlaßen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt so auf einmal aller kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so gibt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurück kehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu laßen. Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseins an.

W. Humboldt.

Die Natur geht ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit. Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebenheit zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefeßelte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es gibt dann doch auch hier schon etwas festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen," wie es einmal in einem Schiller'schen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Natur verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus seinen Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. W. Humboldt.

Man hört sehr oft fragen: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht bloß darunter

einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüths finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unerträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfnis dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innere Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben gibt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück und Unglück in dem Gelingen oder Mislingen des Erreichens dieser Bestimmung. W. Humboldt.

Was heiter macht ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, und des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edlen Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchem Charakter herrscht die Heiterkeit von selbst, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt sie auch da noch, nur in veränderter Gestalt und sich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So ist sie beglückend und veredelnd zugleich.

W. Humboldt.

Es gehört zur Vollendung des menschlichen Lebens, ein Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menschliche Leben als ein Ganzes, sich aus sich selbst Entwickelndes durchzumachen, hat in sich etwas Beruhigendes, weil es den Menschen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert sich auch von selbst so um, daß man die äußere Umbequemlichkeit leichter trägt. Man ist geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und sanfte Ruhe über alles Aeußere einen milderen Schimmer wirft. Es ist sichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und sie mehr in das innere Licht der

Gedanken zu stellen, wo man sie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit übersieht. W. Humboldt.

Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der That gienge die Zeit eben so leer und eben so bewegt, wie sie jeder ergreift und wie jeder sie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein diese trocken vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. Dezember zum 1. Januar, als von zwei andern auf einanderfolgenden Tagen über. Es ist, als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigstens ihren ununterbrochenen und ungeschiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verfloßenen Zeitabschnitt zusammen, und umspannt den nächst folgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlaßungen dieß zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es gewahr zu werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal gethan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu sehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehend bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüße und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe eine eigne Liebe für die sternhellen Winternächte. Die Freude daran ruht bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, gieng ich ganze Nächte, wo ich immer war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit sind, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer dar-

stellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und feßelt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal in mondlosen Nächten, die oft so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Blick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß hat Jeder bisweilen am Waßer geseßen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüße, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Waßernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab, und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöhet, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gerne Ruhe und Frieden beut. W. Humboldt.

Die Zeit ist nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erst Inhalt geben. Da man aber weiß, daß sie diesen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menschen getragen hat, so ist sie an sich immer das Herz ergreifend. Auch ihr stilles und heimliches Walten hat etwas magisch Anziehendes. Der Tag, an dem einem ein großes Unglück begegnet, ist eine lange Reihe von Jahren ungeahnet an einem vorbeigegangen, und eben so still und unbekannt schreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück un-

wandelbar bevorsteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, so verliert man sich darin wie in einem Abgrund. Es ist nicht Anfang noch Ende. Ein großer Trost liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchstes Gesetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. W. Humboldt.

In allen höheren, edleren, des Menschen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Ursprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unsers Wesens stammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unsers Daseins über die Grenzen dieser Welt. Das gibt dem Menschen ein so eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgibt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß seine Sehnsucht und seine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahnten hinziehen. In dem verschiedenen Verhältnis, in das sich jeder zu der einen und der andern stellt, liegt hauptsächlich der Unterschied der innern Individualität der Menschen. Es gibt den Charakteren die ursprüngliche Richtung, aus der sich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdischen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchsten und besten innern Genugthuung, und könnte in dieser Gesinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung seines sittlichen Wesens gelangen. Es gibt aber auch eine gewisse Verschmähung der Erde, und eine irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein, die, wenn sie auch nicht zu einer Vernachläßigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Die wahrhaft schöne und edle Stimmung vermeidet diese doppelte Einseitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles Irdische und die ganze Schöpfung so sichtbar in weiser Anordnung und liebevoller Fürsorge durchdrungen ist. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer beßeren Welt angehörenden Empfindungen des Herzens zunächst an die menschlichen Verhältnisse an, denen dieselben auf eine würdige und nicht entweihende Weise gewidmet werden können. Man sucht so und pflanzt das Ueberirdische im Irdischen, und macht sich dadurch fähig, sich zu dem ersten in seiner Reinheit zu erheben. In diesem Verstande lebt man in dieser Welt für eine andere; denn das Irdische wird bloß zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein ist sein eigentlicher und nicht tief in ihm verborgen liegender, sondern hell und sichtbar aus ihm hervorstrahlender Sinn. In dieser Absicht trennt sich dann die Seele leicht ganz vom Irdischen und erhebt sich über dasselbe. Unmittelbar daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit und an ein jenseits des Grabes beginnendes Dasein an. Diesen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für diese Welt

allein lebt, nicht bloß als Hoffnung und Sehnsucht, sondern als unmittelbar mit dem Selbstbewußtsein verbundene Gewißheit in sich.

W. Humboldt.

Ich halte die Selbstkenntnis für schwierig und selten, die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Auf den ersten Blick scheint es allerdings leichter, sich selbst als Andere zu kennen, da man sich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erst auf den innern Grund schließen muß, so daß man bei diesem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgesetzt ist. Aber der Beurtheilende ist und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umständen seine kalte Unpartheilichkeit und ruhige Besonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenstande seiner Beurtheilung bestochen oder hingerißen, oder auch gegen ihn eingenommen, oder mistrauisch gemacht. Bei der Selbstprüfung ist man allen diesen Gefahren ausgesetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenstande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an sich. Man ist bisweilen eben so geneigt, sich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt sich auch ungleich in verschiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, sondern entsteht auch bei den reinsten Absichten und dem redlichsten Willen, denn der Irrthum schleicht sich in die Ansicht und in das Gefühl selbst ein. Der Fall scheint mir also gar nicht so einfach, daß die Verfälschung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit selbst aber ist von so vielfacher Art, daß vielleicht niemand ist, der es wagen möchte, sich ganz frei davon zu nennen. Man ist es von dieser oder jener, aber recht schwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe laßen sich noch eher selbst beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, desto unsicherer wird das eigne Urtheil. Darum sind Selbstbiographen nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Thatsachen enthalten. Die Selbstbetrachtungen können leicht irre führen. W. Humboldt.

Das Gedächtnis ist nach Gegenständen vertheilt, und in niemanden ist es für alle gleich gut. Das angenehmste ist ein leichtes Gedächtnis für Gedichte. Ist das mit wahrem Geschmack in der Auswahl, und mit Talent im Hersagen verbunden, so gibt es keine andere, das Leben gleich verschönende Gabe. Zum guten Hersagen gehört aber unendlich viel : zuerst freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verstehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Pro-

vinzialfehlern freie Aussprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, schon in sich seelenvolles Organ, ein feiner musikalischer Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichterisches Gefühl, und hauptsächlich ein Gefühl, in dem alle menschlichen Empfindungen rein und stark wiederklingen. Der Genuß, den ein solches Wiedergeben wahrhaft schöner Gedichte gewährt, ist in der That ein unendlicher. Er ist mir oft und im höchsten Grade geworden, und ich rechne das zu den schönsten Stunden des Lebens. Aber auch das eigne Auswendiglernen und Auswendigwißen von Gedichten oder von Stellen aus Gedichten verschönert das einsame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend auf mit Stellen aus dem Homer, aus Göthe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlaßen werden. Denn man kann nichts Beßeres thun, als mit einem großen Gedanken hinüber gehen. W. Humboldt.

Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. W. Humboldt.

Die schöne Gartenkunst.

(Von Schiller.)

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage, ob sie denn auch wohl möglich sei, endigt. Dieß scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein der Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt.

Von diesen seltsamen Irrwegen kam die Gartenkunst in neueren Zeiten zwar zurück, aber nur um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekten flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosen Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlaßene Phantasie ihr Bild wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur anderen hinüberspringen, und die Natur, in einem größeren oder kleineren Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde; so sinkt sie nun in unseren sogenannten englischen Gärten zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei; man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu laßen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfnisse.

Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der Letzteren auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfnisse, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich so wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung, und das Auge durch Majestät und Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einiger Maßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der anderen zu begünstigen.

Auf der anderen Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Szenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind.

Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genußes bezweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen.

Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetze; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nachdem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Gränzen trat, und die Gartenkunst in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letzteren zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst

repräsentirt, und nur in so fern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach der er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch, aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnt.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Gränzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will. Es wird sich also wahrscheinlicher Weise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergeßen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirthes entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Der wahre Dichter.

(Von Goethe.)

Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen. Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in anderen, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbarlichen Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften sich zwecklos bewe-

gen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Misverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das traurige und das freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Schwermuth über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelaßener Freude seinem Schicksal entgegen geht, so schreitet die empfängliche leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmet seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens wachset die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die anderen wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen, die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder, den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodieen mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimmen der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt. Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie um desto mehr.

Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, das ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde, und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen.

Die Blütezeit der Poesie des Mittelalters.

(Von Vilmar.)

Vergegenwärtigen wir uns vermittels weniger Umriße die Zustände der damaligen Welt — der Welt, wie sie von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts in Hinsicht auf Politik, Glauben, Sitte, geselliges Leben, Kunst und Wissenschaft war —, so tritt uns zunächst die auf das Wachsthum und die Blüte unserer Poesie höchst einflußreiche Bedeutung der christlichen Kirche entgegen. Es war der Geist des Christenthums in den Völkern des Occidents, und vor

allem in dem deutschen Volke, zum eigentlichen Volksgeiste geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirirte, der aber auch die Massen — nicht als Lehre, sondern als Thatsache, nicht als Wißenschaft, sondern als Lebens-Element — völlig durchdrungen hatte; es war das Christenthum, zumal bei den Deutschen, nicht etwa ein bloßes Wißen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen; es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit, und eine Befriedigung durch die Gaben derselben so allgemein, wie sie seitdem nicht wieder gewesen ist, und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und der Päpste länger als zwei Jahrhunderte diesem höchsten geistigen Wohlgefühle nichts anhaben konnten. Wo eine solche in sich einige, unangefochtene Befriedigung herrscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlechte und vor allem dem deutschen Volke gewährte, da wird auch die Poesie (die in geistiger Unruhe und Unbefriedigtheit, im Hader und Zweifel niemals gedeihet, vielmehr ihren gewissen Untergang findet) ihren Kulminationspunkt erreichen, freilich aber auch von denen, welchen die liebevolle Fähigkeit fehlt, sich in jene befriedigten Zustände, in jenen ungestörten geistigen Genuß, in jene unbefangene Sicherheit des Wißens und Glaubens zurück zu versetzen, kaum richtig gewürdigt, ja, kaum verstanden werden. Höchst charakteristisch ist es darum auch, daß schon von den alten Dichtern, auf das eindringlichste aber und eifrigste gleichsam in die Wette von den Dichtern eben dieser unserer Blütezeit, der Zweifel als der unglücklichste und zerrüttendste, als ein wahrhaft seelenmordender Zustand geschildert wird. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu, in sich selbst zusammengefaßt, mit sich selbst einig und seiner selbst gewiß; was der Deutsche war, war er ganz, mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christenthum, welches eben den Menschen ganz haben will, mit Leib, Seele und Geist, und dieser Charakter kam dem Christenthum entgegen; er fand in demselben die Ruhe, das Vorgefühl des Lebens und die zweifellose Sicherheit, die ihm Bedürfnis war und durch welche er die Fähigkeit erhielt, sich in seinen tiefsten Lebensregungen, in seinem wahrsten Sein zu offenbaren.

In diese Zeit des höchsten geistigen Wohlgefühls fällt das Ereignis, welches geeignet war, dasselbe zum klarsten Bewußtsein und zur äußeren That zu bringen: die Kreuzzüge. Der Deutsche fühlte sich bereits als christlichen Helden, und jetzt konnte er das christliche Heldenthum auch bewähren durch glänzende Thaten. Es blieb nicht bloß ein Heldenthum des inneren Sinnes, des Gefühls, welches leicht in sich selbst hätte versinken, welches nach dem treffenden und noch heute üblichen Ausdrucke der ritterlichen Poesie jener Zeit sich hätte verliegen können, — alle Nerven mußten sich anspannen, alle Geister lebendig werden, und so erst wurde die deutsche Nation von außen wie von innen, so erst wurde sie ganz das, was sie sein sollte, und erhielt damit erst die

volle Befähigung und die höchste Weihe, diesem durch die That geoffenbarten tiefen und sicheren Lebensbewußtsein auch den vollen poetischen Ausdruck zu geben. Indes die Kreuzzüge haben noch eine andere, für die reiche Entwicklung der damaligen Poesie, wenn auch nicht in gleichem Grade wie die eben erörterte unmittelbar, jedenfalls mittelbar wichtige Bedeutung. Nenne man die Kreuzzüge immerhin ein phantastisches Unternehmen — ein Urtheil, welches sich nothdürftig vor dem Richterstuhle der weltlichen Geschichte, auf keinem Fall vor dem höheren Tribunal der christlichen Kulturgeschichte rechtfertigen läßt —, nenne man sie aber immerhin so, eben dieses Phantastische war ein nicht geringes Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten jener Zeit. Ein halbes Jahrtausend hatte die deutsche Nation in stiller Beschränkung auf sich selbst gelebt, höchstens den eigenen Herd vertheidigt gegen die Angriffe räuberischer Ungarnhorden; ein halbes Jahrtausend hatten lange Reihen von Generationen still und zufrieden in den engen Ringmauern und schmalen Gaßen ihrer Städte, in den einfachen Burgen, in den stillen Dörfern und auf den einsamen Gehöften am Waldessaum und auf der grünen Haide gewohnt: was draußen war, war fremd und unbekannt, nicht gesucht und nicht begehrt. Jetzt mit einem Male wurde eine fremde, glänzende Welt, wurde die nie gesehene Pracht des Orients vor ihnen aufgethan; eine zauberische Ferne voll lebhafter, glühender Farben that sich vor den erstaunten Blicken auf; die Kreuzheere der Franzosen zogen die wieder eröffneten Völkerstraßen entlang auf ihren reichgeschmückten Rossen, in glänzenden Kriegsgewändern, voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegerlust und Sangesjubel vor den erstaunten Augen der zuschauenden Deutschen vorüber — mit einem Worte, es erwachte in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne, aus bitterem Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbtheil des *deutschen* Jünglings ist, wenn er den ersten Schritt aus dem Vaterhause in die unbekannte Fremde thut. Diesen Seelenzustand repräsentiren unsere Gedichte dieses Zeitraumes sämtlich; einige, wie der unsterbliche Parcival Wolfram's von Eschenbach, sind sogar zum größten Theil auf denselben gegründet, und bleiben dem in ihren ergreifendsten Momenten unverständlich, welcher diesen Zustand nicht in sich erfahren hat und nicht in sich wieder zu erzeugen vermag.

Nehmen wir zu allem diesem noch hinzu die politische Größe des damaligen deutschen Reiches; sehen wir in dem deutschen Kaiser das weltliche Haupt der Christenheit, in den deutschen Heeren, dem Adel mit seinen Gefolgschaften den Kern der europäischen Tapferkeit, in dem deutschen Volke unter seinem Kaiser die weltgebietende Nation; wenden wir unsern Blick auf die Personen, welche damals auf dem deutschen Kaiserthrone saßen, auf die lebensfreudigen und lebensmuthigen, begeisterten und von den höchsten Ideen erfüllten Hohenstaufen: so werden wir gestehen müßen, daß kein Zeitraum reicher an den fruchtbarsten,

bewegendsten, ja, entflammendsten poetischen Elementen gewesen sei, als eben diese Zeit, die wir betrachten. War doch der mächtige Friedrich, der erste Hohenstaufe, selbst eine poetische Figur ersten Ranges, von dem Augenblicke an, wo er den Herrscherstab mit kräftiger Hand ergriff, bis die Fluthen des Selef ihn verschlangen, also, daß das deutsche Volk seinen deutschen Kaiser mit dem flammenrothen Barte noch heute nicht vergeßen hat, und von seinem Wiedererwachen in der Tiefe des Kyffhäuser-Berges das Wiedererwachen der höchsten Herrlichkeit der deutschen Nation erwartet. Endlich aber werden wir in Anschlag zu bringen nicht vergeßen, daß damals, wie die äußere Einheit der Nation, auch die innere noch fortbestand; nicht allein das Bewußtsein der Volksgröße, das allgemeine lebhafte stolze Nationalgefühl durchdrang damals alle Stände, alle Geschlechter und Individuen, sondern bei aller allmälig sich ausbildenden Scheidung der Volksklassen, der Edeln und Unedlen, der Freien und Hörigen, der Geistlichen und Laien, und bei der beginnenden Ausbildung verschiedener geistiger Bedürfnisse dieser Theile der Gesellschaft, waren die besten poetischen Momente ein Gemeingut aller dieser Theile: ein Gemeingut die Erinnerung an die sagenberühmten Helden der Vorzeit, die Kenntnis der alten Lieder und die Freude an denselben; ein Gemeingut war die Sprache, die nicht, wie heut zu Tage, in unbehülfliche Volks-Dialekte und überverfeinerte Konversations-Sprache zerfiel; ein Gemeingut die Sitte und Lebensgewohnheit in ihren edelsten, von den Vätern ererbten und treubewahrten Zügen. Erinnern wir uns nun, daß nur dann die rechte Lebendigkeit, die rechte Freude, der höchste Genuß vorhanden ist, wenn unser Leben, unsere Freude, unser Genuß, unser Streben überhaupt von einer großen Anzahl Mitgenießender und Mitstrebender getheilt wird, so werden wir die poetische Höhe jener Zeit begreifen können, in welcher ein angeschlagener Liederton alsbald fortklang von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und tausend einstimmige Töne aus der Nähe und Ferne, aus der Höhe und aus der Tiefe des Volkes ihm freudig antworteten.

Das Nibelungenlied.

(Von Aug. W. v. Schlegel.)

Das Lied der Nibelungen ist unter allen deutschen Gedichten des Mittelalters, die bisher bekannt geworden, und vermuthlich auch unter denen, die noch bekannt werden mögen, von Seiten der Ausführung das meisterhafteste. Die Erzählung vereinigt leichte Klarheit mit nachdrücklicher Gediegenheit, anmuthige Fülle mit fortreißender Raschheit. Nach Maßgabe des großen Abstandes der Zeiten, Völker und Sprachen hat vielleicht die Poesie keines Volkes irgend etwas aufzuweisen, das der Gestaltung des Homerischen Epos ähnlicher wäre. Man verständige sich

nur über das Wesen einer originellen und nicht aus Nachahmung entsprungenen Aehnlichkeit. Das Silbenmaß hat Mannigfaltigkeit, Umfang und Würde; Schwung und Ruhe halten sich darin das Gleichgewicht. Wenn ich damit die kurzen nach einander hinhüpfenden oder hinschleichenden Reimzeilen der Rittergedichte vergleiche, wobei man oft gar nicht zu Athem kommt, so kann ich mir die Ueberlegenheit jener Versart fast nicht anders erklären, als aus der Bestimmung für den Gesang. Liederweisen sind in der Zeit der Minnesänger unzählig viele gesetzt worden (die Dichter waren ja meistens zugleich Musiker), und wenn wir nach dem Bau der Strophen urtheilen sollen, zum Theil sehr künstliche. Die dem Heldengesange zugeeignete Weise aber war vermuthlich von ganz besonderer Art, und aus uralter Zeit her mit den Sagen selbst überliefert worden. Diese Erscheinung findet sich öfter, daß in einer Nationalmusik gerade das Aelteste das Vortrefflichste ist, und so wunderbar eigen, daß sich mit aller Wißenschaft nichts Aehnliches mehr erfinden läßt.

Den eben erwähnten Vorzug hatte das Lied der Nibelungen mit vielen anderen gemein; durch die Erhabenheit seines Inhalts mußte es den Vorrang vor ihnen behaupten; es läßt sich nichts entschiedener Tragisches denken, als seine Katastrophe. Dem menschlichen Gemüthe liegt aber die Wehmuth über den Verfall, die Trauer über den Untergang vormaliger Größe und Herrlichkeit näher, als heitere Spiele mit der Gegenwart und vertrauende Aussichten in die Zukunft. Darum hielten die Griechen ihre Ilias werther als die Odyssee; jene schilderte unter verderblichen Verwirrungen die letzte Glorie des abscheidenden Heldenalters, diese den hoffnungsvollen Anbau des bürgerlichen Lebens, Schifffahrt, Gewerbe, Häuslichkeit und gesetzliche Ordnung. Darum ist von den gelungenen Thaten Karl's des Großen keine so besungen worden, wie die Niederlage zu Ronceval, wo Roland fiel. Welch ein Gemälde der menschlichen Schicksale stellt uns das Lied der Nibelungen auf! Mit einer jugendlichen Liebeswerbung hebt es an; dann verwegene Abenteuer, Zauberkünste, ein leichtsinniger aber gelungener Betrug. Bald verfinstert sich der Schauplatz, gehäßige Leidenschaften mischen sich ein, eine ungeheure Frevelthat wird verübt. Lange bleibt sie ungestraft; die Vergeltung droht von ferne und rückt in mahnenden Weissagungen näher; endlich wird sie vollbracht. Ein unentfliehbares Verhängnis verwickelt Unschuldige und Schuldige in den allgemeinen Fall, eine Heldenwelt bricht in Trümmer.

Werth und Wirken der Sprache.

(Von Herder.)

Wenn uns jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unserer verschiedensten Sinne nicht nur in

Töne gefaßt, sondern auch diesen Tönen mit inwohnender Kraft so mitgetheilt werden sollen, daß sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man diese Aufgabe für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge mit einander verwechselnd die Farbe zum Tone, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Räthsel thätig aufgelöset. Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Abdruck unserer Gedanken und Gefühle in des anderen Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menschen je auf der Erde Menschliches dachten, wollten, thaten und thun werden; denn alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht hätte und wie ein Zauberton auf unseren Lippen schwebte. Die ganze Geschichte der Menschheit also mit allen Schätzen ihrer Ueberlieferung und Ausbildung ist nichts, als eine Folge dieses aufgelöseten göttlichen Räthsels. Was uns dasselbe noch sonderbarer macht, ist, daß wir, selbst nach seiner Auflösung, bei täglichem Gebrauche der Rede, nicht einmal den Zusammenhang der Werkzeuge dazu begreifen. Gehör und Sprache hangen zusammen; denn bei den Abartungen der Geschöpfe verändern sich ihre Organe offenbar miteinander. Auch sehen wir, daß zu ihrem Einklang der ganze Körper eingerichtet worden; die innere Art der Zusammenwirkung aber begreifen wir nicht. Daß alle Gemüthsbewegungen, insonderheit Schmerz und Freude, Töne werden, daß, was unser Ohr hört, auch die Zunge reget, daß Bilder und Empfindungen geistige Merkmale, daß diese Merkmale bedeutende, ja bewegende Sprache sein können — das alles ist ein Zusammenklang so vieler Anlagen, ein freiwilliger Bund gleichsam, den der Schöpfer zwischen den verschiedensten Sinnen und Trieben, Kräften und Gliedern seines Geschöpfes ebenso wunderbar hat errichten wollen, als er Leib und Seele zusammenfügte.

Wie sonderbar, daß ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigstens das beste Mittel unserer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen, ihm so ungleichen Handlungen unserer Seele wären diese Handlungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unseres Gehirns müßig, die ganze Anlage unseres Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Thiere geriethen, zeigen. Die Taub- und Stummgebornen, ob sie gleich Jahre lang in einer Welt von Geberden und anderen Ideenzeichen lebten, betrugen sich dennoch nur wie Kinder, oder wie menschliche Thiere. Nach der Analogie dessen, was sie sahen und nicht verstanden, handelten sie; einer eigentlichen Vernunftverbindung waren sie durch allen Reichthum des Gesichts nicht fähig geworden. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat; die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durch das Wort dem Gedächtnisse, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja, endlich dem Verstande der Men-

schen, der Ueberlieferung einverleibt; eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Fluth seiner Gemüthsregungen in Dämme einschloß, und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte. Nicht die Leier Amphion's hat die Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten verwandelt: die Sprache hat es gethan, sie, die große Gesellerin der Menschen. Durch sie vereinigten sie sich bewillkommend einander, und schloßen den Bund der Liebe. Gesetze stiftete sie und verband Geschlechter; nur durch sie ward eine Geschichte der Menschheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt sehe ich die Helden Homer's und fühle Ossian's Klagen, obgleich die Schatten der Sänger und ihrer Helden so lange der Erde entflohen sind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat sie unsterblich gemacht und bringt ihre Gestalten vor mich; die Stimme der Verstorbenen ist in meinem Ohre; ich höre ihre längst verstummten Gedanken. Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch Sprache zu mir. Durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft; kurz, Sprache ist der Charakter unserer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzet.

Der Mensch im Verbande mit der Menschheit.

(Von Herder.)

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbt. Wir denken in einer Sprache, die unsere Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in anderen Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechtes beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseins, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein freudenloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrücknis und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln und, indem wir andere Gemüther von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geist- und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese

Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müßen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dieß ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unseren, auf andere auf die Nachkommenschaft wirken müßen und fortwirken werden.

Gedenken wir nur, um dieß inne zu werden, an die lebendigsten Augenblicke unseres Lebens, insonderheit unserer Kindheit und Jugend; giengen wir nicht, da wir sie genoßen, stets aus uns heraus und theilten uns mit? oder wir empfiengen von anderen, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsere eingeschränkte, sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genußes und Daseins. So giengen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne floßen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unserer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht bloß was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilt; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andere. Schiene gleich manches im dunkeln Grunde unseres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen, zu rechter Zeit steigt's doch hervor und organisirt sich zu und mit anderen Gedanken; denn in der menschlichen Seele ist nichts todt; alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde, und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt eine die andere. Noch in einem höheren Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehen. Wir gewöhnen uns an des anderen Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andere fortpflanzen. Dieß ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Gebärden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu sein und sind's nie; wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister anderer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unserer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichter zu sehen, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Misgestalten gehen in uns über. Wohl ihm, dem sein Leben ein Elysium und keinen Tartarus zum Him-

mel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen bereitet hat! Sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Bestimmung zur Pflichterfüllung.

(Von J. G. Fichte.)

Gesegnet sei mir die Stunde, da ich zum Nachdenken über mich selbst und meine Bestimmung mich entschloß. Meine ganze vollständige Bestimmung begreife ich zwar nicht; was ich werden soll, und was ich sein werde, übersteigt alles mein Denken. Ein Theil dieser Bestimmung ist mir selbst verborgen, nur Einem, dem Vater der Geister, sichtbar, dem sie anvertraut ist. Ich weiß nur, daß sie mir sicher, und daß sie ewig und herrlich ist, wie er selbst. Denjenigen Theil derselben aber, der mir selbst anvertraut ist, kenne ich, kenne ich durchaus, und er ist die Wurzel aller meiner übrigen Erkenntnisse. Ich weiß in jedem Augenblicke meines Lebens sicher, was ich ihm thun soll, und dieß ist meine ganze Bestimmung, in wie fern dieselbe von mir abhängt. In diesem Mittelpunkte soll ich feststehen und darin einwurzeln; auf ihn soll all mein Dichten und Trachten und mein ganzes Vermögen gerichtet sein; er soll mein ganzes Dasein in sich verweben.

Ich soll meinen Verstand ausbilden und mir Kenntnisse erwerben, so viel ich irgend vermag; aber in dem einigen Vorsatze, um dadurch der Pflicht in mir einen größeren Umfang und eine weitere Wirkungssphäre zu bereiten; ich soll vieles haben wollen, damit viel von mir gefordert werden könne. Ich soll meine Kraft und Geschicklichkeit in jeder Rücksicht üben, aber lediglich, um an mir der Pflicht ein tauglicheres und geschickteres Werkzeug zu verschaffen; denn so lange, bis das Gebot aus meiner ganzen Person heraus in die äußere Welt eintritt, bin ich meinem Gewißen dafür verantwortlich. Ich soll in mir die Menschheit in ihrer ganzen Fülle darstellen, so weit, als ich es vermag, aber nicht um der Menschheit selbst willen; diese ist an sich nicht von dem geringsten Werthe; sondern, um hinwiederum in der Menschheit die Tugend, welche allein Werth an sich hat, in ihrer höchsten Vollkommenheit darzustellen. Ich soll mit Leib und Seele und allem, was an und in mir ist, mich nur betrachten als Mittel für die Pflicht, und soll nur dafür sorgen, daß ich diese vollbringe und daß ich sie vollbringen könne, so viel es an mir liegt. Sobald aber das Gebot — wenn es nur wirklich das Gebot ist, dem ich gehorcht habe, und wenn ich nur wirklich der einigen reinen Absicht, ihm zu gehorchen, mir bewußt bin —, sobald das Gebot aus meiner Person heraus in die Welt eintritt, habe ich nicht mehr zu sorgen; denn es tritt von da an ein in die Hand des ewigen Willens. Von nun an weiter zu sorgen, wäre vergebliche Qual, die ich mir selbst

zufügte; wäre Unglaube und Mistrauen gegen jenen Willen. Es soll mir nie einfallen, statt seiner die Welt regieren zu wollen, die Stimme meiner beschränkten Klugheit statt seiner Stimme in meinem Gewißen zu hören, und den einseitigen Plan eines kurzsichtigen Einzelnen an die Stelle seines Planes, der über das Ganze sich erstreckt, zu setzen. Ich weiß, daß ich dadurch nothwendig aus seiner Ordnung und aus der Ordnung aller geistigen Wesen heraus fallen würde.

So wie ich diese höhere Fügung durch Ruhe und Ergebung ehre, eben so soll ich die Freiheit anderer außer mir in meinem Handeln ehren. Es ist nicht davon die Frage, was sie nach meinen Begriffen thun sollen, sondern davon, was ich thun darf, um sie zu bewegen, daß sie es thun. Aber ich kann unmittelbar nur auf ihre Ueberzeugung und auf ihren Willen wirken wollen, so weit die Ordnung der Gesellschaft und ihre eigene Einwilligung es verstattet; keineswegs aber ohne ihre Ueberzeugung und ohne ihren Willen auf ihre Kräfte und Verhältnisse. Sie thun auf ihre eigene Verantwortung, was sie thun, wo ich es nicht ändern kann, oder nicht darf, und der ewige Wille wird alles zum Besten lenken. Mir ist mehr daran gelegen, daß ich ihre Freiheit ehre, als daß ich verhindere oder aufhebe, was mir beim Gebrauche derselben böse scheint.

Die Tugend.

(Von Sailer.)

Es ist eine Frage, die schon als Frage die ganze Wichtigkeit ihrer Untersuchung ausspricht, die Frage: Ist Tugend ein Traum oder Wahrheit, ein Gespenst oder wirkliches Sein? Und wenn sie ist, was ist sie denn? Ist sie bloß eine vorübergehende Wallung des Blutes, ein schwankender Gedanke des Verstandes, ein flüchtiges Gebilde der Phantasie, eine wechselnde Neigung des Herzens, ein halblahmes Wollen, — oder ist sie mehr? Ist sie aus der Zeit, oder aus der Ewigkeit geboren? Ist sie der Himmel selbst, oder die Pforte dazu, oder beides zugleich? Ist Unvergänglichkeit ihr Wesen, oder wird sie von der Motte gefreßen, wie das Gewand, von dem Feuer verzehrt, wie die Hütte, von dem Grabe verschlungen, wie der Leib? Ist Ewigkeit ihr Charakter, wie ihre Heimat?

Es gibt eine Antwort auf diese Frage, die alle Weisen, die sind, was sie heißen, in ihrem Bewußtsein vorfinden und in ihrem Leben darstellen. — Tugend ist, und sie ist das, was in der vernünftigen Natur des Menschen als seine Bestimmung unverkennbar eingezeichnet, und als wirkliches Sein selbst in der Gebärde des Edlen noch kennbar genug ausgedrückt ist; was in die unzähligen Gedanken, Wünsche, Handlungen des einzelnen Menschen Ordnung zu bringen und den vergänglichen Bemühungen der menschlichen Gesellschaft unvergäng-

liche Würde zu verschaffen, allein im Stande ist; was keine Wißenschaft des Forschers aus sich allein erzeugen und keine Tyrannei ertödten kann, was also höher steht als alle Wißenschaft, und ungleich höher als alle Weltmacht; was die Trümmer der Welten, also wohl auch die Trümmer aller menschlichen Systeme überleben wird; was sich in dem Evangelium und in dem Leben Christi am schönsten ausspricht, und was die Leiche der frommen Mutter in dem letzten Wiederscheine des abgeschiedenen Geistes noch verkündet; was der Feind am Feinde loben, und ohne was der Mensch sich selber verdammen muß; was das strenge Szepter des Gebietenden milde, und die schwere Bürde des Gehorchenden sanft, was das ärmlichste Menschenleben inhaltreich und das Bitterste, sein Ende, süß macht; was mich über die Natur und mich selbst erhebt, um mich mit der Urquelle aller Natur und aller Vernunft zu vereinigen, und was mich in dieser Einigung groß, stark, weise, frei, selig macht. — Tugend ist, und sie ist das, was in dem Heiligen, das Gott selber ist, sein Urbild, in dem Ausspruche Gottes, der im Gewißen wiederhallt, sein Gesetz, in der Richtung des freien Willens zum Urbilde sein Wesen, in der Nachahmung des Heiligen sein Tagwerk, in der errungenen Gleichheit mit dem Urbilde den Endpunkt seines Strebens hat. — Tugend ist, und sie ist das Göttliche, das, aus Gott geboren, zunächst das Gemüth des Menschen verklärt, dann, nach außen wirkend, aus dem Chaos Ordnung schafft, die Welt verschönert und das Elend der Menschen erquickt. — Tugend ist, und sie ist das Göttliche, das seine Höhe in Gott, seine Tiefe in dem Gott anbetenden Gemüthe, seine Breite auf dem Schauplatze der Welt, seine Länge in der endlosen Ewigkeit hat. — Tugend ist, und sie ist das Göttliche, das in seinen ersten Bewegungen wider das Fleisch für den Geist kämpft; in seinem Fortschritte das Gemüth fertig macht, nach dem Geiste zu leben; in seiner Annäherung zum Ziele Gottseligkeit und Leutseligkeit, ohne sonderlichen Kampf, in schönster Harmonie erzeugt. — Tugend ist, und sie ist das Göttliche, das nicht in der Region der Sinnlichkeit, nicht in der Region des Begriffes, sondern in der Region der Innigkeit daheim ist; das von Gott kommt, und zu Gott zurückführt, und in Gott seinen Sabbath feiert, und im Himmel lebend auf Erden ein Bild seines himmlischen Lebens wie im Abglanze darstellt. — Tugend ist, und sie ist das Göttliche, das in seinem Ursprunge eine neue Schöpfung, in seinem Leben eine neue Erscheinung Gottes, in seiner Vollendung ein seliges Leben aus, in und mit Gott ist.

An meinen Sohn Johannes.

(Von Claudius.)

„Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe gebe ich dir.“

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und laße dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüßig ist.

Ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Drum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts ist wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin ohne es zu wißen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehn. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weiß machen, daß er sich rathen könne, und selbst seinen Weg wiße. Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare dir denn vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müßen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egyptier. Nimm es dir vor, Sohn, nichts wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen. Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Men-

schenglück, Licht, Freiheit, Tugend rc. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Waßer, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht so. Man hat darum die Sache noch nicht, wenn man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsamen Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gaße ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wiße; sondern der ist weise, der seiner Unwißenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist; so suche sie und nicht das deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geiste gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel beßer.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen haßen; doch wiße, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte dich, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die anderen über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde Niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mistraue der Gestikulation, und gebärde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Waßers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wiße immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend Etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

Aus Phaedon von Platon.

Personen des Gesprächs:

Echekrates, Phaedon, Apollodoros, Sokrates, Kebes, Simmias, Kriton, der Diener der Eilfmänner.

Echekrates. Bist du selbst, mein Phaedon, an jenem Tage zugegen gewesen, als Sokrates das Gift trank im Gefängnisse, oder hast du darüber von einem Andern gehört?

Phaedon. Ich selbst war bei ihm, Echekrates.

Echekr. Was redete denn nur der Mann vor seinem Tode und wie starb er? Gern möchte ich das hören; denn es verkehrt weder Jemand von den Bürgern, den Phliasiern, jetzt mit Athen, auch ist kein Gastfreund seit geraumer Zeit von dorther angekommen, der uns etwas Sicheres darüber zu berichten im Stande gewesen wäre, außer gerade, daß er das Gift getrunken habe und gestorben sei. Etwas weiteres wußte man nicht zu erzählen.

Phaed. Also auch über das Gericht habt Ihr nichts vernommen, wie es dabei zugegangen?

Echekr. Ja, das hat uns Einer erzählt, und wir wunderten uns noch, daß er, nachdem dasselbe längst vorüber war, offenbar viel später gestorben ist. Wie kam denn das, Phaedon?

Phaed. Der Zufall wollte es so. Es traf sich nämlich, daß am Tage vor dem Gerichte das Hintertheil des Schiffes bekränzt wurde welches die Athener nach Delos senden.

Echekr. Was hat es damit für eine Bewandtnis?

Phaed. Das ist das Fahrzeug, wie die Athener sagen, in welchem Theseus einst nach Kreta mit jenen zweimal sieben fuhr und diese und sich selbst rettete. Sie gelobten nun damals dem Apollon, wenn sie gerettet würden, jedes Jahr einen Opferzug nach Delos zu führen; welchen sie denn immer von jener Zeit an und auch jetzt noch jährlich dem Gotte schicken. Wenn sie nun den Opferzug begonnen haben, so ist es bei ihnen Gesetz die Stadt rein zu halten, und Niemanden von Staats wegen zu tödten, bevor nicht nach Delos das Schiff gelangt und wieder zurückgekehrt ist. Und dieß dauert manchmal lange Zeit, wenn gerade Winde sie aufhalten. Es ist aber der Anfang des Opferzugs, wenn der Priester des Apollon das Hintertheil des Fahrzeuges bekränzt. Dieß war nun, wie gesagt, gerade am Tage vor dem Gerichte geschehen; deswegen war auch die Zeit, die zwischen dem Gerichte und dem Tode Sokrates in dem Gefängnis zubrachte, so lang.

Echekr. Wie waren denn die Umstände beim Tode selbst, mein Phaedon? Was war denn das, was gesprochen und gethan wurde, und

welche von seinen Angehörigen waren anwesend? Oder gestattete die Behörde den Zutritt zu ihm nicht, und starb er nicht im Beisein von Freunden?

Phaed. Keineswegs, sondern es waren einige und zwar viele da.

Echekr. Dieß alles nun sei so gut uns auf das Genaueste zu erzählen, falls du nicht etwa eine Abhaltung hast.

Phaed. Ich habe Zeit und will versuchen, es euch zu erzählen; denn das Andenken an Sokrates, sowohl wenn ich selbst spreche, als einem Andern zuhöre, ist für mich stets das höchste Vergnügen.

Echekr. Eben solche hast du auch, mein Phaedon, zu Zuhörern. So versuche denn, so genau du nur immer kannst, alles zu berichten.

Phaed. Mir ward in der That bei meiner Anwesenheit wundersam zu Muthe. Denn es ergriff mich weder Mitleid, als wie Einen, der beim Tode eines Angehörigen zugegen ist — denn glücklich erschien mir der Mann, mein Echekrates, in seinem Wesen und seinen Reden, wie furchtlos und edel er endete, so daß sich mir der Gedanke aufdrängte, er werde auch in den Hades nicht ohne göttliche Fügung gehen, sondern auch dort glücklich sein, wenn es je sonst Einer war. Deswegen nun kam mir gar kein Mitleidsgefühl an, wie man wohl von dem Zeugen eines Trauerfalles glauben sollte — noch auch empfand ich Freude, wie gewöhnlich, wenn wir in philosophischer Unterhaltung begriffen waren, denn auch das Gespräch war von dieser Art; sondern ich befand mich in einem ganz sonderbaren Gemüthszustande und in einer ungewohnten Mischung von Freude und Schmerz, indem ich daran dachte, daß er nun gleich sterben werde, und alle Anwesenden befanden sich fast in derselben Stimmung; bald lachten wir, bald weinten wir, einer aber von uns ganz besonders, Apollodoros. Du kennst ja wohl den Mann und sein Wesen?

Echekr. Ja wohl.

Phaed. Der nun war ganz und gar so gestimmt, und ich selbst war erschüttert, und die Uebrigen.

Echekr. Aber welche waren denn gerade anwesend, mein Phaedon?

Phaed. Von den Einheimischen nun jener Apollodoros und Kritobulos nebst seinem Vater Kriton, außerdem noch Hermogenes, Epigenes, Aeschines und Antisthenes. Es war auch Ktesippos der Päanienser zugegen nebst Menerenos und einige andere Einheimische. Platon aber, glaub ich, war krank.

Echekr. Waren denn Fremde da?

Phaed. Ja, nämlich Simmias aus Theben, und Kebes und Phädonides aus Megara, Euklides und Terpsion.

Echekr. Wie nun, waren Aristipes und Kleombrotos anwesend?

Phaed. Nein, man sagte, sie wären in Aegina.

Echekr. War außerdem noch jemand da?

Phaed. Ich glaube, das sind ziemlich Alle, die anwesend waren.

Echekr. Wie denn nun? was wurde, sagst du, geredet?

Phaed. Ich will versuchen, dir von Anfang an Alles zu erzählen. Immer nämlich, auch schon die Tage vorher, pflegten wir, sowohl ich als die Andern, zum Sokrates zu gehen, indem wir uns am Gerichtshause versammelten, in welchem auch das Gericht verhandelt worden. Denn es lag nahe am Gefängnisse. Wir warteten nun jedesmal, bis das Gefängnis geöffnet wurde, während dessen wir uns miteinander unterhielten: es wurde nämlich nicht zeitig geöffnet. Nachdem es geöffnet worden, giengen wir hinein zu dem Sokrates und brachten oft den ganzen Tag bei ihm zu. Und so hatten wir uns denn auch damals etwas früher versammelt; denn den Tag vorher, als wir am Abend das Gefängnis verlaßen hatten, war uns kund geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei. Wir verabredeten uns also auf das früheste am gewohnten Platze zusammen zu kommen. Wir stellten uns ein und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam zu uns heraus und sagte, wir sollten uns gedulden und nicht eher zu ihm gehen, bis er es uns selbst geheißen haben würde. Es nehmen nämlich, sagte er, die Eilfmänner dem Sokrates die Feßeln ab, und kündigen ihm an, daß er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit darauf kam er und hieß uns hineingehn. Beim Eintreten trafen wir den Sokrates eben entfeßelt und die Xantippe, du kennst sie ja, sein Söhnchen auf dem Arme haltend und bei ihm sitzend. Als diese nun unserer ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei dergleichen, wie die Weiber pflegen, als: o Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde mit dir reden und du mit ihnen! Da sagte Sokrates auf den Kriton blickend: Kriton, es mag Einer sie nach Hause führen, und es führten sie Einige von Kritons Dienern unter Schreien und Trauerschlägen fort. Sokrates aber richtete sich auf im Lager, krümmte das Bein und rieb es mit der Hand und sprach während des Reibens: Was für eine sonderbare Sache, liebe Freunde, ist das, was die Menschen angenehm nennen; wie wunderbar verhält es sich zu dem, was demselben entgegengesetzt zu sein scheint, dem Unangenehmen, indem zwar Beide nicht zu gleicher Zeit bei einem Menschen sein wollen, wenn aber Jemand das eine verfolgt und es erfaßt, er beinahe gezwungen wird, auch das andere zu nehmen, gleichsam, als wenn sie zwei an Einem Ende zusammen geknüpft wären. Und ich glaube, sagte er, wenn Aesopos das bemerkt hätte, so würde er wohl eine Fabel gemacht haben, daß Gott beide im Kampf mit einander Begriffene habe aussöhnen wollen, allein, da er es nicht vermocht, ihre Enden zusammen gebunden habe; und deshalb also muß, wohin das Eine kommt, dahin später auch das Andere nachfolgen; wie daher auch bei mir selbst, nachdem von der Feßel in den Beinen vorher das Schmerzhafte war, darauf nunmehr das Angenehme sich einzustellen scheint.

Da nahm nun Kebes das Wort und sagte: Fürwahr, Sokrates, du thust wohl, mich zu erinnern. Ueber die Gedichte nämlich, die du gefertigt, indem du die Fabeln des Aesopos in Verse gebracht, und das Loblied auf den Apollon gedichtet hast, haben mich schon Manche und auch Euenos neulich gefragt, in welcher Absicht denn, nachdem du hieher gekommen, du diese Gedichte gemacht habest, ohne vorher jemals gedichtet zu haben. Wenn es dir nun daran liegt, daß ich dem Euenos antworten kann, wenn er mich fragt — ich weiß aber, daß er mich fragen wird, — so sprich, was ich sagen soll. — So sage ihm dann die Wahrheit, mein Kebes, antwortete er, daß ich sie nicht gemacht habe, mit ihm oder mit seinen Gedichten zu wetteifern; denn ich wußte, daß dieß nicht leicht sei, sondern um klar zu werden, was gewisse Träume andeuteten, und um mich gegen Gewißensskrupel zu sichern, wenn vielleicht dieß die Musik wäre, die sie mir öfters zu treiben geboten. Die Sache war nämlich diese; öfters kam ein und derselbe Traum über mich in dem vergangenen Leben, der sich in verschiedener Zeit in verschiedener Gestalt zeigte, und immer dasselbe sagte: o Sokrates, treibe und beschäftige dich mit Musik. Und ich meinte, in der vergangenen Zeit wenigstens, er heiße mir das und ermuntere mich zu dem, was ich trieb; so wie die, welche den Laufenden zurufen, eben so ermuntere mich der Traum Musik zu treiben, indem die Weltweisheit die höchste Musik ist, und ich mich mit derselben beschäftigte. Jetzt nun, nachdem das Gericht vorüber ist, und das Fest des Gottes meinen Tod verzögerte, schien mir, wenn öfters der Traum mir jene gemeine Musik zu treiben geböte, nicht ungehorsam sein zu dürfen, sondern es zu thun. Denn für sicherer hielt ich es, nicht von hinnen zu gehen, bevor mich nicht mein Gewißen gesichert hätte, dadurch, daß ich dichtete, und so dem Traume gehorchte. So habe ich nun zuerst auf den Gott Gedichte gemacht, dem das gegenwärtige Opfer gebracht wurde; hierauf habe ich, in Betracht, daß der Dichter, wenn er wirklich ein Dichter sein will, Fabeln, aber nicht wahre Reden dichten müße, ich aber selbst kein Fabeldichter bin, von den Fabeln des Aesopos, welche ich bei der Hand hatte und kannte, diejenigen, welche mir zuerst aufstießen, in Verse gebracht.

Dieß nun, mein Kebes, sage dem Euenos; und ich ließe ihm wohl zu leben wünschen, und er möge, wenn er klug sei, so bald als möglich mir nacheilen. Ich werde aber heute, wie es scheint, von hinnen gehen. Da antwortete Simmias: Was heißest du da, o Sokrates, dem Euenos? Ich bin nämlich oft mit dem Manne zusammen gekommen. Nachdem nun, was ich etwa bemerkt habe, wird er freiwillig keinesfalls dir gehorchen. — Wie so? sagte Jener, ist Euenos nicht ein Weltweiser? Ich glaube, entgegnete Simmias. — So wird es denn auch Euenos wollen, wie Jeder, der würdig sich mit dieser Sache beschäftigt. Doch freilich wird er sich keine

Gewalt anthun; denn das, sagt man, ist nicht recht. Und bei diesen Worten ließ er die Beine vom Lager zur Erde herunter, und sprach nun sitzend das Uebrige.

Da fragte ihn Kebes: Was sagst du da, mein Sokrates, es sei nicht recht, sich Gewalt anzuthun, und doch sei der Weltweise geneigt, dem Sterbenden zu folgen. — Wie denn, o Kebes, habt ihr denn, du und Simmias, nichts darüber gehört, bei euerem Umgange mit Philolaos? — Nichts genaues wenigstens, mein Sokrates. — Auch ich spreche nur von Hörensagen darüber; was ich nun gehört habe, das will ich gern mittheilen. Denn es schickt sich ja wohl ganz besonders für den, der im Begriff ist dahin zu wandern, zu betrachten und zu plaudern über die Wanderung dorthin, welche Vorstellung ungefähr wir uns davon machen. Was könnte wohl auch Einer anders thun in der Zeit bis zum Sonnenuntergang?

Aus welchem Grunde nun denn behauptet man, daß es nicht recht sei sich selbst zu tödten, mein Sokrates? Ich habe nämlich hinsichtlich dessen, wonach du eben jetzt fragtest, sowohl vom Philolaos gehört, als er bei uns verweilte, als auch schon von Andern, daß man dieß nicht thun dürfe; etwas Genaues aber habe ich von Keinem von ihnen jemals vernommen. — Du mußt dir Mühe geben, sagte er, vielleicht hörst du es wohl noch. Es wird dir jedoch vielleicht wunderbar vorkommen, daß dieß allein von dem Uebrigen allen schlechthin wahr ist, und es sich nicht trifft, wie bei den andern Dingen, daß es bisweilen und für manche beßer ist, todt zu sein, als zu leben: daß es ferner denjenigen, für welche es beßer ist, todt zu sein, als zu leben, nicht erlaubt ist sich selbst wohl zu thun, sondern daß sie einen andern Wohlthäter erwarten müßen, auch das wird dir wunderbar erscheinen. Und Kebes entgegnete mit einem ruhigen Lächeln: Das weiß Gott, in seiner Mundart. — Es mag wohl, wenn man es so hört, sonderbar scheinen, sagte Sokrates, nichtsdestoweniger hat es vielleicht einiger Maßen Grund. Nämlich der in der Geheimlehre darüber aufgestellte Satz, daß wir Menschen in einem Gefängnisse seien, und daß man sich nicht daraus losmachen und nicht davon laufen dürfe, scheint mir gewichtig und nicht leicht verständlich zu sein; aber das, Kebes, wenigstens scheint mit Recht gesagt zu werden, daß die Götter unsere Fürsorger, und wir Menschen ein Eigenthum der Götter seien; oder scheint es dir nicht so? — Ja, mir scheint es so, sagte Kebes. — Auch du würdest also, sprach er, wenn eins von den Geschöpfen, die dein Eigenthum sind, sich selbst tödtete, ohne daß du ihm andeutetest, du wolltest, es solle sterben, über dasselbe unwillig werden und es strafen, wenn du eine Strafe hättest? Ja wohl, sagte er. — Es ist also vielleicht nicht widersinnig, daß man sich nicht eher tödtet, bevor nicht Gott eine Nothwendigkeit verhängt hat, wie die, welche für uns jetzt da ist.

Freilich, sagte Kebes, scheint dieß ganz recht zu sein. Was du jedoch so eben gesagt hast, daß die Weltweisen gerne sterben wollen, dieß, mein Sokrates, erscheint ungereimt, wenn nämlich das, was wir so eben sagten, wahr ist, daß Gott unser Fürsorger ist, und wir sein Eigenthum sind. Denn daß die Verständigsten nicht ungern aus dieser Pflege weggehen sollten, in der diejenigen ihre Fürsorger sind, welche die besten Fürsorger aller Dinge sind, nämlich die Götter, das hat keinen vernünftigen Grund, denn ein solcher wird doch wohl nicht glauben, daß er selbst beßer für sich sorgen werde, wenn er frei geworden; sondern nur ein thörichter Mensch könnte wohl vielleicht das glauben, man müße dem Herrn entfliehen, ohne zu überlegen, daß man von dem guten wenigstens nicht fliehen dürfe, sondern so lange als möglich bei ihm bleiben müße; darum würde er unvernünftigerweise fliehen. Der Vernünftige hingegen begehrt doch wohl immer bei dem zu sein, der beßer ist als er. Sonach findet natürlich gerade das Gegentheil von dem Statt, was eben gesagt wurde; dem Verständigen muß es nämlich leid sein zu sterben, der Thörichte hingegen sich darüber freuen. — Als Sokrates dieß hörte, schien er mir an der Angelegenheit des Kebes für die Sache sich zu ergötzen und sprach auf uns blickend: Immer doch spürt Kebes einige Gründe auf und will sich gar nicht gleich überzeugen laßen, was einer auch sagen mag. Da sagte Simmias: In der That, mein Sokrates, auch mir selbst scheint Kebes jetzt gerade etwas Wahres geredet zu haben. Denn warum möchten wohl wahrhaft weise Männer Herren, welche beßer sind, als sie selbst, fliehen und sich leicht von ihnen trennen? Und mir scheint Kebes mit der Rede auf dich zu zielen, weil es dir so leicht ankommt, uns um so gute Herren, als die Götter sind, wie du selbst zugibst, zu verlaßen. — Ihr habt Recht, sagte er. Ich glaube, ihr meint, ich müße mich darüber vertheidigen, wie vor Gericht. — Ja wohl, antwortete Simmias.

Wohlan nun, sprach er, ich will versuchen, mich vor euch überzeugender zu rechtfertigen, als vor den Richtern. Wenn ich nämlich, o Simmias und Kebes, nicht glaubte, erstens zu andern weisen und guten Göttern zu kommen, dann auch zu verstorbenen Menschen, welche beßer sind als die hier, so würde ich unrecht thun, daß ich mich nicht über den Tod betrübe. Nun aber wißet wohl, daß ich hoffe, sowohl zu guten Männern zu kommen — das mag ich indessen gerade nicht so gewiß behaupten; daß ich jedoch zu Göttern, welche sehr gute Herren sind, kommen werde, das will ich, wenn irgend etwas von der Art, mit der größten Sicherheit behaupten. Darum betrübe ich mich deshalb nicht gleicher Maßen, sondern bin der frohen Hoffnung, es gebe etwas für die Gestorbenen und zwar, wie ja schon von Alters her gesagt wird, etwas viel Beßeres für die Guten als für die Bösen. — Wie nun, mein Sokrates, sprach Simmias, gedenkst du diese Meinung bei dir behaltend von hinnen zu gehen, oder würdest du sie wohl auch uns mittheilen? Denn

dieß ja scheint mir ein auch uns gemeinsames Gut zu sein, und zugleich wird es für dich eben die Vertheidigung sein, wenn du uns von dem überzeugst, was du sagst. — So will ich es versuchen, entgegnete er. Zuerst wollen wir aber den Kriton hier fragen, was das ist, was er mir schon längst sagen zu wollen scheint. — Nichts weiter, mein Sokrates, entgegnete Kriton, als daß mir derjenige, welcher dir das Gift reichen soll, schon lange zuredet, man sollte dich bedeuten, so wenig als möglich zu sprechen; er meint durch das Sprechen erhitzten sie sich mehr, als gut wäre, und so etwas dürfe beim Gift nicht stattfinden, sonst wären diejenigen, welche so etwas thäten, bisweilen gezwungen zweimal und dreimal zu trinken, und Sokrates erwiederte: Laß ihn gehen, er mag sich um das bekümmern, was seines Amtes ist, um zweimal und nöthigenfalls auch dreimal zu geben. — Ich wußte es beinahe schon, sagte Kriton, aber er quält mich schon lange. — Laß ihn, sprach er. Euch nun als Richtern will ich jetzt Rede stehen, daß ich mit Grund und Recht der Ansicht bin, ein Mann, der wirklich sein Leben in der Weltweisheit hingebracht hat, müße, wenn er im Begriff ist zu sterben, getrost und der frohen Hoffnung sein, daß er dort die höchsten Güter erlangen werde, wenn er gestorben ist. Auf welche Weise sich das so verhält, will ich euch, Simmias und Kebes, zu zeigen versuchen.

Es scheint nämlich den übrigen zu entgehen, daß diejenigen, welche sich wahrhaft mit der Weltweisheit abgeben, keines andern Dinges sich bestreben, als zu sterben und todt zu sein. Wenn nun dieß wahr ist, so wäre es doch wohl ungereimt im ganzen Leben nichts andres zu begehren, als dieß; wenn es nun aber da ist, sich über das zu betrüben, was sie lange begehrt, und wonach sie gestrebt haben. Glauben wir, daß der Tod etwas sei? — Allerdings, entgegnete Simmias darauf. — Doch nichts anderes als die Trennung der Seele vom Körper; und das Todtsein bestehe darin, daß von der Seele getrennt der Körper für sich sei, und die Seele vom Körper getrennt für sich sei. Der Tod wird doch nichts anders sein sollen, als dieß? — Nein, sondern dieß, sagte er. — Ueberlege also, mein Guter, ob es nun auch dir so scheint, wie mir: denn dadurch, glaube ich, werden wir zur Erkenntnis dessen kommen, was wir untersuchen. Glaubst du, es schicke sich für einen Weltweisen, sich zu mühen um die sogenannten Ergötzungen, wie um die durch Speisen und Getränke? — Ganz und gar nicht, mein Sokrates, sagte Simmias. — Wie nun die übrigen, als die Schmückung des Körpers, glaubst du, daß ein solcher sie hoch halte? Wie den Besitz verschiedener Gewänder und Schuhe und den übrigen körperlichen Schmuck, meinst du, daß er dieß hochachte oder verachte, insoweit nicht die äußerste Noth vorhanden ist, sich damit zu befaßen? — Verachten wird es, sagte er, wenigstens der wahre Weltweise? — Es scheint dir also ganz und gar, versetzte er, alles

Thun und Treiben eines solchen sich nicht auf den Körper zu beziehen, sondern sich so weit als möglich von demselben fern zu halten und auf die Seele gerichtet zu sein? — Mich bedünkt so. — Zuvörderst also, in dergleichen Dingen trennt offenbar der Weltweise die Seele, so weit es möglich, von der Gemeinschaft des Körpers, vorzugsweis vor den andern Menschen? — Es scheint so. — Und es meinen ja wohl die meisten Menschen, mein Simmias, daß für denjenigen Menschen, der kein Vergnügen an dergleichen findet, und sich nicht damit abgibt, das Leben keinen Werth habe, sondern daß derjenige beinahe schon todt sei, welcher sich nicht um die Ergötzlichkeiten, die der Körper gewährt, kümmert. — Du sprichst sehr wahr. — Es scheint gleichsam ein Fußsteig uns herauszuführen in der Untersuchung mit Hülfe der Vernunft, daß so lange wir den Körper haben und unsere Seele mit einem solchen Uebel vermengt ist, wir niemals das genugsam erwerben können, wonach wir streben. Dieß aber, sagen wir, ist das Wahre. Tausend Plagereien verursacht uns nämlich der Körper wegen der nöthigen Nahrung, außerdem, wenn Krankheiten uns befallen, so hemmen sie unser Streben nach dem Wirklichen; aber auch mit Liebhabereien und Begierden und Besorgnissen und allerlei eitlen Bildern und Possen erfüllt er uns, so daß es uns in der That, wie man zu sagen pflegt, vor demselben nicht einmal zu Verstande zu kommen möglich ist, denn Kriege, Aufstände und Schlachten veranlaßt nichts anderes als der Körper und die Begierden desselben. Um den Erwerb von Hab und Gut entstehen ja uns alle Kriege; die Habe aber sind wir genöthigt uns wegen des Körpers zu erwerben, indem wir seiner Pflege fröhnen. Demnach haben wir aller dieser Dinge halber keine Muße für die Weltweisheit. Das allerärgste ist aber, daß wenn er uns etwas Muße verstattet, und wir uns zu einer Betrachtung wenden, er uns immer wieder bei den Untersuchungen dazwischen kommt, Störung und Unruhe verursacht und verwirrt, so daß man von ihm das Wahre nicht sehen kann. Aber es gilt uns für wirklich erwiesen, daß wenn wir je etwas lauter erkennen wollen, wir uns von ihm losmachen und mit der Seele allein die Dinge an sich schauen müßen, und dann wird uns natürlich das werden, wonach wir verlangen und dessen Liebhaber wir uns nennen, nämlich die vernünftige Einsicht, nachdem wir gestorben sind, wie die Rede zeigt, während wir leben aber nicht. Denn wenn es nicht möglich ist, mit dem Körper etwas rein zu erkennen, so findet das eine von zweien statt, entweder es ist nie möglich zur Einsicht zu gelangen, oder wenn man gestorben ist, denn dann erst wird die Seele allein und für sich sein getrennt vom Körper, vorher aber nicht. Und so lange wir leben, werden wir, wie es scheint, so der Einsicht am nächsten kommen, wenn wir, so viel als möglich, nicht mit dem Körper verkehren und uns nichts mit ihm zu schaffen machen, wofern nicht die größte Nothwendigkeit vorhanden ist, und uns nicht von seiner Natur anstecken laßen, sondern

uns von ihm rein erhalten, bis Gott selbst uns erlöset hat. Und auf diese Weise werden wir als Reine, geschieden von der Thorheit des Körpers, auch unter solchen sein und durch uns jegliches Lautere erkennen. Dieß ist aber wohl das Wahre. Denn einem nicht Reinen ist durchaus nicht erlaubt, das Reine zu erfaßen. So, mein Simmias, glaube ich, sprechen zu einander und denken alle die recht Lernbegierigen oder bedünkt dich nicht also? — Allerdings, mein Sokrates.

Wenn also dieß wahr ist, mein Freund, sagte Sokrates, so ist große Hoffnung vorhanden, daß man dort angekommen, wohin ich gehe, wenn irgend wo anders, genugsam das erwerben werde, um was wir uns in dem verfloßenen Leben so viel Mühe gegeben haben; so daß die mir jetzt anbefohlene Reise mit froher Hoffnung unternommen wird, und so auch von jedem Anderen, der überzeugt ist, sein Geist sei wie gereinigt und gehörig ausgerüstet. — Ja wohl sagte Simmias. —

Es ist dir demnach ein hinreichender Beweis, daß ein Mann, den du unwillig werden siehst, wenn er im Begriff ist, zu sterben, kein Weisheitsfreund, sondern ein Körperfreund ist. Es trifft sich, daß eben derselbe wohl auch geldgierig und ehrgeizig ist, entweder eins von Beiden oder Beides. — Es verhält sich ganz so, sagte er, kommt nicht auch die sogenannte Mannhaftigkeit dem so Gesinnten am meisten zu? — Jedenfalls doch wohl, sagte er. — Also auch die Enthaltsamkeit, was nämlich die Leute Enthaltsamkeit nennen; nicht den Begierden nachzuhängen, sondern gleichsam gegen dieselben gleichgültig und ehrbar zu sein; kommt dieselbe nicht denen allein zu, welche sich um den Körper gar nicht kümmern und der Weltweisheit leben? — Dieß nun, sprach er, Simmias und Kebes, sage ich zu meiner Vertheidigung darüber, daß ich euch und die Gebieter hier verlaßen vernünftiger Weise darob nicht zürne, und unwillig bin, indem ich meine auch dort nicht weniger als hier gute Herrn und Freunde zu finden. Der Menge aber ist es unglaublich. Wenn ich nur bei euch in der Vertheidigung mehr Glauben gefunden habe, als bei den athenischen Richtern, so ist es gut.

Als dieß nun Sokrates gesagt hatte, so nahm Kebes das Wort und sprach: O Sokrates, das Uebrige scheint mir sehr schön gesagt zu sein, aber das über die Seele wird bei den Menschen vielen Zweifel finden, sie dürfe wohl (meinen sie), wenn sie sich von dem Körper getrennt hat, nirgends mehr sein, sondern an jenem Tage gänzlich zu Grunde gehen und umkommen, an welchem der Mensch stirbt; und sobald, als sie sich vom Körper trennt und herausgeht, wie Athem oder Rauch zerstieben und davon fliegen und nichts und nirgends mehr sein. Denn wenn sie irgend wo wäre, allein in sich gesammelt und getrennt von allen diesen Uebeln, die du so eben genannt hast, so wäre wohl viel und schöne Hoffnung, mein Sokrates, daß dieß wahr ist, was du sagst. Aber das bedarf nun vielleicht nicht geringer Ueberredung und Beglaubigung, sowohl, daß die Seele des Men-

schen nach dem Tode besteht, als auch, daß sie Kraft und Erkenntnis hat. — Du redest wahr, mein Kebes, entgegnete Sokrates. Aber was sollen wir thun! oder willst du, sollen wir eben darüber weiter plaudern, ob es wahrscheinlich ist, daß es sich so verhält oder nicht? — Ich möchte wohl gerne hören, sagte Kebes, was du für eine Meinung darüber hast. — Sonach, mein ich, würde wenigstens jetzt kein Zuhörer, sagte Sokrates, auch wenn es ein Komödiendichter wäre, sagen dürfen, daß ich leeres Geschwätz treibe und über Ungehöriges rede. Wenn es also gefällt, so müßen wir untersuchen. Wenn nämlich wirklich besteht, was wir immer im Munde haben, das Schöne und Gute und jegliche derartige Wesenheit, und wir auf dieselbe alles Sinnliche beziehen, indem wir sie als schon vorher vorhanden, und uns zugehörend wieder auffinden, und mit ihr dieses vergleichen: so muß ebenso, wie jenes wirklich ist, so auch unsere Seele schon, ehe wir geboren worden sind, wirklich sein. Wenn jenes aber nicht wirklich ist, so dürfte wohl diese ganze Rede nutzlos gesagt sein. Ist dem wohl also und findet eine gleiche Nothwendigkeit statt, daß sowohl jenes als auch unsere Seelen vorhanden sind, bevor wir geboren worden, und wenn jenes nicht, dann auch nicht dieses? — Durchaus, mein Sokrates, sagte Simmias, scheint mir dieselbe Nothwendigkeit stattzufinden, und die Rede hat eine sichere Zuflucht darin, daß gleichermaßen sowohl unsere Seele vor unserer Geburt vorhanden ist, als auch die Wesenheit, welche du so eben nennst. Denn ich kenne nichts, was so klar wäre, wie dieß, daß alles dergleichen durchaus wirklich da sei, das Schöne und Gute und das übrige alles, was du so eben nanntest; und mir gilt es für hinreichend erwiesen. — Wie aber nun dem Kebes? sagte Sokrates, denn auch den Kebes muß man überzeugen. — Ja freilich, sagte Simmias, nach meiner Meinung wenigstens; wiewohl er der hartnäckigste Mensch ist im Bezweifeln der Gründe, allein ich glaube, er wird davon hinreichend überzeugt sein, daß vor unserer Geburt unsere Seele vorhanden war.

Ob sie jedoch, auch nachdem wir gestorben sind, noch sein wird, das scheint auch mir nicht, mein Sokrates, dargethan zu sein, sondern es steht immer noch, was so eben Kebes sagte, jene Meinung der Menge entgegen, ob nicht mit dem Tode des Menschen die Seele sich zerstreue, und dieß für sie das Ende ihres Seins sei. Denn was hindert, daß sie geworden sei und anders woher sich sammle, und wirklich sei, bevor sie noch in den menschlichen Körper komme, wenn sie aber in denselben gekommen ist und sich von ihm trennt, dann selbst sterbe und umkomme? — Gut gesprochen, mein Simmias, sagte Kebes. Denn es scheint gleichsam die Hälfte bewiesen zu sein, von dem was nöthig ist, nämlich, daß bevor wir geboren wurden, unsere Seele bestand. Es muß aber außerdem bewiesen werden, daß auch, nachdem wir gestorben, sie nicht weniger sein werde, als vor der Geburt, wenn der Beweis vollständig sein soll.

Es ist auch jetzt schon erwiesen, o Simmias und Kebes, erwiderte Sokrates, wenn ihr diesen Satz mit jenem zusammenstellen wollt, über welchen wir vor diesem einig waren, daß jegliches Lebende aus dem Todten entstehe. Denn wenn die Seele schon früher vorhanden war und hierbei die Nothwendigkeit stattfindet, daß sie in's Leben eintretend und werdend nicht anders woher als aus dem Tode und dem Todtsein entstehen kann, wie ist es nicht nothwendig, daß sie auch nachdem sie gestorben ist, wirklich sei, da sie ja wieder entstehen muß? Erwiesen ist demnach, was ihr sagt, auch jetzt schon.

Aber dennoch scheinst du sowohl als auch Simmias diesen Satz gern noch mehr durchmustern zu wollen, und nach Weise der Kinder zu fürchten, es möchte sie wirklich der Wind, wenn sie aus dem Körper herausgeht, zerblasen und zerstreuen, insonderheit wenn einer gerade nicht bei Windstille, sondern bei einem großen Sturme stirbt. — Und Kebes erwiederte dabei lachend: So suche denn, mein Sokrates, gleich als ob wir uns fürchteten, uns umzustimmen; oder vielmehr nicht, als wenn wir uns fürchteten, sondern vielleicht lebt auch in uns ein Kind, welches dergleichen fürchtet, dieß wollen wir zu überreden versuchen, den Tod zu fürchten, wie die Gespenster. — Ihr müßt nur, sagte Sokrates, es täglich besprechen, bis ihr es durch Besprechungen ausgetrieben habt. — Woher werden wir nun, mein Sokrates, sagte er, einen tüchtigen Beschwörer gegen dergleichen hernehmen, da du, sagte er, uns verläßest? — Helas ist groß, mein Kebes, entgegnete er, und es finden sich gewiß tüchtige Männer; auch sind ja die Völker des Auslandes zahlreich, die ihr alle durchspüren müßt, einen solchen Beschwörer suchend, ohne Geld und Mühe zu sparen; denn es gibt nichts, worauf ihr beßer euer Geld verwenden könntet. Ihr müßt aber auch selbst in Gemeinschaft miteinander nachforschen, denn ihr dürftet wohl nicht leicht welche finden, die geeigneter sind, dieß zu thun, als ihr.

Das nun soll geschehen, erwiderte Kebes. Laßt uns aber auf das zurückgehn, wovon wir abgekommen sind, wenn es dir genehm ist. — Gar sehr genehm; denn wie sollte es nicht? — Schön, sagte er.

Wir müßen also etwa folgendermaßen uns selbst fragen, sagte Sokrates: Wie ist nun das Ding beschaffen, dem es zukommt, dieß zu erfahren, das Zerstieben und für welches wir fürchten müßen, es möchte dieß erfahren, und wie beschaffen das, dem dieß nicht zukommt? Und hierauf müßen wir wieder untersuchen, zu welchem von beiden die Seele gehört, um demgemäß getrost, oder für unsere Seele besorgt zu sein. — Du sprichst wahr, sagte er. Kommt es nun nicht dem, was zusammengesetzt worden und als Zusammengesetztes besteht, von Natur zu, auf dieselbe Weise aufgelöst zu werden, wie es zusammengesetzt worden? Wenn es aber etwas Nichtzusammengesetztes gibt, so kommt es wohl diesem allein zu, wenn irgend einem

Dinge, dieß nicht zu erfahren. — Es scheint mir, sagte Kebes, sich so zu verhalten. — Was sich nun immer auf dieselbe Weise und gleichmäßig verhält, ist von dem nicht höchst wahrscheinlich, daß dieß das Nichtzusammengesetzte, was sich aber unter anderen Verhältnissen anders und niemals auf dieselbe Weise verhält, daß dieß das Zusammengesetzte sei? — Mir wenigstens scheint es so zu sein. — Das Gleiche an sich, das Schöne an sich, jegliches an sich was ist, das Seiende, erleidet das wohl irgend eine Veränderung? oder verhält sich jegliches von ihnen, was wirklich ist, als etwas Eingestaltiges an sich, immer gleichmäßig und auf dieselbe Weise und erleidet niemals auf keine Weise irgendwie eine Veränderung? — Nothwendig, sagte Kebes, muß es sich gleichmäßig auf dieselbe Weise verhalten, mein Sokrates. — Wie aber steht es mit den vielen schönen Dingen, als Menschen, Rossen, Gewändern oder anderen dergleichen Dingen, seien sie gleich oder schön, seien sie sonst mit jenen gleichnamig? Verhalten diese sich auf dieselbe Weise, oder sind sie ganz im Gegentheil von jenen weder mit sich selbst noch untereinander, mit einem Worte, niemals gleich? — Im Gegentheil, sagte Kebes, diese verhalten sich niemals gleichmäßig. — Nicht wahr, diese kannst du wohl auch berühren und sehen, und mit den übrigen Sinnen wahrnehmen, die aber, welche sich auf dieselbe Weise verhalten, dürftest du wohl nicht durch irgend etwas anderes erfaßen als durch das Denken der Seele, sondern dergleichen sind unsichtbar und nicht zu sehen. — Du sprichst vollkommen wahr, sagte er.

Willst du nun, daß wir zwei Arten der Dinge annehmen, eine sichtbare und eine unsichtbare? — Wir wollen sie annehmen, sagte er. — Und das Unsichtbare als sich immer auf dieselbe Weise verhaltend, das Sichtbare nimmer auf dieselbe Weise? — Auch das, sagte er, wollen wir annehmen. — Welcher Art nun werden wir den Körper ähnlicher und verwandter nennen? — Jedem leuchtet es ein, der sichtbaren. Wie aber die Seele? Ist sie etwas Sichtbares oder Unsichtbares? — Wenigstens nicht für die Menschen, mein Sokrates, sagte er. —

Betrachtet es auch auf folgende Weise: Nachdem Seele und Körper an einem Orte beisammen sind, so befiehlt diesem die Natur zu dienen und sich beherrschen zu laßen, jener aber zu herrschen und zu gebieten; hiernach wieder, welches von beiden scheint dir dem Göttlichen ähnlich zu sein und welches dem Sterblichen? Oder meinst du nicht, daß das Göttliche von Natur geeignet sei, zu herrschen und zu befehlen, das Sterbliche sich beherrschen zu laßen und zu dienen? — Mir scheint es so. — Welchem von Beiden gleicht also die Seele? — Offenbar, mein Sokrates, die Seele dem Göttlichen, der Körper dem Sterblichen. — Sieh nun, mein Kebes, ob uns aus Allem dem Gesagten das herauskommt, daß dem Göttlichen, Unsterblichen, geistig Wahrnehmbaren, Eingestaltigen, Unauf-

löslichen und sich immer gleichmäßig auf dieselbe Weise Verhaltenden die Seele am ähnlichsten ist, hingegen dem Menschlichen, Sterblichen, geistig nicht Wahrnehmbaren, Vielgestaltigen, Auflöslichen und sich niemals auf dieselbe Weise Verhaltenden hinwiederum dem Körper am ähnlichsten ist. Haben wir etwas anderes dagegen zu sagen, lieber Kebes, daß es sich nicht so verhalte? — Nein.

Wie nun? wenn sich dieß so verhält, ist es nicht dem Körper angemeßen, bald sich aufzulösen, der Seele hingegen, ganz und gar unauflöslich zu sein oder doch fast so? Wie sollte es nicht? — Bedenke nun, sagte er, daß, wenn der Mensch gestorben ist, das Sichtbare an ihm, der Körper und sichtbar Daliegende, was wir eben Leichnam nennen, dem es angemeßen ist sich aufzulösen und zu zerfallen, (und verweht zu werden), nicht zugleich etwas von diesem erleidet, sondern eine ziemlich geraume Zeit dauert, und auch, wenn Einer bei blühender Leibesbeschaffenheit stirbt, in solchem Zustande gar lange. Ist erst der Körper zusammengefallen und einbalsamirt, wie die in Aegypten Einbalsamirten, so dauert er beinahe eine unendliche Zeit. Und einige Theile des Körpers, wie Knochen, Sehnen und alles dergleichen sind, wenn auch der Körper verfault ist, so zu sagen, unsterblich; oder nicht? — Ja. — Die Seele nun, das Unsichtbare, das nach eben solchem Ort Wandelnde, nach einem herrlichen und reinen und unsichtbaren, in den wahren Hades zu dem guten und weisen Gott, wohin, so Gott will, meine Seele sehr bald gehen muß, sollte uns nun diese, von solcher Art und Beschaffenheit, wenn sie sich vom Körper trennt, sogleich verfliegen und dahin sein, wie die Menge sagt? Weit gefehlt, mein bester Kebes und Simmias, sondern es verhält sich vielmehr so: Wenn sie in reinem Zustande sich trennt, nichts vom Körper an sich mitnehmend, indem sie im Leben freiwillig keine Gemeinschaft mit ihm hatte, sondern ihn floh und sich in sich sammelte, indem sie dieß immer zum Gegenstand ihres Strebens machte — das ist aber nichts anders, als recht philosophirte und in Wirklichkeit sich übte, leicht zu sterben; oder wäre dieß nicht eine Uebung für den Tod? — Allerdings. — Wenn sie nun so beschaffen ist, so geht sie hinweg in das, was ihr gleicht, zu dem Unsichtbaren, Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen, woselbst angelangt, Glückseligkeit ihr zu Theil wird, indem sie von Irrsal und Thorheit und Furcht und unbändigen Begierden und den übrigen menschlichen Uebeln erlöst ist, und wie von den Geweihten gesagt wird, in Wahrheit die übrige Zeit mit den Göttern verlebt. Wollen wir so sagen, mein Kebes, oder anders?

Aber in das Geschlecht der Götter zu kommen, ist dem nicht vergönnt, welcher nicht philosophirt hat, und ganz rein weggeht, sondern nur dem Lernbegierigen. Aber deswegen, lieber Simmias und Kebes, enthalten sich diejenigen, welche recht philosophirten, aller Begierden des Körpers und sind standhaft und geben sich ihnen nicht hin, nicht-

etwa weil sie Zerrüttung ihres Hauswesens oder Armuth fürchten, wie die vielen Geldliebenden; auch nicht, weil sie die Unehre und den bösen Namen der Schlechtigkeit fürchten, wie die Herrsch- und Ehrsüchtigen, enthalten sie sich derselben. — Das würde sich denn auch nicht schicken, mein Sokrates, entgegnete Kebes. — Freilich nicht, beim Zeus! sagte jener. Deshalb, mein Kebes, fuhr er fort, machen sich jene, die sich um ihre Seele kümmern, aber nicht ihr lebelang den Körper irgend zu stützen, mit allen diesen nichts zu thun, und gehen nicht denselben Weg mit ihnen, als mit Leuten, die nicht wißen, wohin sie gehen, sondern in der Ueberzeugung, daß man nicht der Weltweisheit zuwider handeln dürfe, und der Lösung und Reinigung der Seele, wenden sie sich hieher, indem sie jener folgen, wohin sie vorangeht.

Es entstand nun, nachdem Sokrates dieß gesagt hatte, auf lange Zeit Stille, und sowohl Sokrates selbst befand sich im Nachsinnen über das Besprochene, wie es schien, wenn man ihn ansah, als auch die meisten von uns. Kebes aber und Simmias redeten ein wenig zu einander. Als dieß Sokrates bemerkte, fragte er sie: Was, sagte er, das scheint euch doch nicht etwa ungenügend besprochen zu sein? Freilich enthält es noch viel Zweifelhaftes und Bedenkliches, wenn nämlich einer es genugsam durchgehen will. Wenn ihr nun etwas anderes im Sinne habt, so sage ich nichts; wenn ihr aber über dieses Zweifel hegt, so zögert nicht, es allein zu besprechen und aus einander zu setzen, falls ihr irgend meint, daß es so beßer gesagt werde, oder auch mich mit dazu zu ziehen, wenn ihr glaubt, mit mir beßer zu fahren. — Und Simmias entgegnete: So will ich dir denn, mein Sokrates, die Wahrheit sagen. Schon längst nämlich Zweifel hegend stoßen wir einer den andern und heißen uns gegenseitig dich fragen, indem wir zwar etwas zu hören wünschen, aber doch fürchten beschwerlich zu fallen, indem es dir unangenehm sein dürfte wegen des gegenwärtigen Unglückes. — Als er dieß hörte, sagte er mit gutmüthigem Lächeln: O weh, Simmias, es wird fürwahr schwer halten, die andern Menschen zu überzeugen, daß ich mein jetziges Geschick für kein Unglück halte, da ich ja nicht einmal euch überzeugen kann, und ihr vielmehr fürchtet, daß ich verdrießlicher sei als im vergangenen Leben. Und deshalb muß nun ein Mann, fuhr Sokrates fort, hinsichtlich seiner Seele frohen Muthes sein, welcher in dem Leben um die übrigen Vergnügungen, die den Körper und dessen Schonung betreffen, als ihm fremd, sich nicht bekümmert hat, indem er der Meinung gewesen, daß sie eher die Sache böse machten, sondern sich jener, die das Lernen betreffen, beflißen hat, und nachdem er seine Seele nicht mit fremdartigem, sondern mit ihrem eigenen Schmuck geziert, mit Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Freiheit und Wahrheit, so die Wanderung in den Hades abwartet, sie anzutreten, wenn das Schicksal ruft. Ihr nun, Simmias, Kebes und ihr anderen werdet alle zu einer andern Zeit die Reise machen; mich aber ruft eben jetzt das Geschick, wie ein Tragiker sagen würde, und es ist fast

Zeit, mich in's Bad zu begeben. Denn es scheint beßer zu sein, mich erst zu baden und dann das Gift zu trinken, und nicht erst den Weibern die Mühe machen, den Leichnam zu waschen.

Als er nun dieß gesprochen hatte, so sagte Kriton: Gut, mein Sokrates. Aber was trägst du diesen oder mir auf in Betreff der Kinder oder sonst irgend eines Dinges, wodurch wir dir einen besondern Gefallen thun könnten? — Was ich immer sage, mein Kriton, antwortete er, es ist nichts neues; daß ihr nämlich, wenn ihr für euch selbst sorgt, mir und den Meinigen und euch selbst, was ihr immer thut, zu Gefallen thut, auch wenn ihr es jetzt nicht versprecht: wenn ihr aber euch selbst vernachläßigt, und nicht gleichsam die Fußtapfen des jetzt und des Vorhergesagten verfolgen und so leben wollt, so wird es euch, wenn ihr jetzt auch noch so viel und so heilig versprechet, nichts helfen. — Wir wollen uns also bemühen so zu thun, sagte er. Auf welche Weise sollen wir dich aber begraben? Wie ihr wollt, sprach er, wenn ihr mich nur erst habt, und ich euch nicht entwische. Hiebei lächelte er ruhig und sagte, den Blick auf uns gerichtet: O Männer, ich überzeuge nicht den Kriton, daß ich hier der Sokrates bin, der jetzt spricht, und jegliches, was gesprochen wird, auseinander setzt, sondern er glaubt, daß ich jener sei, den er in Kurzem als Leichnam sehen wird, und fragt daher, wie er mich begraben soll. Worüber ich aber schon lange viel geredet habe, daß ich, nachdem ich das Gift getrunken, nicht mehr bei euch bleiben, sondern zu irgend welchem Glück der Seligen hinweggehen werde, das scheine ich ihm nur so gesagt zu haben, um sowohl euch, als mich zu trösten. Leistet also bei Kriton für mich die entgegengesetzte Bürgschaft, welche er bei den Richtern für mich leistete, denn er verbürgte sich, daß ich bleiben, ihr aber sollt euch verbürgen, daß ich nicht bleiben, wenn ich gestorben bin, sondern davon eilen werde, damit es Kriton gelaßener ertrage, und nicht um meinetwillen sich betrübe, wenn er meinen Körper verbrennen oder begraben sieht, als wenn mir Uebels widerführe, und auch nicht bei der Bestattung sage, er stelle den Sokrates aus oder trage ihn hinaus oder beerdige ihn. Denn wiße wohl, fuhr er fort, mein bester Kriton, sich schlecht auszudrücken, ist nicht nur an sich fehlerhaft, sondern macht auch einen schlechten Eindruck auf die Seele. Guten Muthes mußt du sein und sagen, daß du meinen Leib begräbst und begrabe ihn so, wie es dir eben genehm ist und wie du es am schicklichsten findest.

Als er dieß gesagt hatte, erhob er sich und begab sich in ein Gemach, um sich zu baden, Kriton folgte ihm, uns aber hieß er warten. Wir warteten also, indem wir uns untereinander über das Geredete unterhielten und es nochmals betrachteten, dann auch über das große Unglück, welches uns betroffen hätte, sprachen, indem wir ganz und gar der Meinung waren, daß wir eines Vaters beraubt, das übrige Leben verwaist hinbringen würden.

Nachdem er sich gebadet hatte, und die Kinder zu ihm gebracht

worden waren, — denn er hatte zwei kleine Söhne und einen erwachsenen, — und die ihm angehörigen Weiber gekommen waren, so sprach er mit ihnen im Beisein Kritons und trug ihnen das auf, was er wollte, und hieß dann die Weiber und die Kinder sich entfernen, er selbst aber kehrte zu uns zurück. Es war bereits nahe an Sonnenuntergang, denn er hatte sich lange drinnen aufgehalten. Als er nach dem Bade hereingekommen war, so setzte er sich wieder und hatte noch nicht viel seitdem gesprochen, da kam der Diener der Eilfmänner, trat zu ihm heran und sagte: Von dir werde ich nicht so denken wie ich von andern denke, daß sie mir zürnen und mich verwünschen, wenn ich ihnen ankündige, das Gift zu trinken, indem es die Vorgesetzten befehlen. Dich habe ich schon sonst in dieser Zeit als den edelsten und sanftesten und besten Mann unter denen, die je hieher gekommen sind, kennen gelernt, und so bin ich denn auch jetzt überzeugt, daß du mir nicht zürnst — du kennst ja die, welche schuld sind, — sondern jenen: nun also, du weißt ja, was ich anzukündigen gekommen bin, lebe wohl und suche so geduldig als möglich die Nothwendigkeit zu ertragen. Und dabei weinte er, drehte sich um und gieng fort. — Und Sokrates sagte zu ihm aufblickend, auch du lebe wohl, und wir wollen so thun. Und zu uns sprach er: Wie höflich doch der Mann ist; die ganze Zeit über kam er zu mir und unterhielt sich bisweilen und war der beste Mensch von der Welt; und wie aufrichtig beweint er mich jetzt! Aber wohlan denn, mein Kriton, wir wollen ihm folgen, und es mag einer das Gift bringen, wenn es gerieben ist; wo nicht, so soll es der Mensch reiben. Und Kriton sagte: Aber ich glaube, mein Sokrates, daß die Sonne noch auf den Bergen ruht und noch nicht untergegangen ist. Auch weiß ich, daß andere gar spät getrunken haben, nachdem es ihnen angekündigt worden, und daß sie vorher viel gegeßen und getrunken. Eile doch nicht; es ist ja noch Zeit. — Sokrates erwiderte: Ganz natürlich, mein Kriton, thun jene dieß, die du meinst; denn sie glauben, wenn sie dieß thun, Gewinn zu haben, ich aber werde natürlich dieß nicht thun; denn ich glaube nichts weiter dabei zu gewinnen, wenn ich etwas später trinke, als vor mir selbst lächerlich zu werden, indem ich am Leben hienge und geizte, wo nichts mehr ist. Gehe nur, sagte er; gehorche, und handle nicht anders.

Als Kriton dieß vernommen hatte, so winkte er dem Knaben, der in der Nähe stand. Der Knabe gieng hinaus und kehrte nach geraumer Zeit mit dem zurück, welcher das Gift reichen sollte, und der es gerieben in einem Becher brachte. Als Sokrates den Menschen sah, so sprach er: Schön, mein Bester, du bist ja darin erfahren, was habe ich zu thun? Nichts weiter, sagte dieser, als nach dem Trinken herumzugehen, bis die Beine dir schwer werden, dann dich niederzulegen, und so wird es schon von selbst wirken, und zugleich reichte er Sokrates den Becher, und dieser, o Echekrates, nahm ihn ganz freundlich hin, ohne zu zittern und ohne die Farbe oder die Gesichtszüge zu verändern, sondern wie er gewohnt war, das Auge

fest auf den Menschen gerichtet, fragte er: Was meinst du von diesem Tranke hinsichtlich einer Spendung? Ist es erlaubt oder nicht? — Wir reiben nur so viel, o Sokrates, sagte er, als wir glauben, daß es gerade das gehörige Maß zum Trinken sei. — Ich verstehe, antwortete jener. Aber flehen wenigstens darf und muß man doch zu den Göttern, daß die Uebersiedlung von hier dorthin glücklich sei. Dieß flehe ich hiermit, und es geschehe also! Und bei diesen Worten trank er ihn in einem Zuge und leicht und schnell aus. Bis dahin nun waren die meisten von uns so ziemlich im Stande gewesen, sich des Weinens zu enthalten; als wir aber sahen, wie er trank, und er getrunken hatte, dann nicht mehr, sondern bei mir selbst floßen mit Gewalt und stromweis die Thränen, so daß ich mich verhüllte und über ihn weinte; denn nicht ihn beweinte ich, sondern mein eigenes Geschick, daß ich eines solchen Freundes beraubt wurde. Kriton aber war noch eher als ich aufgestanden, da er nicht im Stande war, die Thränen zurückzuhalten. — Appollodoros aber hatte schon früher nicht aufgehört, Thränen zu vergießen, und nun schrie er laut auf, weinend und sich übel gebärdend, und es war keiner unter den Anwesenden, dem er nicht das Herz zerrißen hätte, ausgenommen Sokrates selbst. Dieser sagte aber: Was macht ihr sonderbaren Menschen; ich habe ganz besonders deswegen die Weiber weggeschickt, daß sie nicht so albern sich gebärdeten. Denn ich habe gehört, daß man in Ruhe sterben muß. Seid doch ruhig und haltet aus. — Als wir dieß hörten, schämten wir uns und hielten an mit Weinen. Er aber gieng herum und legte sich, nachdem er gesagt hatte, ihm würden die Beine schwer, auf den Rücken nieder, denn so hieß es der Mensch; und zugleich befühlte ihn der, welcher ihm das Gift gereicht hatte, und betrachtete von Zeit zu Zeit die Füße und die Schenkel, und hierauf drückte er stark den Fuß und fragte, ob er es fühle. Er verneinte es. Hierauf wieder die Schienbeine und so weiter hinauf gehend, zeigte er uns, wie er erkaltete und steif werde. Und er selbst tastete und sagte, daß er, wenn es ihm bis an das Herz gekommen sein würde, dann dahin sein werde. Schon war alles an ihm bis in die Gegend des Unterleibes erkaltet, da deckte er sich auf, denn er hatte sich verhüllt und sagte, was seine letzten Worte waren: O Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig, gebt ihn und vergeßt nicht. — Das soll geschehen, sagte Kriton; aber siehe zu, ob du noch etwas anderes zu sagen hast. — Auf diese Frage antwortete er nicht mehr, sondern nach einer kurzen Weile zuckte er, und der Mensch deckte ihn auf, und seine Augen waren starr. Als dieß Kriton sah, drückte er ihm den Mund und die Augen zu. Dieß mein Echekrates, war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, welcher, wie wir wohl sagen können, der beste von unseren Zeitgenoßen war, die wir näher kannten, und übrigens der Verständigste und Gerechteste.

Worterklärungen
zu den Gedichten von Hebel.

(Aus Hebels Allemanischen Gedichten.)

Aetti, Vater.
afange, verb. anfangen; adv. endlich, nach und nach.
Agle, steife stehende Spitzen, z. B. an den Ähren.
as, als.
ass, daß.
bis, Imp. von sein. Sei!
Bluest, Blüte.
briegge, weinen.
Chilche, Kirche.
Chriesi, kleine Waldkirschen.
Chüngi, Kunigunda.
Distelzwigli, Distelfink.
düsele, schlummern, halbschlafend gehen.
enanderno, unmittelbar, geschwinde, einander nach.
gattig, wohlgebildet.
Glast, Glanz.
glitzere, schimmern.
go, gen, nach.
goh, gehen.
Gottwilche, Begrüßungsformel. Von Gott oder Gottes Willkomm!
Grumbire, Kartoffeln.
Gubl, Hahn.
güggele, durch eine kleine Oeffnung schauen.
günne, pflücken, gewinnen.
Hurst, Strauch.
s'hurniglet, es rieselt.
Immli, Bienchen.
Lädemli, kleiner Fensterladen.
Licht, z'Licht, Auf Nachtbesuch.
luege, schauen.
Meje, Blumenstrauß.
niemes, niemand.
nootno, nach und nach.
numme, nur.
obsi, über sich, aufwärts.
Oser, Büchersack.
Plunder, Kleidungsstücke.
Plunni, Apollonia.
pöpperle, schnell und schwach klopfen.
reble, sich kraftlos hin und herbewegen; daher: mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen.
schliefe, schlüpfen.
Schoch, Schocheli, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern.
Schrunde, aufgesprungene und aufgeritzte Haut.
sieder, präp. seit; adv. unterdessen.
siederie, seither.
sölli, sehr.
strehle, kämmen.
stubete, z'stubete, auf Besuch.
toll, schön.
trüeihe, ursprünglich sammeln, zulegen; daher fett und stark werden.
weger, wahrlich.
weidli, hurtig.
Wunderwitz, Neugierde.
Zibertli (ausgetrocknete) weiße Pflaumen.
Zinkli, Hyacinthen.

Inhalt.

Von Außen.

Nach Innen.

Pest, 1854. Buchdruckerei von Landerer und Heckenast.